

Reise in den Ostseeprovinzen.



Reise

in den

Ostseeprovinzen Russlands.

Von

Paul Hunfalvy.

Frei aus dem Ungarischen.



Magyar Királyság
Könyvtárak
100502

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1874.

I n h a l t.

I.

Von Danzig nach Riga. Seite 1.

(Danzig. Der deutsche Orden. Hermann v. Salza. Betrachtungen des Bürgermeisters von Cybikuhnen. Königsberg; Kant; das Universitätsgebäude. Die Gebäude Stiller's. Wirballen; die russische Eisenbahn. Polen und Lithauen von 1300—1572. Dünaburg)

II.

Riga. Seite 17.

(Riga. Statistische und historische Skizze des Est-, Liv- und Kurlandes. Livland mit Polen vereinigt. Polen seit 1572. Stephan Bathory, mächtiger Beherrscher Polens; ein Freund der Jesuiten. Die Gegenreformation bringt das schwedische Wasageschlecht auf den polnischen Königsthron. Krieg zwischen den schwedischen und polnischen Wasa's; Livland kommt unter schwedische Macht. Schwedische Besitzverleihungen und nachherige Reductionen. Der große nordische Krieg vereinigt Est- und Livland mit Rußland. Auch Kurland wird russisch. — Ethnographische Skizze der drei Herzogthümer; der livische, estnische und lettische Bauer; der deutsche oder sächsische Herr. Zustand der Bauern bis 1804 und 1819. — Geschichte und Verfassung der Stadt Riga, das eine reine Hansestadt. In Riga keine estnische Elementarschule.)

III.

Von Riga nach Reval. Seite 47.

(Von Riga nach Reval. Die Werke Schirren's und Samarin's. Die neuere russische Politik gegenüber den Ostsee-Provinzen; deren Vertheidigung gegen die Angriffe der russischen Politik. Der Hafen von Hapsal. Peter der Große unterwirft die Provinzen seiner Herrschaft nicht als eroberte, sondern als erworbene. Betrachtungen über die polnische und schwedische Politik gegenüber den baltischen Provinzen; ob es auch Rußland so ergehen wird? Ankunft in Reval.)

IV.

In Dorpat. Seite 73.

(Ernteausichten. Wie man hier reist. Eine kurze Sommernacht. Estnische Sage von Koit und Amarik. Der Küstenstrich des Dorpater Bezirks der Herb

der estnischen Sagen. Lage der Stadt Dorpat; Geschichte. Die Freiheitsfeier des estnischen Volks. Die Wanemuine-Gesellschaft. Zustand der estnischen Bauern nach 1819. Ihr Loos wird durch die Gesetze von 1849 und 1865 gebessert. Sie erlangen Grundbesitz. Das Fest währt drei Tage. Das Aeußere, die Fernbegierde des Volks. Die Esten hatten früher keine Familiennamen. Der Bürgermeister von Dorpat.)

V.

Religion. Seite 98.

(Der religiöse Eifer des Volkes. Der Nystädter Friedensschluß begründet die Parität der religiösen Bekenntnisse in den baltischen Provinzen. Im russischen Reich ist die orthodoxe Kirche die herrschende, die übrigen sind nur tolerirt. Peter der Große macht sich zum Oberhaupt der orthodoxen Kirche. In den baltischen Provinzen verschwindet die Parität der Bekenntnisse. Die russische Geistlichkeit kommt in's Land. Die Bekehrungen von 1845—1846. Die Bekehrten sehnen sich zurück. Die Rundreise und der Bericht des Grafen Bobrinski. Die Rundreise des Erzbischofs Platon. Einige Concessionen. Walter, Döbner, Platon werden ihres Amtes entsetzt.)

VI.

Die estnische Literatur. Seite 117.

(Estnische Volksagen. Kreuzwald nicht in Dorpat. Lydia, eine estnische Schriftstellerin; der Wassermüller. Jannsen und die estnische Journalistik. Leo Meyer. Die Dorpater Universtität. Die Sammlungen der Estnischen Gelehrten Gesellschaft. Bogulisches Evangelium. Historische Skizze der estnischen Literatur. Entstehung und Thätigkeit der Estnischen Gelehrten Gesellschaft. Das Gedicht der Kalevi-poeg-Sage. Andere Arbeiten Kreuzwald's. Wiedemann's estnisches Wörterbuch.)

VII.

Ueber Fellin nach Reval. Seite 143.

(Die Johannisnacht in Dorpat. Zum Gottesdienst eilende Wagen. Umzäunungen der Aecker. Die Kirche von Pohja-küla. Volk auf dem Wege nach Ranno-kirk. Kobbenspeck und -fett. Wirz- oder Wörs-järv. Der Embach berühmt. Märchen vom Emmu- und Wirz-järv. Hauswirth in Reieküla, seine Gebäude und Leistungen. Fellin. Aufenthalt in Böhmen. Anni-küla. Die Leistungen der Kisaer Bauern. Ankunft in Reval.)

VIII.

Reval. Seite 160.

(Reval und die Kalevi-Sage. Die dänische Eroberung. Die Geschichte der Stadt. Peter der Große in Reval. Die städtische Verwaltung und ihre Beamten. Die städtischen Unterthanen. Die städtischen Einnahmen. Die Bevölkerung der Stadt. Ihre Kirchen. Estnische Kirche und estnischer Gottesdienst. Statistischer Ausweis der estnischen Gemeinde. Das Haus der großen Gilde. Geschichte der Domschule. Ernst Karl Baer, ihr einstiger Schüler, rühmt sie. Verschiedene Systeme derselben. Die für die militärische Laufbahn

sich Vorbereitenden werden russisch unterrichtet. Die Störung der Schule im J. 1854. Sie feiert das Jubiläum Baer's im J. 1864. Baer schreibt im J. 1844 über Regulsh. Heutige Verfassung der Domschule. Die russischen Gymnasien. Die Vielsprachigkeit ist nirgends zu vermeiden. Katharinenthal. Kosch. Die Brigitteruine. Eine Art Einstebler-Bowhnung. Kahnfahrt auf bewegter See.)

IX.

Der frühere Zustand der Esten. Seite 184.

(Das Interesse für die vorhistorische Zeit der Nationen. Heinrich der Lette beschreibt als Augenzeuge die Eroberung der baltischen Provinzen. Wie betrugten sich die unterdrückten Letten gegen die Christen? Die vier Bezirke der Liven. Sie fühlen zuerst die Wirkung der Eroberung; sie empören sich mehrmals. Unter ihnen entsteht die Advocatia, welche bald in Verfall geräth. Die christlichen Liven sind grausam gegen die Esten. Der Live Kaupo ist treu. Die Bezirke der Esten; sie vertheidigen sich energisch. Der Este Lembit. Kilegund. Maja. Maleva. Nagat = Häute als Geld. Estnische Städte. Tharapita. Lofung. Die Sage. Taara. Ukko. Jumal. Wanemuine. Dem Menschengeschlecht gehen Riesen voran. Kalev. Kalev's Sohn = Kalevipoeg. Geschichte der Kalevipoeg-Sage. Die Sänge (Betten-) des Kalevipoeg. Die Sage ist nur ein Bruchstück.)

X.

Die Verwandtschaft der ungarischen Sprache. Seite 200.

(Die estnische Sprache ist ein Dialekt der finnischen. Die sprachliche Verwandtschaft hat einen bestimmten Charakter. Nur ursprüngliche Wörter können hierbei entscheiden. Jede Sprache hat eine zweiseitige, eine äußere und eine innere Geschichte. Die Sprachen verändern sich. Die localen Verzweigungen der Grundsprache erzeugen die verwandten Sprachen. Die Verwandtschaft beweisen einzelne Wörter und die grammatischen Formen. Unter den Wörtern fallen die Zahlwörter sehr in's Gewicht. Die ungarische Sprache ist im Allgemeinen mit den finnischen, besonders aber mit den ugrischen Sprachen verwandt. Die heutigen und einstigen Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker. Die Resultate vergleichender Sprachforschung haben historische Glaubwürdigkeit.)

XI.

In Petersburg. Seite 228.

(Schiefner. Dampfschiff-Bekannthschaft. Ein russischer Oberst, der an dem ungarischen Kriege Theil genommen. Kronstadt. Die Newa. Petersburg. Die Verehrung der heiligen Bilder. Newski-Prospekt. Bazar. Sommergarten. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Kunik. Die Isaakskirche. Das Monument Peters des Großen. Ein Spaziergang auf den Inseln der Newa. Die Confessions-Verhältnisse des russischen Reiches. Setten. Kaiserliche Sammlungen. Das Haus Peters des Großen. Auszug aufs Land.)



I.

Von Danzig nach Riga.

(Danzig. Der deutsche Orden. Hermann v. Salza. Betrachtungen des Bürgermeisters von Hydrkuhnen. Königsberg; Kant; das Universitätsgebäude. Die Gebäude Stülers. Wirballen; die russische Eisenbahn. Polen und Litthauen von 1300—1572. Dünaburg.)

Die Ostsee oder das baltische Meer nimmt wohl in der Geschichte der europäischen Menschheit keine so hervorragende Stelle ein, wie das mittelländische Meer. Doch ist seine Bedeutung für die östlichen und nördlichen Reiche, von denen auch Ungarn sowohl in der Vergangenheit beeinflusst wurde, als auch in der nächsten oder einer ferneren Zukunft beeinflusst werden wird, nicht gering. Und wo könnten wir nützlichere ethnographische Studien machen, als in den Ländern des baltischen Meeres? Vielleicht, daß es auch aus anderen Gründen zweckmäßig sein wird, dahin zu reisen, dachte ich, und stieg Anfangs Juni im Jahre 1869 in Danzig aus, welches der ungarische Reisende im 17. Jahrhundert und die damalige ungarische Literatur Danzka nannte.

Die Gassen Danzigs (polnisch Gdansk) sind überraschend. Dieselbe betrachtend, dünkt man sich in einem Theater, dessen Dekorationen der Wirklichkeit ganz nahe kommen. Die mittelalterlichen Gebäude, die nach oben spitz auslaufenden Giebel, und die die Straßen einengenden Aufgänge, welche steinerne Löwen und andere plastische Werke zieren, haben sich hier besser erhalten, als selbst in Lübeck. Wir befinden uns in einer Hansestadt, die das Äußere von einst bewahrt, als ob es sich unserm Jahrhundert noch nicht anschniegen wollte oder nicht könnte; von welcher wir aber gleich herzlich gerne bekennen, daß sie daran wohl thut, so lange als möglich das zu bleiben was sie ist. Die beiden Arme der Motlau umgeben die Stadt von Ost, — das kleine Flüsschen Radaune

von Nord=West — und ergießen sich nach ihrer Vereinigung in die Weichsel. Das Meer und die Weichsel gaben der Stadt ihre Bedeutung, jenes, indem es dieselbe mit den Hansestädten verband und den Handel beförderte, diese, indem sie die Produkte Polens in die einzige Hafenstadt, über welche das große Reich mit anderen Reichen in Berührung treten konnte, herbeiführte. Nach Odessa ist Danzig die größte Getreide=Exportstadt Europas. Die Getreideniederlagen sind auf der sogenannten Speicherinsel, welche für 2,625,000 Scheffel Getreide Raum hat, und in welche man weder Feuer noch Licht tragen darf. Auch wohnt Niemand auf der Insel.

Da die Stadt eine Festung ist, so schmücken dieselbe alte und große Thore, wie das im Jahre 1588 erbaute Hohe Thor, das 1612 erbaute Langgassenthor, endlich das Grüne Thor, Oliva=Thor u. s. w. Das berühmteste Haus des Langemarks ist das Stadthaus aus dem 14. Jahrhundert, mit einem im Jahre 1566 erbauten Thurm, in welchen man uns zu unserm Bedauern nicht hinauf ließ, da man eben die Treppen baute. Mit um so größerem Interesse betrachteten wir den Berathungsaal, dessen Gleichen man sich bei uns nicht einmal träumen ließe, da in den früheren Jahrhunderten vor der Türkenzeit bei uns nur wenig gebaut wurde, während derselben daran nicht einmal gedacht werden konnte und nach derselben sogar das niedergerissen wurde, was die Türken verschont oder selbst gebaut hatten. Hier kann sich das Auge an den Ornamenten erfreuen, welche den Plafond des Saales zieren, an den künstlerischen Wandschnitzereien aus Holz, welche man jetzt, wo es etwas zu repariren gilt, nachzumachen kaum im Stande ist. — In dem benachbarten Artus= oder Junkerhof (im Mittelalter das Waarenhaus der Großhändler, jetzt die Börse) bewundern wir den hohen Saal, dessen Gewölbe auf vier schlanken Granitsäulen ruht und dessen Bilder nicht minder sehenswerth sind. Das schönste Bild Danzigs befindet sich jedoch in der Marienkirche. Diese hat leider keinen Platz, da die Häuser ganz nahe daran gebaut wurden. Und doch ist die Marienkirche eine der schönsten in den Ländern der Ostsee, und wie man sagt, die größte evangelische Kirche. Ihre drei Schiffe sind gleich lang und hoch. In einer Kapelle befindet sich ein berühmtes Crucifix aus Holz, welches die Danziger für eine Arbeit Michel Angelo's ausgeben, in einer andern ein im Jahre 1467 gefertigtes Gemälde, auf einem großen Flügelaltar, welches das letzte Gericht darstellt und ein Werk Memlings ist; das ist das berühmteste Bild Danzigs. Im Jahre 1807 führten es die Franzosen nach Paris, doch haben es die Preußen von dort zurückgebracht. König Friedrich Wilhelm III. bot der Stadt 40,000 Thaler dafür an; diese gab

es jedoch nicht her. Folgender Vers verewigt die Wiedererlangung des Bildes:

Als das ew'ge Gericht des Kleinods Räuber ergriffen,
 Gab der gerechte Monarch uns das Erklämpfte zurück.

Zum Johannisberg führen durch das Dlivathor doppelte Lindenalleen, und von dort genießt man eine schöne und weite Aussicht auf die fruchtbare Danziger Ebene (Werder), auf die an der entgegengesetzten Seite liegenden schönen Thäler und gegen Nord-Ost auf das Meer, welches dort durch eine schmale, lange Landzunge (Hela) einen kleinen Bujen bildet. Durch ein Fernglas sieht man die grünen, Segelschiffe beleckenden Wogen, über welche die rauchenden Dampfschiffe eilends dahinfliegen. Aber der Danziger Schiffahrtsverkehr mit den östlichen Theilen des baltischen Meeres paßt nicht für uns, und wir werden daher mit der Eisenbahn weiter kommen.

Danzig war schon im Jahre 995 Hauptstadt von Pomerellien und gelangte 1310 unter die Botmäßigkeit des deutschen Ordens. Im Jahre 1454 eine freie Stadt, welche seit 1335 zur Hansa gehörte, erkannte sie mehr den Schutz als die Oberherrschaft des polnischen Königs an, und blieb in diesem Verhältniß bis zur zweiten Theilung Polens (1793). Der Arzt Johann Sobieski's, der Engländer Bernard Connor, von dem wir eine interessante Beschreibung des damaligen Polens lesen können (Beschreibung des Königreichs Polen und Großherzogthums Lithauen, durch D. Bernard Connor, medicum in London, vormalß Leib-medicum Königs Johann III. in Polen. Aus dem Engl. übersetzt, Leipzig 1700), stellt Danzigs eigenthümliches privilegirtes Verhältniß zu Polen folgendermaßen dar: Wenn der König von Polen in eine Stadt kommt, so sind die Bewohner verpflichtet, ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen und der König kann seine eigene Leibgarde vor die Thore stellen. Nur Danzig hat das Recht, die Schlüssel der Stadt zu behalten, und von den Begleitern des Königs nur so viele einzulassen, als es ihm beliebt. Auch sonst, sagt Connor, hat die Stadt Danzig mehr Freiheiten, als die andern polnischen Städte; sie kann auch einen polnischen Edelmann ohne Appellation zum Tode verurtheilen, wenn er innerhalb ihres Territoriums ein Kapitalverbrechen begangen."

Bei der zweiten Theilung Polens, nahm der preussische König auch von Danzig Besitz. Im Jahre 1807 schuf der Tilsiter Friedensschluß daraus eine freie Republik unter einem französischen Gouverneur. 1814 kam es wieder zu Preußen, und ist jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte und Festungen des Landes. Seine 90,500 Einwohner sind Deutsche und zumeist evangelischen Glaubens, vom Polnischen ist gar keine Spur,

wenn es auch einst vielleicht vorhanden gewesen. Nur einige Wappen an den Thoren und anderen Gebäuden, einige Bilder am Stadthaus und im Artushof verkünden noch, daß Danzig, und zwar mehr denn 300 Jahre hindurch, zu Polen gehörte.

Es ist gegen Abend, der Regen fällt und der Reisende blickt zwischen Schlummer und Wachen mit halber Aufmerksamkeit auf die fruchtbaren Ebenen, durch welche die Eisenbahn gegen Königsberg fährt. Doch wir nähern uns der Rogat, einem Arme der Weichsel. Die Eisenbahn überschreitet hier eine prächtige Brücke, die Brücke hat zwei Wege oder Oeffnungen; an dem linken Uferthor steht das Monument Herrmanns von Salza, an dem rechten das des Herzogs Albrecht von Preußen, zur Verherrlichung der beiden Gründer des preussischen Landes. In der Nähe liegt Marienburg, doch wir gehen weiter und müssen uns mit dem Blick begnügen, den uns der eilende Dampfwagen erlaubt. Und doch fahren wir auf historisch bedeutendem Boden, welcher die Erinnerung mancher Begebenheiten wachruft, was auch die weiter folgenden Gegenstände thun. Marienburg war die Residenz des deutschen Ordens und die Erwerbungen des deutschen Ordens bilden den Anfang, wenn auch nicht den Grund des heutigen preussischen Königreichs.

Die Geschichte des Volkes wurde von mannigfachen Factoren bestimmt und unter denselben war gewiß das Christenthum der entscheidendste.

Die moldauischen und czechischen Slaven, die Weichsel- oder die polnischen Slaven, dann die am Dniepr wohnenden oder die später sogenannten russischen Slaven waren bereits Christen, als die an den Nord-Ostküsten des baltischen Meeres hausenden Preußen und die nördlicher sich erstreckenden Lithauer noch ihre heidnischen Götter anbeteten. An dem untern Ufer der Weichsel stießen daher die Polen gar bald mit feindlichen heidnischen Preußen zusammen: die Missionsversuche wollten nicht glücken. Die polnische Macht aber begann im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts zufolge der Theilungen ihrer Herrscher zu sinken. Ein polnischer Fürst, der Herzog Konrad von Masowien sucht Hilfe und findet sie bei den Rittern des deutschen Ordens.

Der deutsche Orden oder der Orden der deutschen Ritter des Mariahospitals (fratres Hospitalis Mariae Teutonicorum Hierosolymitani) wurde 1190 von bremer und lübischen Bürgern gestiftet, zur Vertheidigung des heiligen Landes und zur Pflege der Pilger. Pabst und Kaiser bestätigten im J. 1191 den Orden, dessen Ritter das

schwarze Kreuz am weißen Mantel trugen. Der vierte Meister Herrmann von Salza (seit 1210) wurde vom Kaiser Friedrich II. zum Reichsmitglied und Großmeister ernannt, und brachte den Orden bald zu Macht und Ansehen, der überhaupt bereit war gegen die Heiden auch außerhalb Palästina's zu kämpfen. Auch der ungarische König Andreas II schenkte demselben im J. 1217 ein Landesgebiet in Siebenbürgen „terram Borzae“, damit er es gegen die heidnischen Kumanier sichere. Und der deutsche Orden dehnt seine Eroberungen bis in die Walachei aus, (ultra montes nivium), wo bereits im J. 1224 auf kumanischem Boden ein Bisthum entsteht, dessen Bischof die päpstlichen Briefe „episcopus Cumanorum“ nennen. Doch Andreas zieht seine Schenkung zurück und der deutsche Orden hört hier bald auf zu wirken.

Der Ordens-Großmeister, der berühmte Herrmann von Salza weilte als kaiserlicher Bote in den lombardischen Städten, als eine Gesandtschaft des Herzogs von Masovien zu ihm kam, von ihm die Hilfe des Ordens gegen die heidnischen Preußen zu erbitten und ihm dagegen die Gegend von Kulm und Löbau zum Geschenk anzubieten. Das Bündniß zwischen dem Orden und dem polnischen Fürsten bestätigten Kaiser und Pabst, und Herrmann von Salza schickte Hermann Balk mit einem Häuflein Tapferer dahin, die sich im J. 1228 in Masovien niederlassen. Der Orden beginnt im J. 1230 den blutigen Krieg gegen die Preußen, der mehr ein Vertilgungs- als Befehrkrieg war, und im J. 1283 mit der Unterjochung und der Taufe der Heiden endet. Die Nachbarn der Preußen, die Lithauer, halfen jenen oft gegen die deutschen Ritter, und so geschah es, daß der Orden einmal Ottokar, den mächtigen Böhmenkönig, um Hilfe anrief. Dieser, Folge leistend, richtete einen siegreichen Feldzug gegen Preußen und Lithauer, und gründete bei dieser Gelegenheit im J. 1255 eine Festung, deren Name deshalb Königsberg wurde und die bis zum heutigen Tage in der danach genannten Stadt besteht. Der Orden selbst erbaute im J. 1274 zur Ehre Mariens eine zweite Festung und so entstand das heutige Marienburg an dem Flusseogat.

Als die Sarazenen Palästina wieder einnahmen, wurde der Sitz des Ordens von dort zuerst nach Venedig, dann nach Marburg verlegt. Siegfried von Feuchtwangen, Großmeister von 1306—9, erweiterte die Festung Marienburg und verlegte den Sitz des Ordens im J. 1309 hierher. Wir sahen bereits, daß dieser im J. 1310 auch Danzig eroberte. Unter dem Großmeister Winrich von Kniprode (1351—82) erreichte der Orden seinen Gipfelpunkt: er besiegte im J. 1376 auch die Lithauer. Denn der Orden richtete nach der Unterwerfung der Preußen

seine Waffen gegen die Lithauer, jedoch ohne bleibenden Erfolg. Die lithauischen Fürsten wurden im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts sehr mächtig. Einer derselben, Jagello, der im J. 1386 bei der Taufe den Namen Vladislaus annahm, gewann mit Hedwig, der Tochter des ungarischen Königs Ludwig das polnische Königreich, und errang im J. 1410 in der Schlacht von Tannenberg einen furchtbaren Sieg über den Orden, dessen Heer an diesem Tage angeblich 40,000 Mann verloren hätte. Von da ab sinkt der Orden mehr und mehr; gegen die Ritter erheben sich die Städte wie der Adel, und sie suchen Schutz bei dem Sohne Vladislaus', Kasimir II, König von Polen; damals schloß sich Danzig an Polen an. Der hierüber entbrannte Krieg (1454—1466) endigte damit, daß der Großmeister Ludwig von Erlichshausen gezwungen war, das westliche preussische Land (mit Danzig und Marienburg) den Polen zu überlassen. Auch Albrecht von Brandenburg, der im J. 1511 Großmeister wurde, mußte nach einem unglücklich geführten Kriege gegen Sigmund, den König von Polen, im J. 1520 das östliche preussische Land in ein polnisches Kronlehen verwandeln, das von nun an Herzogthum hieß, und machte es, nachdem es den kirchlichen Charakter abgelegt, zu einem erblichen Familienbesitz. Da die Tochter eines seiner Nachkommen, Albrecht Friedrichs, die Gattin des Brandenburger Churfürsten Johann Siegmund wurde, kam das preussische Herzogthum, als polnisches Lehen, in den Besitz der Churfürsten von Brandenburg und der neuentstehende Staat erstarkte unter dem Namen Brandenburg-Preußen. Denn die Lehensabhängigkeit von Polen endigt schon mit dem Olivaer Friedensschluß im J. 1660 unter Friedrich Wilhelm, dessen Sohn und Nachfolger Friedrich I sich am 18. Jan. 1701 zum preussischen König macht; welchen Titel er übrigens nur in Bezug auf den einstigen Besitz des deutschen Ordens annahm, während er für Brandenburg deutscher Churfürst blieb.

„Ich besuche wenigstens zweimal des Jahres das Schloß Marienburg und kann dessen Schönheiten nie genug bewundern. Aber es hat auch das ganze Land, nicht nur die königliche Familie, dazu beigetragen, daß man es in den Jahren 1817—1820 wiederherstellte. Jetzt haben wir ein würdiges und großartiges Denkmal der vergangenen Jahrhunderte!“ So sprach ein Reisegefährte, der sich als Architekt und Bürgermeister von Eydtkuhnen vorstellte. Und da er an der russischen Grenze des preussischen Staates wohnt, und als Architekt, vielleicht auch als Kaufmann, nicht nur mit den Russen, sondern auch mit den Polen in verschiedenen Angelegenheiten verkehrt, als preussischer Beamter aber an

der Grenze mit russischen Behörden, besonders mit der russischen Polizei, oft in Verührung kommt, so weiß er uns von so Vielem zu erzählen und wir horchen gerne seiner nicht unangenehmen und wie man merkt auch offenerzigen Rede. Er hatte schon viel Unannehmlichkeiten — so erzählt er — mit französischen Gouvernanten. Viele von ihnen haben nicht nur kein Geld, sondern auch keinen Reisepaß und kommen bis hierher, wo man sie dann nicht nach Rußland hinüber lassen will. Sie molestiren dann den Bürgermeister von Eydtkuhnen, der auch gerne hilft, aber es nicht immer thun kann. Namentlich eine war einst in großer Verlegenheit und die Bürgermeisterin behielt sie eine Zeit bei sich, bis sie mit einem ihrer russischen Bekannten über die Grenze gehen durfte. Auch fand sie in der Nähe eine gute Stelle bei einer russischen Herrschaft, die nach mehreren Monaten in ein deutsches Bad reisend, in Eydtkuhnen abstieg. Eine elegante französische Gouvernante begleitete sie; und die nahezu zwei Wochen bei der Bürgermeisterin Unterkommen gefunden und von ihr unterstützt worden war, wollte sie nun nicht mehr kennen.

Die russischen Beamten sind von einem guten Schlag, erzählte er weiter; doch müsse man wissen mit ihnen umzugehen. Auch die russischen Kaufleute sind nicht eben schlecht, unser Gefährte kommt selbst bis Moskau, doch sind sie nicht pünktlich und vergessen gerne das Zahlen; um so bereiter sind sie zu versprechen und noch mehr zu erwarten, was man gar nicht erfüllen kann. Dagegen sind sie nicht böse, wenn sie nicht erhalten, was sie erhofften. Man kann daher mit ihnen gut auskommen, wenn man ihnen nicht übermäßig Credit gewährt.

Umjomehr bedauere er aber die Polen. Er hatte und hat noch viel Bekannte, ja selbst Freunde unter den Polen; er bedauert sie, ist aber überzeugt, daß ihnen nicht zu helfen ist. Er war in Warschau zur Zeit des letzten polnischen Aufstandes; viele der handelnden Personen kamen ihm mit großem Vertrauen entgegen, er war auch eingeweiht in ihre Geheimnisse. Es sind gute, wackere Männer, doch wie sie von Politik sprechen, hat ihr Verstand ein Ende. Ein ihm sehr vertrauter Pole, ein tüchtiger Geometer, ein wackerer Freund, zeigte ihm einst insgeheim die Karte des aufzuerstehenden Polenreichs. Auf derselben war Danzig, Königsberg, kurz die ganze Provinz Preußen zu Polen gezeichnet. „Also auch das wollt Ihr annektiren? — frug ich meinen Freund. — Ja! — Aber wünscht dies denn die Provinz? — Gleichviel, ob sie es wünscht oder nicht; Polen kann ohne diese Provinz nicht bestehen, wir müssen sie erobern! — So spekulirt der Pole immer, sobald er politisirt, denn dann verliert er seine Sinne. Ich bedauere sie, doch zu helfen ist ihnen nicht. Pfaffen und Weiber leiten sie; das Volk aber ist verloren, welches

dem Rathe von Pfaffen und Weibern folgt. Arbeiten, fortwährend arbeiten, die Wirthschaft auf gute Füße stellen, die socialen Verhältnisse fördern, ohne Lärm, das ist dem Polenthum nicht gegeben. Es ist zersezt“, sagte er, das e stark wie ä sprechend. „In Posen ist es in Agonie, dort fürchten wir es nicht mehr. Wir Deutsche arbeiten; es ist wahr, wir verachten nicht den Nutzen, aber wir lieben die Arbeit, deshalb kommen wir vorwärts. Der Pole arbeitet nicht weil er gerne arbeitet, er thut alles schwärmerisch, was er thut; deshalb begeistert er sich einmal übermäßig, das andere Mal läßt er sich gehen, aber nie reussirt er auf die Dauer. Ich bedauere das polnische Volk, es ist ein herrliches Volk, doch es wird zu Grunde gehen, dem ist nicht abzuhelfen, es ist zersezt.“

Mit Aufmerksamkeit hörte ich auf die Weisheit des Bürgermeisters, die auch zum Theil betrübend für mich war, denn gleicht nicht in Vielem der Ungar dem Polen!

Doch da liegt Königsberg, wir bleiben hier. Obwohl Mitternacht bereits vorüber ist, so erwartete doch der Omnibus des ersten Gasthofes die etwa anlangenden Gäste und wir verschafften uns rasch einen Platz, denn von Marienburg floß ohne Unterlaß der Regen. Und im Regen, vielleicht ganz durchnäßt, in einer fremden Stadt Quartier zu suchen, das ist doch auch nicht die letzte der Reiseunannehmlichkeiten.

Nachdem wir gut ausgeruht und kräftig gefrühstückt hatten, gingen wir, trotzdem die Straßen naß und der Himmel bewölkt war, aus, um die Stadt zu besichtigen, wenn möglich vom Thurme aus, welcher weit über das ansteigende Schloß sich erhebt.

Dieses Schloß erbaute, wie wir bereits erwähnten, im J. 1255 der böhmische König Ottokar, der mit Hilfe des deutschen Ordens und der litländischen und preussischen Bischöfe 60,000 Mann gegen die Preußen und Lithauer ins Feld führte und am Ufer des Pregel das heidnische Heiligthum, Romove, zerstörte. In dem Beschauer, der Prag kennt, und dieses Schloß sieht, erwacht die Erinnerung an jene Stadt, denn die Dächer, das Aeußere der Gebäude tragen hier wie dort den nämlichen Charakter. Vom Thurme thut sich eine weit erstreckende Aussicht vor dem Auge auf. Die beiden Arme des Pregels, welche in der Stadt sich vereinigen und dort eine Insel bilden, ergießen sich in das kaum sichtbare „Frische Haff;“ der Schloßteich, welcher die halbe Stadt von Süd gegen Nord durchschneidet, reicht bis an den Schloßgarten und ist mit dem Oberen Teich verbunden. Die Ufer des Teiches sind von Gärten und großen Bäumen bepflanzt. Wälle umgeben die Stadt, innerhalb und außerhalb derselben dehnen sich fruchtbare Wiesen aus, denn

die ganze Umgebung ist flach und wasserreich. Die auffallendern Gebäude sind der Dom, auf der vom Pregel gebildeten Insel, welche Kneiphof genannt wird, die neue Universität, das städtische Museum, die Sternwarte.

Das Schloß war seit 1525 Residenz der preussischen Fürsten und in ihrer Kirche setzte sich Friedrich III, Kurfürst von Brandenburg, am 18. Januar 1701 die Königskrone aufs Haupt, seitdem Friedrich I genannt. Ebendasselbst wurde auch der jetzt regierende Wilhelm I am 18. Oktober 1861 gekrönt.

Die Häuser der Kneiphofer Langgasse und die am Ufer des Flusses erbauten Speicher-Gebäude erinnern an Danzig; doch ist Königsberg zumeist eine neue Stadt. — Der Dom wurde im J. 1333 angefangen; seine drei Schiffe sind ebenfalls gleich hoch, wie die der Marienkirche in Danzig. In derselben befindet sich das Monument des preussischen Fürsten Albrecht I, der die Universität gestiftet hat und im J. 1568 starb. Doch wir suchen die Stoa Kants (stoa Kantiana), welche sich außen an der nordöstlichen Seite des Domes befindet, und welche wir kaum finden, denn wir können nicht glauben, daß sie das sei, was wir gesehen, so verlassen, so unbedeutend und so wenig des Ruhmes eines Kant würdig scheint sie uns. Wir gehen unbefriedigt weg und suchen die Prinzessinstraße auf, in welcher ein kleines ebenerdiges Haus diese Inschrift trägt: „Immanuel Kant wohnte und lehrte hier von 1793 bis 1. Februar 1804“ — dem Tage seines Todes —; nicht weit hievon die Statue Kants. Eine bescheidene Gestalt, in einem Rocke damaliger Mode, den Hut in der Hand haltend. Die Statue ist von Rauch gefertigt und im J. 1864 aufgestellt.

Die neue Generation fragt: wer ist Kant? und auch die ältere bei uns nennt mehr seine Werke, als sie dieselben studirt hat. Denn die jetzige Generation ist überzeugt, daß die Zeit der Philosophie abgelaufen sei, und daß die Epoche der Naturwissenschaften begonnen habe; das Licht der Philosophie gleiche dem Mondlicht, welches zu Träumereien verleitet, denn da sie nichts in vollem Glanze zeige, befördere sie umsomehr das Spiel der Phantasie; die Naturwissenschaft sei die alles gehörig beleuchtende und alles schaffende Sonne, welche die Gestalten der Phantasie zertheile, und die Wirklichkeit, nur die Wirklichkeit zeige. Als ob die Naturwissenschaft, wenn sie wirklich das Seiende darstellt, nicht selbst Philosophie wäre; sofern sie das nicht ist, kann sie auch das Wirkliche nicht darstellen. Doch der Philosophie verbleibt immerhin bis an das Ende der Welt und der Menschheit etwas, das weder die mechanischen noch die chemischen Kräfte oder Verwandtschaften

hervorbringen können und das ist „der kategorische Imperativ“ für den Handelnden, und der Syllogismus für den Erkennenden. Ohne den erstern aber würden die Menschen zu reißenden Thieren, ohne den andern zu Eretins, so daß die Sonne der Naturwissenschaft nur zu bald in ewige Eclipsis geriethe.

Suchen wir noch das neue Universitätsgebäude auf. Im Dahingehen sehen wir in der Nähe des Theaters die Reiterstatue Friedrich Wilhelms III, welche „ihrem König die dankbaren Preußen 1841“ zu errichten beschloffen, und welche im J. 1851 von Riß ausgeführt wurde. In Berlin und Potsdam und hier fällt es uns immer auf, daß der preußische Staat durch des Herrschers Hand zu dem wurde, was er ist; und indem man das augenscheinlich und handgreiflich erfährt, kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß, wenn das preußische Herrscherhaus heute aussterben würde, morgen oder übermorgen der preußische Staat in eben so viel Theile zerfiel, als aus wie vielen er langsam entstanden ist. In dieser Empfindung muß man die Hegel'sche Staatsphilosophie wahrhaft preußisch und gerechtfertigt halten, die den Staat als Königthum auffaßt und in diesem die sittliche Idee des Staates verkörpert sieht.

Das neue Universitätsgebäude wurde im J. 1862 nach dem Plane Stülers erbaut. Wie sehr verschieden es auch von dem Gebäude der ungarischen Akademie sein mag, seine Verwandtschaft mit diesem zeigt doch deutlich, daß es desselben Künstlers Werk ist. Das Museum zu Stockholm gleicht noch mehr unserer Akademie, wenn wir uns aber über architektonische Gegenstände ein Urtheil erlauben dürfen, so ist letztere der schönste Bau des Meisters. Das Gebäude der Universität in Königsberg entspricht jedoch ganz seinem Zweck. Jetzt verschönert man die Aula, den Hauptsaal der Universität, mit Wandgemälden. Man hat in Preußen für Alles Geld.

Wir können es nicht unterlassen, in einem Kahn eine Spazierfahrt auf dem Schloßteich zu machen, da wir Königsbergs Umgebung, ja selbst die Festungswerke wegen Kürze und Ungunst der Zeit kaum besichtigen werden. Gesellschaftsgärten, Gartenwohnungen, mit schlanken Bäumen geschmückte Gärten, öffentliche Promenaden wechseln hier ab; neben der Wissenschaft findet hier das gesellige Leben noch andere angenehme Beschäftigung und Zerstreuung, wie überall in Preußen. Man kann nicht läugnen, daß es einen verständigen Herrn hat. Alle Mittel und Institute des materiellen Verkehrs, der Industrie sind gut und vollständig; die äußere Ordnung musterhaft; die Kunst wird unterstützt, und man kann den Ort suchen, wo für die Pflege der Wissenschaft, für die Verbreitung

der Kenntnisse mehr geschieht, als in Preußen. Da fällt mir eine Anekdote ein, die sehr bezeichnend ist. In Biala (bei Bielitz in Galizien) promenierte einst ein dortiger Bürger mit einem preussischen Gast auf der Straße, als der Stadtdiener bei Trommelflang verkündet, daß dort und dort das Muthwasser die Brücke weggerissen habe, worauf man also das Publikum aufmerksam mache. — Ha! ha! ha! lachte der Preuße hell auf. — Warum lachen Sie? fragte unser Mann aus Biala, ist es nicht zweckmäßig, daß unsere Polizei das Publikum hierauf aufmerksam macht? thut man das bei Ihnen nicht? — Ha, ha, ha, bei uns verkündigt man in einem solchen Falle, daß die Brücke bereits hergestellt ist, antwortete darauf der Lachende.

Doch in Königsberg ist nicht gut besonders an ungarische Brücken und Straßen erinnert zu werden, ohnedies fällt schon wieder der Regen: dort am südlichen Ende des Teiches ist eine bekannte Conditorei, wo man beim Zeitungslesen die unbequemen und unzeitgemäßen Betrachtungen los wird.

Königsberg, einst die Hauptstadt des preussischen Königreichs, jetzt der preussischen Provinz, zählt an 102,000 Einwohner, die zum größten Theil protestantisch sind (die Zahl der Katholiken beträgt 2500, die der Juden ebenso viel). Die alte preussische Sprache ist im 17. Jahrhundert ausgestorben; die Stätte des einstigen preussischen Volkes, welches der deutsche Orden unterwarf und taufte oder ausrottete, offkupirten die den Rittern des Ordens nachfolgenden Deutschen, mit denen die preussischen Ueberbleibsel sich vermischten. Auch etwas Polen sind in Königsberg, welche nach der Unterwerfung des deutschen Ordens unter die polnische Oberhoheit hierher kamen. Jetzt ist Königsberg die östliche Wacht des Deutschthums und der Wissenschaft; Kant, Herder, Hamann u. s. w. wurden hier geboren, von Kant schreibt man sogar, er habe nie in seinem Leben Königsberg verlassen; der berühmte Astronom Bessel errichtete hier 1811—13 die Sternwarte und wirkte daselbst bis zu seinem Tode im J. 1846.

Eydtkuhnen ist die letzte preussische Station; der Zug hält hier nur ganz kurze Zeit; umsonst betrachten wir die wartenden Menschen, wir erblicken den Bürgermeister, der halb und halb versprach, hier zu sein, nicht unter ihnen. Der Zug geht ab und läuft nach wenig Minuten in den Bahnhof von Wirballen ein, wo man den preussischen Waggon verlassen muß und in den russischen übersteigt; denn wir sind schon in Rußland. Auch hört hier das Deutsche auf Amtssprache zu sein, von hier an ist es das Russische; der nicht russisch sprechende Reisende tröstet sich damit, daß er vielleicht mit den amtlichen Organen keine Unannehmlichkeiten

haben werde, denn sein Reisepaß, den man in Rußland noch braucht, ist von der russischen Gesandtschaft visirt, und außerhalb ihres Amtes sprechen viele auch französisch und deutsch.

Die Reisenden werden sammt Gepäck in eine große Halle geführt, deren geräumige Mitte ein rundes tischähnliches Stück einnimmt. Hierher wird das Gepäck gelegt und der Reisende wartet am äußern Rande bis die Reihe an ihn kommt. Innerhalb des großen Rundtisches gehen weißbehandschuhte Offiziere und Zollbeamte hin und her; einige öffnen die Koffer, andere nehmen die Pässe ab. Es herrscht große Stille; die Beleuchtung ist gut — es ist Nacht — man kann also alles sehen, wenn wir auch wenig hören und noch weniger verstehen. Einige Reisende streiten als ob sie Unannehmlichkeiten hätten; warum, das wissen wir nicht. Jetzt ruft man unsere Namen, man bringt den Paß, öffnet die Koffer, untersucht ein wenig das Gepäck, es ist geschehen. Jetzt dürfen wir eine Karte lösen. Nach der Weisung des Bürgermeisters von Eydtkuhnen muß man in Rußland Billets erster Klasse nehmen, denn in der zweiten kann ein sogenannter ordentlicher Mensch nicht fahren. Wir setzen uns daher in die erste Klasse bis Riga, bis wohin die Waggon nicht gewechselt werden; denn die Passagiere die nach Petersburg reisen, gehen zwar mit demselben Zuge, doch besteigen sie andere Waggon. Die Bahn geht über Wilna nach Dünaburg, von wo die Petersburger Waggon direkt den Weg weiter fahren, wir gehen an dem rechten Ufer der Düna nach Riga.

Die russischen Waggon sind, besonders die erster Klasse, sehr bequem. Jedes Coupé hat eine Art Vorzimmer, die Thüren sind doppelt, die Fenster klein, die Möbel sehr luxuriös, die Waggon geheizt. Man sieht, daß die Wagen gegen die Winterkälte gefertigt sind. Der Weg führt durch Litthauen nach Livland, denn Dünaburg ist die Grenz-Festung des polnischen Litthauens.

Wir erwähnen daheim sehr oft Polens, doch die polnische Geschichte kennen wir nur sehr wenig, sie bietet uns daher wenig Lehren. Und doch wie viel könnten und sollten wir aus der polnischen Geschichte lernen!

Das polnische Staatsleben beginnt in der Provinz Posen, wo Kruscevicz der Sitz der Könige und Fürsten war und der tapfere (hrobri) Boleszlav, ein Zeitgenosse des H. Stephan, das Erzbisthum Gnesen stiftete. Da aber Wladislaw Krummaul (1102—1139) die polnischen Länder unter seine vier Söhne theilte, brachte er unendliche Verwirrung ins Land. Seiner Verfügung gemäß sollte zwar der Krakauer Fürst das Oberhaupt (dux maximus, monarcha) sein, aber solche Verordnungen hatten auch anderswo keinen Erfolg. Die unter sich streitenden

Theilfürsten konnten dem äußern Feind umsoweniger widerstehen, als ihre Macht nach Innen gering war. Deshalb mußte der Theilfürst von Masovien bei dem deutschen Orden Hilfe gegen die heidnischen Preußen suchen. Kaum begann der deutsche Orden seine Eroberungen, so brachen schon, im J. 1230, die Fluthen des Mongolenheeres über Polen herein und in der Schlacht von Liegnitz, im J. 1241, welche mit großer Noth das Land von den Mongolen befreite, kämpfte der Heermeister der deutschen Ordens, Poppo von Ostierna, mit seinen Rittern tapfer in dem polnischen Heere.

Endlich gelang Wladislaw Lokietek (dem Kurzen) die Vereinigung der polnischen Länder. Er verlegte den königlichen Sitz dauernd nach Krakau, so daß Krakau von 1320—1609 Residenz der polnischen Könige war, und auch weiterhin Krönungsstadt blieb. Warschau, eine in der masovischen Provinz entstehende Stadt, findet zum ersten Male im J. 1224 Erwähnung; ebenso wurde Leopold oder Lemberg, die zweite erzbischöfliche Stadt in Polen, erst 1259 gegründet.

Kasimir III, Sohn Wladislaw Lokieteks führte das Land von 1334 bis 1370 zur Blüthe; da er aber ohne Nachkommen blieb, so schloß er mit seinem Schwager Karl, König von Ungarn, ein Bündniß, demgemäß die polnische Krone nach seinem Tode an den ungarischen Ludwig kommen sollte. Das Bündniß wurde sowohl von den polnischen als ungarischen Ständen bekräftigt, im J. 1359. Nach dem Tode Kasimirs wurde daher Ludwig zum König von Polen gekrönt, der an seiner Statt seine Mutter, Elisabeth, als Regentin dort ließ. Da aber auch Ludwig keinen männlichen Nachkommen hatte, strebte er danach, seiner Tochter auch das polnische Erbtheil zu hinterlassen, was ihm auch auf dem zu Kaschau im J. 1374 abgehaltenen Landtag gelang, freilich für das höchst gefährliche Privilegium, daß der Adel von jeder Steuer befreit bleibe. Doch nach dem Tode Ludwigs, im J. 1382, wurde nicht Maria polnische Königin, sondern ihre Schwester Hedwig, die den Litthauer Jagello, der in der Taufe den Namen Wladislaw angenommen, zum Gatten wählte, welcher nun im J. 1386 König von Polen wurde.

Das litthauische Volk, die nördlichen Nachbarn der Polen, blieb am längsten im Heidenthum. Die entstehenden russischen Herzogthümer erstreckten Anfangs ihre Macht auch auf litthauisches Gebiet, doch da dieselbe später abnahm, erhielten die Litthauer wieder die Oberhand. Gegen 1235 herrscht der erste litthauische Großfürst Ringold. Nach einem Jahrhundert erobert der Großfürst Gedimin im J. 1320 Wolhynien, Kiowien, Severien und Czernigow. Sein Nachfolger Olgierd dehnt dreimal seine Feldzüge bis nach Moskau aus. Der Sohn Olgierds, der

genannte Jagello, oder Wladislaw II, der das Christenthum in Litthauen verbreitete, vereinigte dieses große Land mit Polen. Dieser Jagellone Wladislaw kämpfte mit vielem Glück gegen den deutschen Orden (in der Schlacht von Tannenberg 1410); im J. 1413 aber wurde er genöthigt auf dem Landtage zu Hrodlo dem litthauischen Adel dieselben Rechte und Privilegien zu verleihen, welche der polnische Adel genoß. Nach seinem Tode im J. 1434 folgte sein Sohn Wladislaw III, der als König von Ungarn in der Schlacht von Barna fiel. Sein jüngerer Bruder, der litthauische Großfürst Kasimir Jagello, als polnischer König Kasimir IV, herrschte von 1446—1492. Er brach die Macht des deutschen Ordens, indem er im Friedensschluß zu Thorn die meisten Länder (Kulm, Michelau, Pomerellen, Marienburg, Christburg, Elbing) demselben abnahm. Da die polnischen Landtage ganze Heerlager waren, so beschloß man, um diesem Uebel abzuhelpfen, daß zu Piotrkow im J. 1488 der Adel nicht massenweise erscheinen möge, sondern jede Wojewodschaft zwei Delegirte abschicken solle. Diese Abgeordneten wählte die Versammlung der Wojewodschaft, die dieselben auch mit ihrem Mandat ausrüstete, von dem abzuweichen nicht gestattet war; und diese bis zum Extrem gesteigerte bindende Kraft der Mandate erzeugte das berühmte „*liberum veto*“, welche Freiheit das Grab des Landes wurde. Denn nach und nach entwickelte sich die Rechtsüberzeugung, daß nur das Gesetz bindend sei, welches jede einzelne Versammlung der Wojewodschaft bestätigt und anerkannt hätte, der Widerspruch oder die Mißbilligung eines einzigen vernichtete die Rechtskraft des Gesetzes. — Die im J. 1868 bei uns zu patriotischem Ruhm gelangte Heveser und Biharer politische Weisheit stand demnach schon im 15. und 16. Jahrhundert in Polen in vollster Blüthe*)!

Ein Sohn Kasimirs IV, Wladislaw, wurde erst böhmischer, dann ungarischer König (Dobse Ladislaus genannt); seine übrigen drei Söhne herrschten nacheinander in Polen. Johann Albrecht I ist genöthigt im J. 1494 gesetzlich auszusprechen, daß Nichtadelige keinen Grundbesitz erwerben können; unter Alexander wird das Verfügungsrecht des Königs über die königlichen Güter beschränkt. Sigmund I, der vierte Sohn Kasimirs, vom J. 1507—1548, kämpft im J. 1509 tapfer gegen die Walachen, und im J. 1512 gegen die Tartaren; Albrecht von Branden-

*) Nach der Krönung und der Sanctionirung des Ausgleiches mit Oesterreich erregten Koloman Ghyczy und Koloman Tisce, jener im Komorner, dieser im Biharer Comitate Protestationen gegen den Ausgleich, was das Heveser Comit mit großem Pathos nachmachte. Ein Mißgriff gegen die parlamentarische Gesetzgebung, die von den Comitaten unabhängig sein muß. Und dies ist die Basis der sogenannten Linken im ungarischen Reichstage.

burg wird als preußischer Fürst sein Vasall, der nun unter den polnischen Staatssenatoren den ersten Rang einnimmt. Die Jagellonen herrschten damals über das 17,000 □ Meilen große Polen, über Böhmen und Ungarn; doch nimmt die innere Kraft dieser Länder wegen der übertriebenen Vorrechte sowohl des polnischen als des ungarischen Adels ab. Das ungarische Tripartitum*) ist ein Analogon des polnischen Rechts.

Unter Sigmund II (1548—1574), dem Sohn Sigmunds I, breitet sich die Reformation in Polen mächtig aus, ja selbst die weitgehendste Kirchenreform (Socinianer) entwickelt sich ungestört. Die verschiedenen Religionen werden gleich berechtigt, was auch deshalb zweckmäßig war, weil in den polnisch-litthauischen östlichen Ländern, in dem sogenannten Weißrußland (Witebsk, Mohilew, Minsk), Schwarz- (Nowgorodsk) und Rothrußland (Galizien), ferner Litthauen und Kleinrußland (Kiew, Podolien, Wolhynien), die größere Zahl der Einwohner zur orientalischen Kirche gehörte, während in den andern Ländern sich die Reformation verbreitete. Eben zur Zeit Sigmunds II, im J. 1569, entsteht die gänzliche Union (polnisch Unia) zwischen Litthauen und Polen, nachdem schon früher im J. 1561 Livland beigetreten war, um sich vor dem russischen Eroberer Ivan Wassiljewitsch IV oder II**) zu schützen. Polen stand auf dem Gipfel seiner äußern Macht, als Sigmund II, der letzte männliche Sprosse der Jagellonen ohne Leibeserben im J. 1572 starb. — —

Dünaburg! hört man aus dem Munde der Conducteure und die Reisegesellschaft begibt sich zum Frühstück. Vor Dünaburg überschreitet die Bahn die Düna, oder die livländische Donau, wir sind daher jetzt am rechten Ufer des Flusses. Wir sahen zwar nur wenig von der Festung, doch wissen wir, daß die Schwertritter die Stadt im J. 1277 gründeten, daß Ivan Wassiljewitsch II, Czar von Rußland dieselbe im J. 1572 zerstörte, daß sie dann wieder, den Russen entzogen, insgesammt mit dem polnischen Litthauen zur polnischen Krone gehörte, bis zum J. 1772, da Weißrußland dem russischen Reich einverleibt wurde; auch wissen wir, daß, als im J. 1863 Michael Murawiew zur Bewältigung des unglücklichen polnischen Aufstandes in Litthauen schaltete, die Festung von Dünaburg der traurige Schauplatz zahlreicher Opfer war.

Unser Reisegefährte ist ein livländischer junger Baron Wolff von Schwaneburg, der von seiner Reise im Auslande zur Feier des groß-

*) Tripartitum ist die mit Gesetzeskraft bekleidete Sammlung des ungarischen Gewohnheitsrechtes (jus consuetudinarium) von Stefan Werbőczy aus dem Jahre 1516.

Anm. d. Ueb.

**) Da sich Ivan der III Czar nannte (früher war er Fürst, Knäs), so war sein Enkel Ivan Wassiljewitsch IV als Czar Ivan II.

väterlichen Geburtstages nach Hause eilt, zu welcher Gelegenheit die über 100 Köpfe zählende Sippschaft zusammen zu kommen pflegt, und der Ort des Festes von den Nachbarn mit dem Namen Wolfschlucht beehrt wird. An dem Flußbette der Düna eilt die Bahn mehr durch waldige Gegenden, als Felder. Aus den Wäldern scheinen die kleineren und größeren Kastele der Grundbesitzer hervor; auch die Stationen tragen die Namen der Besitzthümer: Lievenhof, Treppenhof, Stockmannshof, Römershof, Ringmundshof, Jungfernhof u. s. w. Aus Allem, aus dem Aeußern und der Begleitung der einsteigenden Reisenden ersehen wir, daß wir uns in Livland, in dem Lande der Barone, befinden. An dem linken Ufer der Düna erstreckt sich ein Bruderland, Kurland, dessen südlicher Nachbar der Bezirk Kauen, der nördlichste Theil des alten Litthauen ist.

Der Zug bleibt stehen, wir sind in Riga.

II.

R i g a.

(Riga. Statistische und historische Skizze des Est-, Liv- und Kurlandes. Livland mit Polen vereinigt. Polen seit 1572. Stephan Bathory, mächtiger Beherrscher Polens; ein Freund der Jesuiten. Die Gegenreformation bringt das schwedische Wasa-Geschlecht auf den polnischen Königsthron. Krieg zwischen den schwedischen und polnischen Wasa's; Livland kommt unter schwedische Macht. Schwedische Besitzverleihungen und nachherige Reductionen. Der große nordische Krieg vereinigt Est- und Livland mit Rußland. Auch Kurland wird russisch. — Ethnographische Skizze der drei Herzogthümer; der livische, estnische und lettische Bauer; der deutsche oder sächsische Herr. Zustand der Bauern bis 1804 und 1819. — Geschichte. Verfassung der Stadt Riga, das eine reine Hansestadt. In Riga keine estnische Elementarschule).

Vom Bahnhof durch die Vorstadt an dem sich großartig präsentirenden auf offenem Platze befindlichen Theater vorbeifahrend gelangen wir in die innere Stadt, deren Gassen schmal und krumm sind, und wir steigen in einem Hôtel nahe an der Düna ab, uns gegenüber das Schloß, in welchem der Gouverneur wohnt. Denn Riga ist nicht nur Hauptstadt der eigentlichen livländischen Provinz, sondern auch der sogenannten Ostsee-Provinzen, d. h. von Est-, Liv- und Kurland, welche zusammen das heutige russisch-livländische Gouvernement bilden. Riga ist nach Petersburg die bedeutendste russische Handelsstadt am baltischen Meere, obwohl es zwei Meilen landeinwärts liegt. Aber die Düna, welche wirklich die livländische Donau ist, (russisch Dwina, lettisch Daugava), und aus dem Innern Rußlands, dem iverischen Gouvernement, erst südlich, dann westlich fließt, ist bei Riga 1500 Schritte breit und bis hieher gehen die Seeschiffe, deren eigentlicher Hafen Dünamünde (Mündung der Düna) ist.

Gemäß der Volkszählung des Jahres 1867 zählt Riga 102,000 Einwohner; im Jahre 1836 waren 67,000, 1775 nur 22,000; dies allein zeigt schon den Aufschwung der Stadt, der sich im Uebrigen nicht nur in der Zahl der Einwohner, sondern auch in vielem Andern kund giebt. Unter den 102,000 sind 47,479 Deutsche, 25,647 Russen, 23,718 Letten, 1172 Esten, 4027 verschiedene andere Nationalitäten. Die Deutschen, Letten, Esten sind mit wenig Ausnahmen Protestanten (Lutheraner), deren Zahl im Ganzen auf 72,369 sich beläuft; die Russen gehören natürlich zur orientalischen Kirche, doch befinden sich unter ihnen auch viele Rascolniks, Abtrünnige, die seit langer Zeit hier wohnen, wo sie ein Asyl vor Verfolgungen fanden. Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der Katholiken und Juden.

In der Stadt befinden sich dreizehn steinerne und zehn hölzerne Kirchen. Unter den erstern sind sieben lutherische, die gleichzeitig die bedeutenderen und älteren sind; vier russische, eine reformirte, eine katholische und eine anglikanische; von den hölzernen sind zwei lutherisch; auch die Kirche der Rascolniks und die Synagoge sind aus Holz.

Riga besitzt ein Polytechnikum, zu dem die Stadt den Grund und 100,000 Rubel geschenkt hat und zu dessen Erhaltung dieselbe 10,000 Rubel, das Börsen-Comité gleichfalls 10,000, zwei andere städtische Vereine 2000 Rubel, 6 Provinzialstädte zusammen 1100 Rubel, die baltische Ritterschaft endlich 3750 Rubel jährlich beitragen. Die Stadt besitzt ferner zwei Gymnasien, eine Marineschule &c. Auf den Bau des Hafens wurden von 1850—1861 2,040,000 Rubel verwendet, was allein schon auf Wohlstand hindeutet.

In einer fremden Stadt an den Fluß eilen, wenn einer da ist, und von dort dann einen höheren Thurm besteigen, heißt so viel als uns einheimisch machen. Ueber die Düna führt eine Schiffsbrücke in die Mitauer Vorstadt. Die Brücke ist lang und erinnert an die einstufige Pester Schiffsbrücke; doch die Ufer der Düna sind flach. Auffallend sind die Wagen und Kutscher. Jene sind zumeist einspännig, mit einem sehr schmalen Sitz, so daß zwei Personen kaum neben einander sitzen können; der Kutscher trägt einen langen Rock, die beiden Theile des Rockschößes sind übereinandergeworfen und mit einem Gürtel zusammengehalten; dabei ist der Kutscher sehr dick, denn wenn es nöthig ist, so stopft er sich aus, damit er den Kutschersitz ganz ausfüllt; sein Hut ist halbhoch. Der Kutscher ist kein Deutscher, wahrscheinlich Russe oder Lette. Das Pferd steckt bei einem herrschaftlichen Gespann in einem reizenden Geschirr, an dem die glänzenden Knöpfe nicht fehlen; über das Schulterblatt des Pferdes, von einem Theile der Wagengabel zum andern, er-

hebt sich im Halbkreis ein Bogen, bei Bauern- oder Lastwagen besteht dieser Bogen aus dickem Holz und spannt die Gabel so auseinander, daß diese die Seite des Pferdes nicht berührt. Die Leine bei elegantem Gespann aus rother Seide, wo dann der Kutscher weiß behandschuht ist, wird durch den Ring des Halbbogens durchgezogen. Die Pferde sind nicht übertrieben groß, sehr schnell und stark gebaut; auch die Lastziehenden sind zumeist gut gepflegt und scheinen besser gehalten als bei uns.

Auf der Brücke, an den Ufern des Flusses bewegt sich eine große Menschenmasse. Dampfschiffe gibt es verhältnißmäßig nur wenige; die ankernden, ein- und ausladenden Segelschiffe bilden die Mehrzahl. Im Jahre 1666 langten hier 2340 Schiffe an, und fuhren 2308 ab, welche Flachs, Hanf, Leinsamen, Holz, Getreide nach allen Gegenden transportiren. Rigaer Flachs und Leinsamen wird auch bei uns gesucht; die Anländer der Düna produciren sehr viel Flachs und Hanf, welche über Riga in den europäischen Handel gelangen.

Unter den Thürmen ragt der von St. Peter empor. Wir lesen von ihm, daß er seine jetzige von Gängen durchbrochene Kuppelform nach 1666 erhielt. „Der Meister dieses, durch seine Form einzig dastehenden Gebäudes ist unbekannt, und doch verdient er, genannt zu werden. Ein Thurm von ähnlicher Gestalt, so kühn und schlank, so stark, graciös und symmetrisch ist kaum zu finden.“ Wir gehen bis zur ersten Gallerie. Vor uns breitet sich Riga und seine Umgegend aus. Das Auge sucht zuerst die Düna, von wo sie kommt und wohin sie fließt, und wenn man sie verfolgt, so stößt das Auge wie auf große weiße Steinmauern, welche dort die Gegend absperrern. Es sind dies die Sanddünen des Meeres; dort sehen wir Dünamünde, wo der rigaische Meerbusen den Horizont abschließt. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses ist die Mitauer Vorstadt; auf dem diesseitigen Ufer umgeben die Stadt die St. Petersburger und Moskauer Vorstadt. Promenaden und Gärten sind in großer Zahl sichtbar. Die Häuser der innern Stadt sind gut zu unterscheiden; das Schloß kennen wir bereits, denn wir sahen es von den Fenstern des Gasthofes, in dem wir uns einquartirten; dort ist das Rathhaus, ihm gegenüber das Schwarzhäupter-Haus; dort die St. Jakobs-Kirche, neben derselben der neue Palaß, das Ritterhaus des livländischen Adels, in dem die Provinziallandtage abgehalten werden, die Häuser der großen und der kleinen Gilde, die Börse, das neue Theater, die Gasanstalt u. s. w. In der St. Petersburger Vorstadt ist unter Anderm das Polytechnikum; der Bahnhof befindet sich in der Moskauer Vorstadt.

Die Kirche zu St. Peter stammt aus der ältesten Zeit der Stadt (1209); ihre gegenwärtige Gestalt erhielt sie im fünfzehnten Jahrhundert.

Eine reiche Kirche einer reichen Stadt, obwohl der Küster, der das schönste Deutsch spricht, sie für viel ärmer bezeichnet als die Domkirche. Die Sitzreihen zeugen von dem mittelalterlichen Ursprung der Stadt. Hier sitzen die Väter derselben, die Glieder des „amplissimus senatus“; dort die Glieder der großen, hier die der kleinen Gilde. Doch was sehen wir dort? Schwarze Statuen bewachen und bezeichnen die Sitzreihen, was sollen sie bedeuten? Diese Plätze sind die Sitze der Schwarzhäupter!

Auch in der Domkirche finden wir dieselbe Absonderung. Dann etwas, was wir hier zuerst sehen: daß man die Kirche im Winter heizt. Vier Defen, welche man im Innern der Kirche gar nicht bemerkt, werden am Samstag und Sonntag zeitig des Morgens geheizt, bis zum Beginn des Gottesdienstes erfüllt eine angenehme Wärme das Gebäude und die frommen Gläubigen können ohne Gefahr der Erkältung ihre Andacht verrichten. Auch Wappen und Begräbnißtafeln finden sich hier mehr, als in den andern Kirchen.

Der Bau der Domkirche oder der Marienkirche wurde sogleich bei Gründung der Stadt in Angriff genommen, im Jahre 1201; in ihrer gegenwärtigen Gestalt begann man sie im Jahre 1215 zu bauen und im Jahre 1226 war man bereits so weit, daß in jenem Jahre der päpstliche Gesandte, Wilhelm von Modena, dort eine Synode abhalten konnte. „Unser Dom, ein bewundernswerthes, großartiges, und symmetrisches Ziegelgebäude, wurde in erstaunlich kurzer Zeit vollendet, ebenso wie Dorpat's große und schönste Kirche, an welcher man bloß von 1223—1230 baute, und wie die Schlösser in unserm Lande, welche in ihren Trümmern noch zur Bewunderung hinreißen. Zur Errichtung eines so riesigen Bauwerkes fehlte es in Riga weder an den Mitteln, noch an dem Willen, ganz im Gegensatz zu den meisten Städten Deutschlands, namentlich Lübeck, wo an dem aus Ziegel gefertigten Dom 150 Jahre lang (1170—1321) gebaut wurde.“*)

Für die Esten wird der Gottesdienst in der St. Jakobskirche abgehalten. Hier hält auch der Provinzial-Superintendent den den Provinziallandtag einleitenden Gottesdienst und weiht die Geistlichen der Provinz. Denn Riga ist die Hauptstadt von Livland, hier begegnen sich städtische und Provinzialbehörden, wie dies schon die kirchlichen Behörden zeigen. In Riga befindet sich nämlich ein städtischer Superintendent, den der Stadtrath wählt und bezahlt, und welcher der Präses des

*) Dr. W. v. Guzeit. Zur Geschichte der Kirchen Rigas. (Mittheilungen aus der livländ. Geschichte X Bd. 2. Heft. Riga, 1863.)

städtischen Consistoriums und das Haupt der städtischen evangelischen Geistlichkeit ist; es befindet sich dort ferner ein Landesuperintendent, den der Landtag oder die Ständeversammlung wählt und der der Präses des Landesconsistoriums und das Haupt der Provinzialgeistlichkeit ist. Die oberste Kirchenbehörde ist aber für die Stadt der Stadtrath, für die Provinz die Versammlung der Stände. — Wenn wir demnach mit der Verfassung und der Geschichte der Stadt bekannt werden wollen, so ist es nothwendig, die Provinz, — ja alle drei Provinzen, Est-, Liv- und Kurland kennen zu lernen, denn alle stehen sie in der innigsten Verbindung mit einander.

Estland umgiebt von Norden der finnische Meerbusen, von Osten die Narva, von Westen das baltische Meer, von Süden Livland. Mit den Inseln beträgt es 370 Quadratmeilen; die Einwohnerzahl beläuft sich auf 312,710; es kommen daher auf eine Quadratmeile 845 Seelen. Seit 1721 gehört es unter dem Titel eines Herzogthums zu Rußland. Das Land ist flach, zählt 200 kleine Seen; es producirt Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Kartoffeln; es hat Fichten- und Birkenwälder. Der Boden ist kühl und nicht sehr fruchtbar; doch der menschliche Fleiß verbessert ihn. Die ursprünglichen Einwohner sind die Esten, die nicht nur in dieser Provinz, sondern auch in Livland, in den russischen Gouvernements Petersburg, Pskow und Witepsk wohnen und 650,000 betragen.

Administrativ zerfällt das Land in vier Bezirke: 1) den Harrier oder Revaler, 2) Wirer oder Wesenberger, 3) Zärver oder Weissensteiner und 4) Wieker oder Hapsaler Bezirk. Wiek bezeichnet im Scandinavischen einen Meerbusen, denn dieser Bezirk ist busen- und inselreich (Dagö, Worms, Odensholm, Nargen). Der berühmte Namen Wiekinger bezeichnet daher Anwohner des Meerbusens.

Die Provinz oder das Herzogthum hat fünf Städte: Reval, Weissenstein, Wesenberg, Hapsal, Baltischport; unter diesen beläuft sich die Bevölkerung von Reval auf 25,124; die übrigen sind klein. Hinsichtlich der Religion sind die Bewohner des Landes Protestanten mit Ausnahme weniger Russen, und bilden 45 Kirchengemeinden, welche in sogenannte Priorate (bei uns würde man sie Seniorate nennen) zerfallen. Ihre Kirchenbehörde bildet das Consistorium zu Reval, wo auch der Landes- oder General-Superintendent wohnt, der von der Ständeversammlung des estländischen Herzogthums gewählt wird. Die evangelische Geistlichkeit der Stadt Reval selbst aber steht unter dem städtischen Superintendenten, den der Stadtrath wählt und besoldet.

Die ursprünglichen Einwohner sind, wie wir bereits sagten, die Esten, doch der Adel, die Stammbürger der Städte sind deutsch; Schweden und Russen kommen nur in geringer Anzahl vor.

Die Grenzen von Livland sind: im Westen das baltische Meer, speciell der rigaische Meerbusen, im Norden Estland, im Osten der Peipussee und Pleskau (Pskow), im Süden Kurland. Dieser Provinz ist auch die große Insel Desel einverleibt. Die Größe beträgt 883 Quadratmeilen, die Einwohnerschaft 930,000 (nach der Volkszählung von 1864). Hier entfallen also auf eine Quadratmeile 1120 Seelen.

Auch Livland ist zumeist flach; südlich von Werro ist jedoch ein 997 Fuß hoher Berg, den man Munamägi oder Eierberg nennt. Die Gegend von Wenden aber pflegt man als die livländische Schweiz zu loben. Es giebt zwei größere Seen, den Peipussee, der die östliche Grenze bildet, und den Wirzjärver, aus dem der Embach (Mutterfluß) sich in den Peipus ergießt. Der Peipus ergießt seine Wässer durch die Narva in den finnischen Meerbusen. Auch dieses Land kam unter dem Titel eines Herzogthums im Jahre 1721 zu Rußland.

Der Boden ist fruchtbarer als in Estland; er producirt Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, aber auch viel Flachs und Hanf.

Die Einwohnerschaft ist gemischter. Wenn wir uns durch die Stadt Walk von West gegen Ost eine Linie gezogen denken, so bildet diese die Grenze, die jetzt zwischen der ursprünglichen Einwohnerschaft besteht. Nördlich von dieser Linie wohnen Esten, südlich davon Letten. Die Liven, von welchen das Land seinen Namen erhielt, sind hier beinahe gänzlich verschwunden und finden sich nur noch in Kurland in einer Anzahl von 3000 Seelen.

Administrativ zerfällt Livland in fünf Bezirke: den rigaer, wendener, dorpater, pernauer und öfeler (Insel) Bezirk. Die Zahl der Städte beträgt elf: Riga, Dorpat, Wenden, Pernau, Wolmar, Werro, Schlock, Lemsal, Fellin, Walk und Arensburg auf der Insel Desel. — Die Bürger der Städte und der Adel sind deutsch, Russen giebt es nur sehr wenige; alle Andern sind entweder Esten oder Letten. Hinsichtlich der Religion sind 672,015 evangelischen Glaubens, 142,833 gehören zur russischen Kirche, größtentheils erst in den Jahren 1845 und 1846 übergetreten. Doch giebt es auch Katholiken, Herrnhuter u. s. w.; die Zahl der Juden ist gering. Die Kirchenbehörde der Evangelischen ist das in Riga residirende Landes-Consistorium und der Landes-Superintendent; Riga und Dorpat haben eigene städtische Consistorien und Superintendenten. Die der russischen Kirche Angehörigen unterstehen dem rigaer russischen Erzbischof, die Katholiken dem in Mohilew (Rußland) residirenden katholischen Bischof.

Auch Kurland benetzt im Westen das baltische Meer in einem gegen Süden weitreichenden, beinahe die Memel berührenden Bogen; im Süden begrenzt es der kauer (kownoer) Bezirk des alten Livlandes, im Nordosten das sogenannte polnische Livland, im Norden der rigaer Bezirk und der rigaer Meerbusen. Seine Größe beträgt 495 Quadratmeilen. Es besteht eigentlich aus zwei Theilen, aus dem sich in das Meer hineinstreckenden westlichen, das eigentliche Kurland, und aus dem schmalen östlichen, dessen Name Semgallien. Auch dieses Land ist flach; die bedeutendste Erhebung ist der 700 Fuß hohe Hüning. Die Spitze des Landes ist das der Insel Desel gegenüberliegende Cap Domešnes, auf welchem sich ein Leuchthurm befindet, wie auf der Insel Desel. Diese Provinz wurde unter dem Titel eines Herzogthums erst im Jahre 1795 mit Rußland verbunden.

Die ursprünglichen Einwohner sind Kuren, Liven und Letten, die hier mit den Litthauern sich berühren und vermischen. Die Kuren sind ganz ausgestorben; Liven sind am nordwestlichen Meeresufer gegen 3000; die übrigen Ureinwohner sind Letten. Aber die Grundeigenthümer und Adligen sind auch hier Deutsche, sowie die Bürgerschaft der Städte. Die Zahl der gesammten Einwohner betrug im Jahre 1863 573,856, es fallen also auf eine Quadratmeile 1150 Seelen.

Administrativ zerfällt auch diese Provinz in fünf Bezirke; die Hauptstadt ist Mitau (Mitawa, lettisch Jēlgawa), ihre Einwohnerzahl betrug im Jahre 1863 22,745 Seelen, zumeist Deutsche; hier sind auch schon mehr Juden (5500). Von ihren sechs aus Stein gebauten Kirchen gehören drei den Evangelischen, eine den Katholiken, eine den Reformirten und eine den Russen. Seit 1775 ist hier ein Gymnasium. Hier residirt der ständige Ausschuß des Adels, die Ritterschaftskommission, und der Statthalter. Libau, Windau sind handeltreibende Küstenstädte.

Werfen wir jetzt nach dieser kurzen statistischen Uebersicht einen Blick auf die Geschichte des Landes.

Die westlichen Länder des baltischen Meeres, die dänischen Inseln und die schwedischen Küsten hatten sich längst aus dem Dunkel emporgehoben, während die östlichen noch beinahe unbekannt waren, obwohl der Name Estland (Aestia, Ostland) schon bei römischen Schriftstellern vorkommt. Im elften Jahrhundert trieben die Kuren und Esten Seeräuberei, ja im Jahre 1188 dringen sie nach Schweden an den Mälarsee und äschern Sigtuna, die damalige schwedische Hauptstadt ein. Doch Seeräuberei und Handel waren damals gleichbedeutend: war die Truppe

schwächer, so tauschte sie Waaren ein; fühlte sie sich stark genug, so raubte sie die Waaren, ja selbst die Menschen mit Gewalt. Für beide, Seeräuberei sowol als Handel, bot aber gerade die Düna an den östlichen Ufern des baltischen Meeres die günstigste Gelegenheit. Besonders waren es bremer Kaufleute, die seit 1151 die Düna befuhren; diese verbreiteten zu Hause den Ruf des neuentdeckten Landes.

In jener Zeit vereinigte sich mit dem Handel der Bekehrungseifer; überdies konnte der friedliche Verkehr nur durch das Christenthum ermöglicht werden. So schiffte ein Augustinermönch des segeberger Klosters, Meinhard, von Glaubenseifer getrieben mit bremischen Kaufleuten im Jahre 1186 die Düna aufwärts bis Uexküll, wo die Niederlassung der Kaufleute war, und begann unter den Einwohnern den christlichen Glauben zu lehren und sie zu taufen. Er stieß von Seite der Einwohner auf gar kein Hinderniß; wer zu fürchten war, war einzig und allein der russische Fürst von Pologk, der von den Einwohnern Tribut erhob. Nachdem er von diesem die erbetene Erlaubniß erhalten hatte, setzte er die Bekehrung ruhig fort. Durch den glücklichen Anfang angespornt, ernannte der bremer Erzbischof Hartwich Meinhard zum Bischof und stellte das neue Bisthum unter die bremische Diöcese. Jetzt mußte man aber die neuen Christen zur Bezahlung des Zehnten anhalten, was diese zurückschreckte; sie wuschen im Flusse die angenommene Taufe ab, um jener Verpflichtung zu entgehen. Auch der sanfte Meinhard behauptete sich kaum, und als er im Jahre 1196 starb, hatte das Christenthum nur wenig Aussicht.

Die Eingebornen waren Liven und von ihnen stammt der bis heute übliche Name Livland. Die Liven wurden von dieser Zeit an mißtrauisch nicht nur gegen die christlichen Geistlichen, sondern auch gegen die Kaufleute, in deren Gesellschaft jene kamen. Aber das Handelsinteresse ging Hand in Hand mit dem Interesse der Kirche; der Erzbischof von Bremen ernannte einen Priester, Namens Berthold, zum Nachfolger Meinhard's und dieser stellt sich seiner zukünftigen Heerde schon mit bewaffneter Hand vor; er findet seinen Tod in der Schlacht 1198.

Nun ernannte der Erzbischof Albert von Apeldern zum Bischof, und dieser greift die Sache schon anders an. Mit dem dem Zeitalter eigenthümlichen Eifer kämpften die europäischen Ritter in Palästina gegen die Ungläubigen; derselbe irdische und himmlische Lohn war zu erreichen, wenn man sich gegen die Ungläubigen am baltischen Meere wandte; ja hier war sogar mehr zu gewinnen. Das westliche Christenthum hatte nie große Hoffnung, die palästiniischen Mohamedaner zu bekehren; in den östlichen Ländern des baltischen Meeres dagegen konnte man gewiß sein das Christen-

thum zu verbreiten, wie dies in den westlichen bereits geschehen war. Der Bischof Albert sammelt daher in Dänemark und dem nördlichen Deutschland ein Kreuzheer und gelangt 1199 nach Uexküll. Schloßgründungen und Taufen gehen Hand in Hand; Albert baut an dem Flußarm, genannt Riga, eine Festung, die von demselben ihren Namen erhält, und in welche er aus Bremen und Lübeck durch verschiedene Privilegien Einwohner lockt. — Aber die Kreuzfahrer, sobald sie ihr Gelübde erfüllt haben, zerstreuen sich: Albert jedoch braucht eine dauernde Stütze. Er folgt dem Geiste seiner Zeit und gründet einen Ritterorden, den Orden der Bruderschaft des Heeres Christi (*fraternitas militiae Christi*), mit rothem Kreuz am weißen Mantel und rothem Schwert, wovon er gewöhnlich der Schwertorden genannt wird. Eine päpstliche Bulle bestätigt schon im Jahre 1202 den neuen Orden, der nun zu blutiger Bekehrung schreitet.

Nur wenige Länder haben für ihre Eroberung und ihren historischen Ursprung einen Erzähler aufzuweisen wie Heinrich den Letten, der ein Geistlicher und Legat des Bischofs Albert, an Vielem persönlich Theil genommen hatte, während er anderes nach Augenzeugen aufzeichnete, und so der Nachwelt ein glaubwürdiges Werk hinterließ. Schon seiner Stellung gemäß konnte er nicht zu Gunsten der Einwohner partiisch sein; um so eher dürfen wir ihm Glauben schenken, wo er Gutes vom Feinde, Uebles von den Christen spricht. — Nach ihm ist das Land der Liven schon im Jahre 1206 unterjocht und die wenigen übriggebliebenen Ureinwohner sind getauft. Aber schon gleich Anfangs entsteht Unfriede zwischen den Siegern. Die Schwerritter sollten dem Bischof gehorchen, aber die Grausamkeit, welche sie in Gemeinschaft mit dem Bischof an den Liven übten, verdarb die Sitten. Im Jahre 1207 erfolgt eine Theilung zwischen dem Bischof und den Rittern, in Folge welcher nun zwei Drittel des eroberten Landes dem Bischof, ein Drittel aber den Rittern gehörte; diese Theilung bestätigte der Papst 1210. Wie zügellos die Ritter waren, zeigt der Umstand, daß schon den ersten Großmeister sein Ordensbruder 1209 ermordete. Der folgende Großmeister Folquin wendete seine befehrenden Waffen nach der Unterjochung der Liven gegen die Letten, die schneller unterworfen wurden und den Rittern gerne gegen die Esten Hilfe leisteten. Denn zwischen den Letten und Esten loderte eine alte Feindschaft, da jene von diesen als ihren Besiegern viele Mißhandlungen erlitten hatten. Dafür wurden nun große Grausamkeiten und Plünderungen an den Esten verübt. Im Jahre 1212 gründeten die Eroberer ein neues Bisthum, das von Leal, das bald nach Dorpat verlegt wurde. Auch hier theilten sie den eroberten Boden derart, daß zwei Drittel dem Bischof, ein Drittel dem Orden zufiel.

Nachdem so bereits zwei Bisthümer bestanden, trachtete Albert nach einem unabhängigen kirchlichen Territorium. Obwohl jedoch der allgemeinen Meinung nach Palästina Christus gehörte, das neue christliche Reich am baltischen Meer aber Maria, und der Papst versprochen hatte, für das Reich der Mutter nicht weniger Sorge zu tragen, als für das des Sohnes, so ernannte er Albert doch nicht zum Erzbischof. — Die Unterwerfung der Esten war viel schwieriger als die der Liven und Letten; Albert verlangt daher von dem dänischen Könige Waldemar II. oder dem Siegreichen Hilfe, der auch im Jahre 1219 an's Land steigt und eine Stadt baut eben dort, wo heute Reval steht; darum heißt Reval estnisch Tallin = Tan-lin = dänische Festung. Waldemar stiftet auch ein Bisthum zu Reval, welches dem Erzbisthum von Lund untergeordnet wird. Zur Erinnerung an seinen Sieg stiftet er den Orden Danebrog. Jetzt taufen dänische und deutsche Geistliche die Esten um die Wette; denn die dänische Befehrung vergrößert die Eroberungen der dänischen, die deutsche die der deutschen Ritter. Die Schwerritter werden schwächer, obwohl die Kuren freiwillig huldigen und in den Jahren 1230 und 1231 das Kreuz annehmen. Die benachbarten Litthauer verbinden sich einigemal mit dem Feind und siegen im Jahre 1236. Auch der Großmeister Folquin verliert in der Schlacht sein Leben. Die Schwerritter wünschen nun mit den deutschen Rittern sich zu vereinigen, die, wie wir wissen, seit 1230 in Masowien gegen die heidnischen Preußen kämpfen. Endlich, nachdem der Großmeister des deutschen Ordens, Herman von Salza, wegen des schlechten Rufes der Schwerritter nur schwer zu gewinnen gewesen war, wurde die Vereinigung zu Biterbo im J. 1237 vollzogen und von Kaiser und Papst bestätigt, und der preussische Großmeister-Stellvertreter Herman Balk wurde der erste livländische Meister. Die Ritter tragen nunmehr das schwarze Kreuz am weißen Mantel und werden hievon Kreuzritter, und seit 1381 Kreuzherren genannt.

Auch laut der Union sollte der Orden die Autorität des Rigaer Bischofs anerkennen; wenn aber der Bischof Albert sammt seinem bischöflichen Collegen (denn nach der Eroberung der Insel Desel entstand ein öfeler Bisthum, dessen Residenz aber nicht auf der Insel, sondern in Hapsal war) nicht im Stande war, gegenüber den Schwerrittern unverletzt seine Autorität aufrecht zu erhalten, und wenn bereits im J. 1226 der Bischof Wilhelm von Modena als päpstlicher Legat sich umsonst bemüht hatte, eine Einigung zu Stande zu bringen: so konnte jetzt nach geſchehener Union mit dem deutschen Orden der Bischof um so weniger Erfolg haben, je bedeutender die Mittel waren, mit welchen der Orden den Schutz des Papstes sich zu verschaffen mußte.

Nach dem Tode des Bischofs Albert im J. 1246 ernannte Papst Innocenz IV. Albert Suerbeer zum livländischen und preußischen Erzbischof, ihm selbst die Wahl seines erzbischöflichen Sitzes überlassend. Aber Albert Suerbeer schickte von Lübeck, von wo er sich in seine neue Kirchenprovinz zu gehen gar nicht getraute, eine mächtige Klagschrift gegen den Orden. Es erschien hierauf abermals im J. 1281 der päpstliche Legat, der bereits zum Cardinal ernannte Wilhelm, und schlichtete den Zwist in der Weise, daß das Rigaer Bisthum ein Erzbisthum wurde und hiezu auch zwei Drittel Semgalliens gehören sollten; ein Drittel sollte dem Orden bleiben; vom kurlischen Lande jedoch, welches der Orden nach dem Aufstand der Kuren wieder unterworfen hatte, sollte nur ein Drittel dem Erzbischof, zwei Drittel dem Orden gehören. — Auch diese Anordnung konnte jedoch den Frieden auf die Dauer nicht sichern, denn die Complicirtheit des Rechtsverhältnisses war eine stete Ursache des Zwistes. Das Rigaer Erzbisthum umfaßte nicht nur die baltischen (das dorpater, öseler und kurer), sondern auch die preußischen Bisthümer (das ermeland, samland und kulmer) und so hätte der Orden in jenen die Oberhoheit des Erzbischofs anerkennen müssen, während in diesen, wo nur ein Drittel des eroberten Landes den Bischöfen, zwei Drittel hingegen dem Orden gehörten, die Oberhoheit ihm zukam.

Sowohl der Orden, als auch die Bischöfe schafften sich Vasallen, von denen die jetzigen adeligen Familien stammen. Unter den Eroberern nimmt auch die Stadt Riga eine vornehme Stelle ein, wo neben der großen Gilde (Verein der Kaufleute) und der kleinen Gilde (Verein der Handwerker-Zünfte) das Schwarzhäupterhaus entstand, in welches jene unverheiratheten Männer aufgenommen wurden, die sich gegen die Heiden ausgezeichnet hatten.

Von Reval aus beherrschten der Statthalter des dänischen Königs und der Bischof von Reval die unterworfenen Gegenden. Als aber die dänische Macht im Abnehmen war, erwarb der Orden im J. 1341 um 13,000 Mark Silber auch das Recht der Dänen und so erstreckte sich nun seine Macht von der Narwa bis zur Memel. Das neue Reich, dessen gewöhnlicher Name Livland war, bestand aus 2 Theilen: aus dem der Bischöfe und dem des Ordens. Jener bestand aus dem Rigaer Erzbisthum mit den Städten Riga, Kockenhusen, Lemjal, Konneburg, Alt-Pernau; dem Dorpater Bisthum mit den Städten Hapsal, Leal, Arensburg, (auf der Insel Oesel); dem kurlischen Bisthum mit den Städten Pilten, Hafenspoth. — Der Antheil oder Besitz des Ordens übertraf die gesammten Bisthümer und bestand aus folgenden Ländern: 1) ein Drittel Livlands mit den Städten Wenden, Neu-Pernau,

Wolmar, Fellin, Walf, Marienburg, Dünaburg, Kreuzburg; 2) zwei Drittel Semgalliens, später das ganze Land mit der Stadt Mitau; 3) zwei Drittel Kurlands, mit den Städten Goldingen und Windau; (Memel gehörte schon seit 1328 zu Preußen); 4) ganz Estland mit den Städten Reval, Narva, Wefenberg und Weifenstein.

Der Orden erbaute überall Schlösser, in den bedeutenderen befahlen Ritter unter dem Titel Comthuren, in den kleineren Bögte, und die betreffenden Kreise mußten mit ihren Vasallen in den Krieg ziehen. Der Marschall des Ordens war Heerführer der Ordensarmee, gleichsam Kriegsminister. Der Landmeister oder Herr-Meister repräsentirte die Obermacht; er ließ Geld prägen, er empfing die Gesandten fremder Mächte, er entschied über Krieg und Frieden, und vernahm den Rath des Landeskapitels, zu dem die Comthuren und Bögte berufen wurden.

Herren des Landes sind also der Herr-Meister und die Bischöfe, die in einem Bündniß zu einander stehen. Aber sowohl die Bischöfe, als auch der Orden verleihen Grundbesitz, und so entstehen die adeligen Grundbesitzer, deren Nachkommen die heutigen adeligen Familien bilden. Diese Vasallen verschaffen sich zuerst in den estnischen Provinzen, später in den übrigen Einfluß auf den Provinzial-Landtagen. Der Bund selbst hält Landtage, an welchen nicht nur die Vasallen, sondern auch die Städte Theil nehmen. Unter den Städten zeichnen sich besonders Riga, Reval und Dorpat aus, welche auch Glieder der deutschen Hanfa werden und in welchen die Schwarzhäupter die Kriegsmacht repräsentiren. Am mächtigsten wird der Orden, da im J. 1451 das rigaer erzbischöfliche Capitel genöthigt ist das Ordenskleid anzunehmen. Seinen Glanzpunkt erreicht er unter dem Herr-Meister Walter Plettenberg (1494—1535). Plettenberg kämpfte siegreich gegen die Russen; im J. 1513 erkaufte er von dem preußischen Großmeister, Albrecht von Brandenburg, die Unabhängigkeit des livländischen Ordens, worauf ihn Kaiser Karl V. zum deutschen Reichsfürst ernannte, und ihm den Titel „princeps et protector Livoniae“ verlieh. Aber gleich unter Plettenberg beginnt auch der Zerfall des Bundes.

Die Reformation verbreitete sich rasch nicht nur in den Städten, sondern auch unter den besitzenden Adelligen; Plettenberg feindet die Umgestaltung nicht an; aber der rigaer Erzbischof, Johann Blankenfeld, belästigt deshalb die Rigauer, die sich nun nach der Herrschaft des Herr-Meisters sehnen. Auf dem Landtage zu Wolmar im J. 1526 bitten die Adelligen und Stände, sowie die sübischen Gesandten Plettenberg, er möge sich zum Herrn des Landes machen; doch der Herr-Meister thut

das nicht. In auf einem spätern Landtage im J. 1546 einigen sich der Meister und die Bischöfe dahin, daß sie ihre Verhältnisse nicht umgestalten wollen. Der Landtag von 1554 erhebt jedoch die Freiheit des Glaubens zum Gesetz.

Auf dem Landtage d. J. 1546 hatten sich die Herren auch das Versprechen gegeben, sie wollten weder zum erzbischöflichen Coadjutor, noch zum Herr-Meister einen Ausländer wählen: trotzdem ernannte der Markgraf Wilhelm von Brandenburg als rigaer Erzbischof, den Herzog Christoph von Mecklenburg zum Coadjutor und Nachfolger im J. 1554, der nun mit bewaffneter Macht ins Land einfällt. Es entsteht hieraus ein Bürgerkrieg, 1556—1557, in welchen sich der polnische König einmischte, der den Herr-Meister Fürstenberg zwingt, am 7. Sept. 1557 zu Poswol auf den Knien Frieden zu erbitten.

Unterdessen war der von Plettenberg 1531 geschlossene russische Frieden abgelaufen; die livländischen Gesandten erneuern denselben im J. 1554 zu Moskau auf weitere 10 Jahre, müssen sich jedoch zu der Bedingung verstehen, daß die vom Besizthum des Dorpater Kapitels angeblieh seit 1503 ausgebliebene Steuer erlegt werde. Der russische Gesandte erlangt im J. 1555 die Bestätigung des Friedensschlusses sowohl vom Herr-Meister als vom rigaer Erzbischof; doch der Dorpater Bischof beschwört den Frieden nur mit dem Vorbehalt, daß er denselben durch den deutschen Kaiser auflösen lassen werde, und sendet darum auch nicht die Steuer. Iwan Wassiljewitsch II. kommt mit einem Heere, sie einzutreiben; im ersten Monate 1558 eröffnet er seinen Kriegszug mit einer furchtbaren Verwüstung; schon am 19. Juli erobert er Dorpat, und führt den Bischof gefangen nach Moskau. Ueberall ist Uneinigkeit, und darum nirgends Vorbereitung. Neben dem alten Herr-Meister wird Gotthard Kettler zum Gehilfen ernannt, später zum Meister, und dieser beginnt alsbald Unterhandlungen mit dem polnischen Könige. — Nachdem die Russen im J. 1560 die Festung Fellin eingenommen und den Herr-Meister gefangen fortgeschleppt hatten, begab sich der Adel von Estland und die Stadt Reval am 4. und 6. Juli 1571 unter den Schutz des schwedischen Königs; Kettler aber überließ am 28. November desselben Jahres dem polnischen König Livland; für sich selbst behielt er Kurland als erbliches Herzogthum und Semgallien als polnisches Lehen. Als der öfeler Bischof sah, daß Kettler mit den Polen unterhandle, verkaufte er schon im September 1559 sein Bisthum an den Herzog Magnus von Holstein. So endete der Bund der livländischen Bischöfe und Ordensritter, nachdem durch Aufnahme der Reformation auch der kirchliche Zustand des ganzen Landes verändert war.

Mit Ausnahme der Stadt Riga, die bis 1582 ihre Selbständigkeit behauptet, ist jetzt das ganze Livland in seiner großen Ausdehnung unter fremder Gewalt, ohne jedoch seine hergebrachten Rechte und Eigenthümlichkeiten preiszugeben. Die schwedischen Könige Erich XIV. und Johann III. verletzten die Gesetze und die Autonomie Estlands nicht. Bezüglich des eigentlichen Livlands sicherte das berühmte „Privilegium Sigismundi Augusti“ vom 26. Nov. 1561 den Ständen die Selbstverwaltung, den evangelischen Glauben, die deutsche Sprache und die freie Verfügung über die Bauern. Doch ist jetzt diese Provinz an das Schicksal Polens gebunden und fühlt dessen Wandlungen schwer mit.

Mit dem polnischen Könige Sigmund II. starb im J. 1572 der Mannesstamm der Jagellonen, aus und nur zwei seiner Schwestern, Katharina, Gemahlin des schwedischen Johann, und die noch ledige Anna waren am Leben; leider ging mit ihm auch die religiöse Toleranz zu Grabe, der auch in Polen die Zeit der Gegenreformation folgte. Der polnische Adel aber schränkte mittelst der Wahl der Könige die Macht derselben immer mehr ein und legte den Grund zu jener Zügellosigkeit, welche im J. 1793 der Untergang der Selbständigkeit des Reiches wurde. Nach Sigmund bezahlte Heinrich von Frankreich die Unkosten der Königswahl, ergriff aber bald danach die Flucht, worauf die Wahl auf Stephan Bathory fiel unter der Bedingung, daß er die alte Jungfer Anna zur Gemahlin nehme, welche Bedingung er nach seiner Krönung auch erfüllte. König Stephan (1577—1586) ist einer der bessern und stärkeren Könige Polens. Nach seinem siegreichen russischen Feldzuge gewann er durch den Friedensschluß zu Sapolje (15. Januar 1582) Dorpat zurück, das bis dahin unter russischer Gewalt saß; auch Riga zwang er zur Unterwerfung. Doch unterstützte er die von dem Erzbischof Hofius ins Land gerufenen Jesuiten, übergab ihnen die neue Universität Wilna, und ergriff mit allem Eifer die Idee der Gegenreformation, was Polen später, wie wir sehen werden, in große Gefahr stürzte. Trotz des davor schützenden Privilegiums errichtete er auch in Livland (Wenden) ein wendisches Bisthum, verschaffte den Jesuiten in Riga ein Collegium und nahm den Protestanten viele Kirchen weg.

König Stephan veränderte überdies die livländische Verfassung, welche der Landtag d. J. 1562 unter dem königl. Commissär Nikolaus Radzivil am 4. März neuerdings bestätigt und der Landtag d. J. 1566 gearbeitet hatte. Damals nämlich nahmen die livländischen Stände die Vereinigung*) mit Litthauen an, und theilten das Land in 4 Distrikte:

*) Polen bestand demnach aus 2 großen Theilen „Polen und das vereinigte Litthauen-Livland“. Die Vereinigung beider Theile geschah im J. 1569 (Unia).

Riga, Treiden, Wenden, Dünaburg. An der Spitze jedes Distrikts stand ein Obersenator; jeden Gerichtshof bildeten 3 Bezirksräthe und 2 ritterschaftliche Commissäre; der oberste Gerichtshof bestand unter dem Präsidium des königl. Statthalters aus den 4 Distriktsenatoren; die Städte hatten laut ihren Privilegien eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

Aber schon im Dezember des Jahres 1582 theilte der siegreiche Stephan durch die „Constitutiones Livoniae“ das Land in drei Wojewodschaften, in die wendische, dorpatische und pernauische, gab jeder einen eigenen Gerichtshof, und errichtete in Wenden einen obersten Gerichtshof, dessen Mitglieder unter dem Präsidium des königl. Statthalters folgende waren: der Bischof von Wenden, die drei Präsidenten der Wojewodschaften, 3 Subtaverniken und 4 städtische Abgeordnete, zwei aus Riga, und je einer aus Wenden und Dorpat. Dieser oberste Gerichtshof hielt zweimal des Jahres seine Sitzungen. Der Landtag wird vom König einberufen. Vorher werden in den Wojewodschaften Wahlversammlungen gehalten. Mitglieder des Landtags sind der Bischof von Wenden, die Abgeordneten der Wojewodschaften, die vier Vertreter der Städte (wie beim obersten Gerichtshof) und der Deputirte Kurlands. — Die polnische Reichsversammlung vom J. 1598 beschloß, daß der livländische Landtag 6 Comitemitglieder, 2 livländische, 2 litthauische und 2 polnische in die Reichsversammlung schicke; daraus ist auch ersichtlich wie sehr Livland polnisch geworden war.

Denn das Gebiet des früheren Bisthums Dorpat, welches erst 1582 zurückgenommen wurde, betrachteten die Polen nun als erobertes Gebiet und ließen es von polnischen Belehnten okkupiren. Deshalb und wegen der Religionsunterdrückungen entstand bald große Unzufriedenheit. Wir erwähnen noch, daß die Landtage von 1566 und 1567 den Brauern das Recht des Mahlens, der Spiritusbrennerei und Bierbrauerei entzogen, und man sieht hieraus, daß ihr Loos unter der polnischen Herrschaft nicht gemildert wurde.

Der Gedanke der Gegenreformation verschaffte nach dem Tode König Stephans die Krone Polens dem schwedischen Sigmund (1586—1632), der ein Sohn des schwedischen Königs Johann, durch seine bigott katholische Mutter, die Polin Katharina, erzogen worden und ein großer Gönner der Jesuiten war. So gelang das Geschlecht Wasa auf den polnischen Königsthron. Sigmund (als polnischer König der Dritte) wurde nach dem Tode seines Vaters im J. 1592 auch König von Schweden, wo sein Oheim, Karl, Statthalter wurde. Aber obwohl Sigmund zum König von Schweden gekrönt war, konnte er doch, seines Glaubens wegen, die Zuneigung der Schweden nicht gewinnen, und nachdem die Un-

einigkeit zwischen ihm einerseits, und dem Lande und seinem Onkel andererseits zu einem Krieg sich entwickelte, riß letzterer die schwedische Herrschaft an sich, und ward im J. 1600 als Karl IX König von Schweden. Da Livland der Schauplatz dieses Krieges zwischen den beiden Verwandten war, eroberte es Karl IX, der nun die Bewohner des Landes aufreizte, Sigmund zu verlassen, von dem dieselben ohnedies durch die Gegenreformation abgeschreckt wurden. Die Ritter verhandelten daher im J. 1601 zu Reval und 1602 zu Dorpat mit den schwedischen Commissären und nahmen die schwedische Herrschaft an. Aber der schwedisch-polnische Krieg dauerte noch unter dem Sohne Karls IX, Gustav Adolph II, (1611—1632) fort, bis der Friedensschluß zu Stolbowa im J. 1617 Livland mit Estland vereinigte und zu schwedischem Besizthum machte. Dieser Friedensschluß ist auch deshalb bemerkenswerth, da derselbe Carelien und Ingermanland von Rußland trennte und an Schweden brachte. Riga widerstand auch diesmal am längsten den schwedischen Waffen; Gustav Adolph konnte es erst im J. 1621 durch Belagerung erobern. „Von nun an bleibt mir so treu, wie ihr es dem König von Polen gewesen“, sagte der Sieger, als er in die Stadt einzog. Endlich setzte der durch französische Vermittelung zu Stande gekommene Waffenstillstand von Altmark am 26. September 1629 dem polnischen Kriege vorläufig ein Ende, indem Polen im Besitze des südöstlichen Theiles von Livland, ferner der Kreise Dünaburg, Rositten, Lutzen und Marienhausen blieb. Das ist das sogenannte polnische Livland, in dem die deutsche Sprache und der Protestantismus untergingen. Aber die Insel Desel wurde den Dänen entzogen und kam als ein Theil Livlands unter die schwedische Herrschaft.

Die schwedische Herrschaft war namentlich Anfangs beliebt; Gustav Adolph errichtete im J. 1632 für die est- und livländischen Herzogthümer die Universität zu Dorpat und erhob sie auf denselben Rang wie die zu Upsala; die Gerichtsordnung wurde schon 1630 geregelt. Die Constituanten wurde im J. 1643 abgehalten, welche die Verwaltung des Landes ordnete.

Die schwedische Okkupation machte natürlich die polnischen Königsbesizungen zu Kronsgütern, welchen noch die Besizungen der der polnischen Partei Anhängenden einverleibt wurden. Die Feldherren und Staatsmänner, welche sich im siegreichen deutschen Krieg ausgezeichnet hatten, erhielten von Gustav Adolph und seiner Nachfolgerin große Besizungen. Im livländischen Herzogthum befanden sich z. B. um 1641 insgesamt 4343 Haken Landes: hiervon wurden 2509 verschenkt. Drenstierna besaß 661, Banner 306, Horn 152 u. s. w. Ähnliche Schenkungen hatten Statt in Schweden und anderswo in den Besizungen der schwe-

difchen Krone, wodurch die königlichen Einkünfte sehr abnahmen, während die Donatarien zu übergroßer Macht gelangten. Der ſchwediſche Landtag beſchloß daher im J. 1655, daß die Krone die ſeit 1632 verliehenen Beſitzthümer wieder einziehen ſolle, und nannte dieſe Maßregel Reduction. Auf dem livländiſchen Landtag im J. 1667 erwähnte zuerſt der königliche Statthalter die Reduction, damit ſich auch die livländiſchen und eſtländiſchen Stände danach hielten, aber die Ritterschaft proteſtirte dagegen.

Im J. 1681 wurde ſie energiſcher urgirt. Die ſchwediſchen Commiſſäre erſchienen vor dem ſeit dem 12. Juli verſammelten Landtag in Riga und forderten von den Ständen, ſich der von dem ſchwediſchen Landtag beſchloſſenen Reduction zu unterwerfen; ſie ſollten eine neue Ausmeſſung ihrer Güter und eine Schätzung der Hakenländer geſtatten; ferner die Leibeigenschaft der Bauern aufheben. Es wurden immer häufiger Landtage abgehalten; die Errichtung von Schulen, die Erhaltung von Lehrern in den Kirchengemeinden beſchloſſen; aber auch die Reduction ging ununterbrochen vor ſich, denn nachdem Karl XI. hierzu vom ſchwediſchen Landtag bevollmächtigt worden, führte er dieſelbe mit unnachſichtiger Strenge durch. Bis zum J. 1690 waren die durch die ſchwediſchen Regierungen verliehenen Donationen zurückgezogen, ſo daß kein ſchwediſcher Grundbeſitzer in den Herzogthümern mehr zu finden war; trotzdem forderten die Commiſſäre von dem verſammelten Landtag, daß alle Eigenthumsbriefe zur Unterſuchung nach Stockholm geſchickt werden ſollten. In der hierauf dorthin abgeſandten Deputation befand ſich Johann Reinhold Patkul, der verſtändige und unerſchütterliche Vertheidiger ſeines Vaterlandes. Auf Antrag der Deputirten verfaßte der im J. 1692 verſammelte Landtag eine energiſche Adreſſe an den König, der dieſelbe mißbilligend, die Verfaſſer zur Verantwortung ziehen wollte. Als auch der Landtag von 1695 nicht nachgeben wollte, löſte der ſchwediſche Gubernator denſelben auf, die Verfaſſung und die oberkirchlichen Inſpektoren wurden mittelſt königlichen Reſcripts vom 20. December 1694 aufgehoben und ein neuer Landtag einberufen, deſſen Präſident der ſchwediſche Gubernator war.

Der neue Landtag trat am 16. Januar 1697 zuſammen, veranlaßte die Freigebung der Gefangenen, unter ihnen Patkul, und unterhandelte wegen des Zehnten, den der König, als Rechtsnachfolger des Erzbischofs von Riga, forderte. — Im J. 1699 fordern die Stände bereits Hilfe gegen die Polen, oder richtiger gegen das ſächſiſche Heer, in deſſen Lager auch Patkul ſich befand, der die Losreiſung von Schweden befürwortete und deſhalb ſpäter, als Hochverrätther, einen grauſamen Tod erlitt, im J. 1707. Denn um dieſe Zeit war bereits der

große nordische Krieg entbrannt, welcher tiefgehende Veränderungen in Europa hervorrief.

Nachdem nämlich Karl XI im J. 1697 gestorben war, folgte ihm sein 12jähriger Sohn Karl XII. In Polen war bereits im J. 1609 mit Johann Kasimir das Geschlecht Wasa ausgestorben und nach Michael Wisznowieczyk (1673) und Johann Sobieski (1674—1696) nahm der zum katholischen Glauben übergetretene Kurfürst von Sachsen, August II, den wankend gewordenen Thron ein; in Rußland herrschte strenge doch klug Peter der Große (1689—1725). August und Peter schloßen mit Friedrich IV, König von Dänemark, ein Bündniß, damit jeder dasjenige Schweden entreiße, was ihm die schwedischen Waffen abgenommen, namentlich Peter der Große Ingermanland, August II Livland.

Karl XII kämpfte Anfangs mit wunderbarem Glück, bis er durch seinen sinnlosen Trog bei Pultawa im J. 1709 sein Heer opferte und seiner Macht in Schweden verlustig ward. Während Karl in Polen gegen August kämpfte, eroberte Peter der Große nicht nur Ingermanland und erbaute dort seine neue Residenz, Petersburg, sondern erwarb auch Est- und Livland, erst für August, dann aber für sich. Die Stadt Riga und die livländische Ritterschaft unterhandelten am 4. Juli 1710, Reval und die estländische Ritterschaft am 29. September desselben Jahres mit dem Sieger, der ihnen alle ihre Rechte, also auch die Autonomie zusagte und auch das wieder herzustellen versprach, was die schwedische Regierung gegen das Gesetz begangen hatte. Der Friedensschluß zu Nyßtädt im J. 1721 brachte die neuen Herzogthümer Est- und Livland an Rußland.

Und die russische Regierung gab nicht nur die durch die schwedische Reduction confiszirten Güter den Betreffenden zurück, sondern vermehrte auch die Rechte des Adels in den Herzogthümern. Im J. 1741 gab sie ihm das ausschließliche Recht zur Pachtung der Kronsgüter im Herzogthum; im J. 1747 bewilligte sie die Einführung von Matrikelbüchern, wodurch der alte Adel sowohl gegen die Städte, wie auch gegen den neuen, insbesondere den russischen Adel zu einer geschlossenen Körperschaft wurde, auf welche im J. 1763 das 1741 gegebene Privilegium der ausschließlichen Pachtung der Kronsgüter beschränkt wurde; endlich im J. 1780 unterjagte ein Beschluß des russischen Reichsrathes den städtischen Bürgern den Kauf adeliger Güter und erkannte das Recht des Besitzes allein dem Adel zu. Die Rechtsverhältnisse der Bauern werden wir sogleich kennen lernen.

Große Gefahr bedrohte die Verfassung beider Herzogthümer, als Katharina II im J. 1783 die Verwaltung änderte, nämlich an Stelle

derselben das sog. Statthalterssystem anordnete, demgemäß das Land durch von der Regierung ernannte Beamte verwaltet werden sollte. Aber der Czar Paul stellte im J. 1796 die alte Verfassung und die Autonomie wieder her, die rechtlich noch bis heute besteht.

Zur Zeit Peters des Großen näherte sich auch Kurland dem russischen Reiche. Ein Nachkomme Kettlers, Friedrich Wilhelm; vermählte sich im J. 1710 mit der Nichte Peters, Anna, und da er bald darauf starb, blieb seine Wittve im Besitz der Regierung. Als diese darauf im J. 1730 den Czarenthron bestieg, unterstützte sie den jüngern Bruder ihres verstorbenen Gemahls, Ferdinand. Nach dessen Tode wurde durch die Gunst Anna's Biron Herzog, dem auch nach vielen Widerwärtigkeiten sein Sohn Peter im J. 1769 folgte. Als aber ein Aufruhr ausbrach, zwang der kurländische Adel den Herzog zum Rücktritt und huldigte im J. 1795 Katharina II. Seitdem sind die drei Herzogthümer vereinigt, wie zur Zeit der Kreuzherren.

Die drei Herzogthümer betragen 1754 Q.-Meilen mit 1,850,000 Einwohnern. Unter diesen sind 200,000 Deutsche (Adelige, Geistliche, Lehrer, Beamte, städtische Bürger), die übrigen 1,650,000 sind Nichtdeutsche, d. h. Letten, Esten und Liven; denn Russen und Schweden kommen fast nicht in Rechnung und gehören ihrer rechtlichen Stellung nach zu den Deutschen. Der Deutsche bedeutet hier so viel als der Herr; die eben gegebene historische Skizze ist die Geschichte der Herren; wir wollen nun die des Volkes betrachten.

Bei der Einwanderung der Deutschen bewohnten das Land Liven, Kuren, Esten und Letten. Die Eroberung begann an der untern Düna bei den Liven, deren Nachbarn gegen Süd-Ost die Letten waren; der sogenannte Heinrich der Letzte, der die Begebenheiten der Eroberung als Augenzeuge berichtet, unterscheidet oft Livland und Lettland. Das beweist aber zum Mindesten, daß die Liven damals so mächtig waren wie die Letten. — Die Kuren gegen Osten an die Litthauer und Letten gränzend, erstreckten sich von der Düna oder vielmehr von den Küsten des rigaischen Meerbusens bis Memel. Sie und mit ihnen die Bewohner der der kurlischen Halbinsel gegenüber liegenden Insel Desel, deren heutiger estnischer Name Saar-maa (Inseland) aber auch Kure-maa, d. h. Kranichland oder Kurenland, waren vor der deutschen Eroberung gefürchtete Seeräuber. Liven und Kuren werden daher zuerst den Fremden bekannt, die die betreffenden Länder nun nach ihnen Liv- und Kurland benennen. Ihre ursprünglichen Namen sind uns unbekannt, denn die Esten nennen das Land bloß maa (Land). Die

Eroberung minderte die Zahl der Kuren und Liven so sehr, daß jene allmählich gänzlich verschwanden, von diesen aber nur noch zwei Ueberbleibsel existiren: das eine und bedeutend kleinere nördlich von der Düna, bei der Mündung des Flusses Salis, wo noch im verflossenen Jahrzehnt einige livisch sprechende Familien lebten. Das andere, 3000 an der Zahl, an der südlichen Seite der Düna, in Kurland, von der Spitze der kurlischen Halbinsel, dem Cap Domesnees, gegen Südwest und an dem rigaischen Meerbusen, bewohnt im Ganzen einen 68 Werst langen Erdgürtel, auf beiläufig 136 Bauernansässigkeiten, welcher durch Moräste und Waldungen von den Wohnsitzen der Letten getrennt ist. Ihre Sprache wurde in der neuern Zeit von Sjögren und Wiedemann studirt und wissenschaftlich beschrieben. Es ist nach ihnen gewiß, daß die livische Sprache der südlichste Zweig der estnischen Sprache ist. Von der Sprache der Kuren blieb uns kein einziges literarisches Denkmal übrig, doch die Namen jener Ortschaften und Bündnisse, welche wir bei Heinrich dem Letten und anderen Chronisten finden, weisen darauf hin, daß sie zur livischen oder estnischen Sprache gehörte. Man kann vermuthen, daß die Kuren und Liven sich der Sprache nach von einander nicht unterschieden. Wenn man annehmen dürfte, daß die Sprache der Kur- oder Deselinsulaner zur Sprache der alten Kuren gehört, wo für einige Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, so wäre die kurlische Sprache nicht untergegangen. So viel ist gewiß, daß auch die Sprache der Deselbewohner einen Zweig der estnischen Sprache bildet, nur ist sie noch nicht wissenschaftlich bearbeitet.

Die Esten am Ufer des Meeres waren den Liven nördliche, diejenigen im Innern den Letten nordwestliche Nachbarn. Zwischen den Esten und Letten herrschte große Feindschaft, auch zwischen Esten und Liven, und dies erleichterte den Deutschen die Eroberung. Uebrigens waren es die Esten und die Bewohner von Desel, welche am hartnäckigsten Widerstand leisteten.

Die Letten gehören zu der Nationalität der Litthauer und Preußen, welche einen entlegenern Zweig des Slaventhums bilden. Sie bewohnen heute die Plätze der alten Kuren und Liven; sie verbreiteten sich also aus dem Innern gegen Nord und West. Von den Esten scheidet sie jene Linie, welche wir uns durch die Stadt Walk von West gegen Ost gezogen denken können. Der Bauernstand der russisch-baltischen Provinzen besteht daher heute aus Letten, wenig Liven, und Esten; meine Reise gilt den letzteren.

Herr und Knecht, oder Sachse und Einheimischer, — denn die Esten nennen die Deutschen bis zum heutigen Tage Sachsen, — das waren die zwei Klassen der Bewohner des neu eroberten Landes.

Der Erste nennt den Herrn, sei er Deutscher, Russe oder anderer Nationalität, Saks, d. h. Sachse, denn die Eroberer waren, wie wir sahen, aus dem nordwestlichen Deutschland, dessen Name damals Sachsen war. Daher vene saks = russischer Sachse, Russe; möjsa saks, der Sachse des Gutes = Gutsherr; aber auch pöe saks, der Sachse der Bude = Kaufmann; saksad, die Sachsen = die Herren, die Herrschaft. Saks tuleb = der Sachse kommt, mit diesem Sprichwort schriekt man bis heutigen Tages die Kinder; mit dem Satze hingegen: temal on saksa liha = er hat sächsisches Fleisch, d. h. er ist wollüstig, bezeichnet man jenes Betragen des Herrenstandes, welches in Amerika noch heute den weißen Herrn gegenüber dem Farbigen charakterisirt.

In der Sprache des Gesetzes waren die Besitzer Erbherrn, die Bauern Erbleute. Als man in Petersburg im J. 1739 eine glaubwürdige Darstellung der Zustände der Erbleute wünschte, wurde unter Anderem darin gesagt, daß der Herr das Recht über Tod und Leben des Sklaven habe; daß er das unbeschränkte Recht der körperlichen Züchtigung übe; daß der Sklave kein Eigenthum besitze und keines besitzen könne, daß er außerhalb des Gebietes der Herrngüter sich nicht verheirathen dürfe*). Dieses Verhältniß bezeichnet auch der Landtag in Riga 1765 folgendermaßen: „Alles, was der Bauer besitzt, sowie er selbst, ist wahres Eigenthum seines Herrn, mit dem der Grundherr in jeder Beziehung nach Willkür schalten kann.“

Der Bauer war entweder Kostreiber oder Wirth. Der Kostreiber arbeitete seinem Herrn mindestens zwei Tage in der Woche; wer ihm mehr aufbürdet, sagt Supel**), gilt für hartherzig, denn da der Kostreiber von seinem Herrn kein Feld erhält, so muß er mit seiner Hände Arbeit Nahrung für sich und die Seinen zu erwerben suchen. „Den Kostreiber und seine Kinder verkauft man auch manchmal oder tauscht ihn gegen Pferde, Hunde, Pfeifen ein. Hier sind die Menschen billiger als die Neger in den amerikanischen Colonien. Einen ledigen Kerl kauft man zu 30—40 Rubel, wenn er ein Koch ist oder ein Handwerk versteht um 100 Rubel; um dasselbe kann man auch ein ganzes Gefinde kaufen; für eine Magd giebt man selten mehr denn zehn Rubel und für ein Kind beiläufig vier Rubel“ (Supel II, S. 127—128). Man wagt es kaum zu glauben, daß um 1780 ein derartiger Zustand dort gesetzlich war.

*) Livländische Beiträge, herausgeg. von W. v. Bod. Neue Folge. Leipzig 1869. I. B. 1. Heft p. 136.

**) Topographische Nachrichten von Liv- und Estland, herausg. durch A. W. Supel. Riga, I. Bd. 1774; II. Bd. 1777; III. Bd. 1782.

Ein Mensch der ein Handwerk verstand war theurer als ein anderer. War es also einem Bauern erlaubt ein Handwerk zu erlernen? Hören wir, was Hupel sagt (I, S. 557): „Kein deutscher Meister darf einen Sklaven zum Lehrling nehmen!“ So sicherte der Städter sich und seinen Erwerb. Diejenigen, die ein Handwerk konnten, lernten also von selbst, was sie wußten. „Man muß wahrlich das Genie der Esten bewundern; denn ohne zu lernen und nur durch Ablauschen und Nachdenken gelangen manche so weit, daß ihre Erzeugnisse sich von denen der Deutschen nur wenig unterscheiden.“

Nachdem wir gesehen, daß der Bauer leibeigener Sklave und wahres Eigenthum seines Herrn war, ist es von Interesse zu erfahren, wie man ein solches Eigenthum erwerben konnte. Der Leibeigene wurde einmal, wie wir sahen, gekauft. Ferner wenn ein Bauer sich irgendwo niederließ und seinen Herd gründete, so fiel er und seine dort gezeugten Kinder in das Eigenthum des betreffenden Grundherrn. Wenn Jemand einen flüchtigen Bauern auf geschehene Anzeige selbst nach Ablauf von drei Monaten nicht vindicirte, so wurde er Eigenthum dessen, in dessen Besitz er sich zur Zeit befand. Selbst wenn ein Bauer ein Kind von der Straße aufnahm und dasselbe ernährte, wurde es Eigenthum dessen, auf dessen Besitzthum es aufwuchs. Wenn eine Bauernwittwe einen Mann auf einem andern Besitzthum heirathete und ihre Kinder mit sich nehmen wollte, so konnte der frühere Herr diese bis zur Wiedererstattung der Ernährungskosten zurückfordern.

Für den Wirth war die Hufe maßgebend. Die schwedische Regierung ließ im Jahre 1688 die Bauernanfässigkeiten conscribiren, sowie die „Gehorche“ und „Gerechtigkeiten“, und bestimmte, daß ein Land für sechszig Tonnen Ausfaat (eine Tonne beiläufig $2\frac{2}{3}$ W. Meßen) einen Haken oder eine Hufe bilde, für welche der Bauer dem Herrn sechszig Tonnen Roggen leisten soll, oder statt einer Tonne dreißig Tage Arbeit, eine Tonne Roggen oder dreißig Tage Arbeit zu einem Thaler geschätzt. Von einem Haken oder einer Bauernhufe pflegte man zu sagen, es sei sechszig Thaler Grund, und dafür mußte man 1800 Tage Handarbeit oder 900 Tage mit Gespann leisten. Zu dem Ackerland gehörten aber auch noch Wiese und Garten; doch waren die hiefür zu leistenden Gerechtigkeiten durch das schwedische Gesetz nicht bestimmt; übrigens kamen auch viele Abweichungen vor. So mußte in Fivland, wenn auf einem Haken oder einer Bauernhufe vier Bauern wohnten, jeder wöchentlich drei Tage mit Gespann (ein Pferd oder zwei Ochsen auf ein Gespann gerechnet), außerdem in den sechs Sommermonaten wöchentlich zwei Tage Arbeit und zur Zeit des Heumachens und der Ernte zehn Tage Hilfsarbeit leisten;

außerdem zahlte ein solcher Bauer sechs Tonnen Roggen, drei bis vier Tonnen Gerste, zwei bis drei Tonnen Hafer, einen Rubel in Geld, zwölf Pfund Flachs, drei Pfund Garn, ein Schaaf, drei Pfund Butter, drei Hühner, fünfzehn bis dreißig Eier, drei bis sechs Pfund Honig, ein bis drei Wagen Heu, einen Sack, drei Stricke. Neben aller dieser Arbeit und Geldleistung, mußte er noch das herrschaftliche Korn auf den Markt fahren, bei den Hof-, Kirchen- und Schulbauten Tagwerk leisten, während des Winters das Hofvieh füttern, dreschen, Branntwein brennen, Wäsche waschen 2c. „Man muß sich wundern, sagt Hupel, wie sie das bezwingen und noch ihre eigene Feldarbeit verrichten.“

Das Gesetz vom Jahre 1765 sollte den Bauern Erleichterung verschaffen; es bestimmte genau die Pflichten der Bauern und die Grenzen über welche hinaus nichts gefordert werden dürfe; ja es gestattete, daß der überbürdete Bauer gegen seinen Herrn Klage führe; doch wurde der unnütz Klagende strenge bestraft. Es gestattete ferner dem Bauern den Besitz des beweglichen Eigenthums, das er auch frei verkaufen dürfe, ausgenommen jedoch Pferde und Ochsen, in deren Verkauf der Herr vorerst einwilligen mußte, damit er nicht wegen Abnahme der Arbeitskraft Schaden leide. (Hupel, II, 220).

Das Elend der Erbleute und Sklaven jener Zeit ist sprichwörtlich geworden; kein Wunder, daß auch ihr geistiges Leben kein beneidenswerthes war. Der Erste konnte zwar lesen, denn das Lesen erlernt er leicht und rasch, wie uns Hupel, der in einer estnischen Gemeinde (Ober-Pahlen) Geistlicher war, bezeugt. Aber im Schreiben ließ kein Herr seine Bauern unterrichten, denn er fürchtete etwaigen Mißbrauch. Die kleinen Kinder unterrichteten, und unterrichteten noch heute, daheim die Mütter, die erwachsenen gehen in die Gemeine-Schule. „Für diesen Unterricht mußten die Kinder den Geistlichen Holz spalten, dreschen und spinnen, was aber jetzt in den livländischen Provinzen streng verboten ist.“ (Hupel II, S. 102). Uebrigens wußte laut dem Zeugniß des genannten Schriftstellers und Geistlichen, unter zwanzig Esten kaum einer, daß er Christ sei! Dies war der Zustand unter den Esten am Ende des vorigen Jahrhunderts!

Zu Anfang unseres Jahrhunderts nahm man die Sache etwas ernster und eine von der russischen Regierung entsendete Commission beantragte im Jahre 1803, daß gemäß den schwedischen Regulativen sechszig Thaler Feld eine Bauernansässigkeit bilden sollten; hiezu mußten unbedingt zehn arbeitsfähige Männer und eben so viele Weiber gehören, die zusammen 1028 Tage Spanndienste und 1028 Frohndetage zu leisten hatten, derart, daß auf eine arbeitsfähige Person jährlich nicht

mehr als 104 Arbeitstage fielen, d. i. wöchentlich zwei Tage. Sie beantragte auch, daß die neuen Bestimmungen in der Sprache des Volkes gedruckt werden sollten, was bis dahin noch nie geschehen war.

Auf Grund dieses Elaborates entstand das Gesetz von 1804, welches die von den Bauern benutzten Felder in deren Besitz beließ und nur in wenigen genau bezeichneten Fällen deren Reduction gestattete. Ferner verbot dies Gesetz fürderhin jegliche Besitzstörung der Bauern in jenen Anfassigkeiten, welche sie im Jahr 1804 inne hatten, so lange sie ihren Pflichten entsprachen; der Besitz ging vom Vater auf den Sohn über. —

Endlich wurde die Leibeigenschaft im Herzogthum Kurland im Jahre 1817, in Livland und Estland aber im Jahre 1819 aufgehoben.

Die Stadt Riga zeichnete sich zu verschiedenen Malen aus. Wir müssen, um unsere Skizze zu vervollständigen, noch einen Augenblick bei ihr verweilen. Zudem wird uns durch die Verfassung Riga's auch diejenige von Reval und Dorpat veranschaulicht; denn ein Geist erbaute, verwaltete und erhielt diese Städte.

Riga erhielt schon von seinem Gründer, dem Bischof Albert, große Privilegien und Besitzungen, so daß es unter den Eroberern einen ansehnlichen Platz behaupten konnte. Es ist also auch kein Wunder, daß seine großartigen Kirchen in ein bis zwei Jahren erbaut wurden; standen ihm doch die Arbeitskräfte des unterjochten Volkes zur Verfügung. Als bischöfliche und späterhin erzbischöfliche Stadt nahm es vielfachen Antheil an dem Zwiste zwischen den Geistlichen und dem Ritterorden. Als die Stadt im Jahre 1331 in die Gewalt des Großmeisters gelangte, ließ dieser, um sie leichter zähmen zu können, eine Festung erbauen, welche die Rigaer im Jahre 1485 niederrissen, der Orden aber zehn Jahre darauf wieder herstellte. Im Jahre 1525 entzog sie sich der bischöflichen Herrschaft, nachdem sie schon 1522 sich für die Reformation erklärt hatte.

In Riga entstanden die Gilden und die Schwarzhäupter bereits in der ersten Periode der Stadt; schon das Privilegium Alberts vom Jahre 1225 erwähnt, daß keine Gilde ohne Gutheißung des Bischofs sich organisiren solle („nulla Gilda communis sine episcopi auctoritate statuatur“). Auch der Verein der Schwarzhäupter entstand vielleicht schon um das Jahr 1232, als die Stadt zufolge erlangter Schenkungen sich für immer zur Ausstattung von einundsiebzig Bewaffneten verpflichtete. Der Hanse der deutschen Handelsstädte gehörten auch Riga und andere Städte des baltischen Meeres an nach der Conscription vom Jahre 1397 be-

stand die Hanſa aus drei Drittheilen, dem wendiſchen (Lübeck, Wiſmar u. ſ. w.), dem weſtphaliſch-preußiſchen (Köln, Danzig, Königsberg u. ſ. w.) und dem gothländiſchen, welches Wiſby, Riga, Reval, Dorpat, Pernau bildeten. Dieſer Bund beförderte nicht nur den Handel der Städte, ſondern ſchützte ſie auch und trug ſo zur Machtvergrößerung derſelben viel bei.

Riga verweigerte von 1562—1581 dem polniſchen Könige die Huldbigung; ſelbſt Guſtav Adolph konnte es nur nach langer Belagerung im Jahre 1621 bezwingen. Ebenſo ſchlug es im Jahre 1656 einen ſtarken ruſſiſchen Angriff zurück, wofür der ſchwediſche König im Jahre 1660 die Mitglieder des rigaer Rathes in den Adelsſtand erhob und die Stadt zur zweiten des Reichs nach Stockholm machte.

Die Geſamteinwohnerzahl der Stadt zerfiel in drei Stände, den Bürgerſtand, die Einwohner und die Fremden.

Bürger konnte nur derjenige werden, der vor dem ſtädtiſchen Kammergericht zu beweifen vermochte, daß er das geſetzliche Kind freier Eltern ſei, daß er den Handel oder ein Gewerbe erlernt, und daß er mindestens fünfhundert Thaler Kapital oder Credit beſitze; Gelehrte wurden durch ihr Amt zu Bürgern; die Künſtler wurden den Kaufleuten gleich geachtet.

Die Bürgerſchaft hinwieder theilte ſich in drei Stufen: den Rath, die große und die kleine Gilde. Der Rath beſtand aus vier Bürgermeiſtern, vierzehn Räten, einem Ober- und fünf Unterſecretären. Zwei Bürgermeiſter und die Hälfte der Räte waren Kaufleute, die andere Hälfte (Rechts-) Gelehrte. Der Rath ergänzt ſich ſelbſt und wählt ſeine gelehrten Glieder aus den Kanzleien, ſeine commerciellen aus den Älteſten der großen Gilde. Die Bürgermeiſter führen der Reihe nach den Vorſitz; den Vorſitzenden nennt man „Wortführer“. Der Rath, der die höchſte Autorität der Stadt bildet, zerfällt in mehrere Sectionen und Untergerichtshöfe.

Die große Gilde bilden die Kaufleute, die jährlich mindestens zwei Sitzungen halten, in der Woche des Aſchermittwochs, und vor Michaelis.

Das Comité der Gilde bilden vierzig Älteſten. Die Aſchermittwochs-Sitzung wählt die fehlenden Älteſten und in jedem zweiten Jahre den Vorſitzenden oder Wortführer; die Gewählten beſtätigt der Rath. Dieſelbe Verſammlung beräth auch kaufmänniſche Angelegenheiten und legt ihre Wünſche und Beſchlüſſe, welche man Aſchermittwochs-Befchwerden nennt, dem Rathe vor. Die Michaelis-Sitzung wählt nur den Doctormann, den Präſidenten der Bürgerſchaft und zwar derart, daß auch der Rath in dem Saal der großen Gilde erſcheint und gemeinſchaftlich mit den Älteſten einen der von den Bürgern vorgeſchlagenen drei Candidaten

wählt. Die Ältesten führen gewisse Ämter bei den Kirchen, Spitalern, der städtischen Wirthschaft zc. unentgeltlich.

Die kleine Gilde bilden die Zunftmeister; auch diese besitzt einen aus dreißig Gliedern (Ältesten) bestehenden Ausschuß. Diese Gilde hält auch in der Aschermittwoche ihre Sitzung und wählt die Ältesten und den Wortführer. — Der Rath beschließt in wichtigen Angelegenheiten, bevor er die Ansicht der Gilden vernommen, in welchen zuerst die Ältesten und dann die General-Versammlung berathen.

Die Schwarzhäupter bilden nicht mehr die Wehrkraft der Stadt. Jeder unverheirathete Kaufmann oder Wohlhabende tritt mit einem bedeutenden Beitrag der Gesellschaft bei; heirathet er, so hört er wohl auf Mitglied zu sein, doch seine Wittve und Waisen erhalten aus der Vereinskasse, die man für sehr reich hält, bedeutende Unterstützungen.

Einwohner der Stadt wurden jene genannt, die wegen ihrer lettischen oder russischen Nationalität u. s. w. in die Zünfte nicht aufgenommen wurden, und also auch an der Verwaltung der Stadt nicht theilnehmen konnten, doch Häuser und Grund besitzen durften. — Endlich Fremde sind diejenigen Russen und Ausländer, die bloß in Handelsangelegenheiten sich in der Stadt aufhielten, doch in die große Gilde nicht eintreten konnten.

Es ist selbstverständlich, daß diese straffe Gliederung und Scheidung längst abgeschwächt wurde. Doch zur Zeit Supels gab es dreierlei Leichengefänge, einen für Glieder des Rathes, einen für Glieder der großen, und den dritten für Glieder der kleinen Gilde. Bürgerfrauen fuhrten damals auf einem bottichähnlichen Schlitten in der Stadt auf Besuch, während die Kutsche ein Vorrecht der Rathsglieder war.

Riga ist demnach, obwohl die Mehrzahl seiner Einwohner nicht Deutsche sind, doch nach seiner Verfassung und seinen Bürgern bis heutigen Tages eine deutsche Stadt. Und sie ist stolz auf diese ihre Eigenthümlichkeit. Das Herderdenkmal freilich entspricht nicht diesem Stolze, — doch Herder war nur eine ganz kurze Zeit Lehrer und Prediger in Riga (1764—1769). Stolzer darf sie wohl darauf sein, daß die Werke Kant's in ihren Mauern, bei Hartknoch, erschienen. In dem östlichsten Winkel des Deutschthums (Königsberg, Riga), in dem Lande der einstigen Preußen und Liven, keimte und trat an's Licht jene Erscheinung des deutschen Geistes, welche die Philosophie und durch sie den vorzüglichsten Theil der Wissenschaft deutsch, und den in derselben wohnenden Geist zum herrschenden machte!

Von dem höchst unscheinbaren Denkmal Herder's ging ich zu einem Prediger der St. Jakobskirche, zu Herrn Z., der der Seelsorger der estnischen Gemeinde ist. Es existirt wohl in ganz Europa kein größerer Gegensatz, als der zwischen dem hochverdienstlichen und noch anspruchsvolleren Deutschtum und dem Estenthum? Und woher kommt das? Warum entwickelte sich die eine Nation zu einer zahlreichen, großen und herrschenden, die andere aber nicht; da doch beide gleich waren in ihrem Anfange? Doch waren sie auch wirklich gleich und konnten sie es gewesen sein? Da der Grund und Stamm jeder Nationalität so entstand, daß sie sich eine eigene Sprache bildete, jener Nationalstamm aber, dem das arme Estenvolk angehört — so gut seine eigene Sprache besitzt, wie der Deutsche, so muß ich annehmen, daß die Anfänge beider Nationen gleich waren. Denn ich kann keinen Unterschied entdecken zwischen jener geistigen Fähigkeit, die den Grundstamm der estnischen Sprache schuf und jener, welche die deutsche ersproffen ließ und zu einer selbstständigen Sprache erzog! Oder sind die Anfänge der Nationen, ebenso wie die einzelner Menschen, je nach den äußern Verhältnissen verschieden? Jener junge, hübsche, gebildete, vielstudirte und wie es scheint vielgereiste livländische Baron, der von Wirballen an unser Reisegefährte war, und der von seiner Reise im Ausland heimkehrte in den Kreis seiner zahlreichen Sippschaft zur Feier des großväterlichen Geburtstags, ist er von der Mutter Natur mit besonderen Fähigkeiten, mit höheren Zielen in die Welt gesetzt, als der deutsche Wanderbursch, der sein kleines Felleisen auf dem Rücken trägt, der vergnügt ist, wenn er Arbeit und Verdienst findet und der erst dann sich seines Geburtstages erinnert, wenn man ihn wegen der Assentirung um sein Alter befragt? Besteht ein anderer Unterschied zwischen Menschen, als die Verschiedenheit der Wiegen, in welche sie gelegt werden? Ist das Verdienst des reichen Kindes größer, das ebenso wenig weiß, daß es in einer prächtigen Wiege liegt, als das Kind des Bettlers, das man in Lumpen hüllt? Und wenn sie aufwachsen, und wenn sie als Männer sich treffen, blickt jener nicht allein deshalb auf diesen stolz herab, weil man ihn nach seiner Geburt in eine andere Wiege gelegt, als diesen? Vertieft in solche Gedanken suchte und fand ich die Wohnung des estnisch predigenden Seelsorgers der St. Jakobskirche.

Der hochwürdige Herr kam aus einem andern Zimmer in einem Schlafrocke heraus, denn er war seit einer Woche krank, doch wies er mich trotzdem nicht ab, sondern erbot sich sogar sehr liebenswürdig, mir jegliche Aufklärung zu geben, die ich wünschte. Nachdem ich ihm erzähle, daß mich die Sprache und das Volk der Esten interessirten, begannen wir von der Litteratur desselben zu sprechen, was um so

mehr am Plage war, als ich das Werk eines seiner Vorgänger erwähnen konnte, dessen deutscher Titel, neben dem estnischen, folgender ist: „Unterredungen zur Uebung für Esten, welche die Deutsche Sprache, und für Deutsche, welche die Estnische Sprache erlernen wollen. Dritte und verbesserte Auflage, verfaßt von D. A. v. Jannau, Pastor der Estnischen Gemeinde zu St. Jacob in Riga. Mit einem Deutsch-Estnischen Wörterbuche. Dorpat. 1859. Druck und Verlag von H. Laakmann“. Ich bezeichnete es als eine erfreuliche Thatsache, daß ein derartiges dem praktischen Gebrauch gewidmetes Buch in dritter Auflage erschienen sei, obwohl es mir auffallend wäre, daß der Verfasser die neue estnische Orthographie nicht befolgte. Z. wollte aus seiner eigenen Erfahrung diesen Umstand erklären. „Ich verbrachte — sagte er — ein Jahr bei dem Pastor einer estnischen Gemeinde, um mich in der estnischen Sprache zu üben. Ich hatte bereits das Evangelium Johannis übersetzt, als ein neues estnisches Druckstück in meine Hände gelangte, dessen Orthographie mir ganz neu war. Was ist das für eine Schreibweise? frug ich meinen geistlichen Prinzipal. — Das ist die neue Orthographie, welche einige unruhige Köpfe in die Mode bringen wollen, wovon mir aber die Ursache unklar ist. — Ich aber hatte einiges in dem Buche gelesen, und antwortete: mir scheint, als ob ich den Grund ahnte. Schon oft kam es meinem Ohre vor, daß die Orthographie der Bücher der estnischen Aussprache nicht entspreche und ich sehe, dieses Buch befolgt diese Aussprache. — Es ist Schade, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, sagte mein Vorgesetzter; übrigens sehe ich die Nothwendigkeit der Neuerung nicht ein. — Also, — fuhr Herr Z. fort, — mein Vorgesetzter hat 40 Jahre in einer estnischen Gemeinde gepredigt, ohne darauf zu kommen, daß die Orthographie der estnischen Bibel, der Gesang- und Gebetbücher die estnische Aussprache nicht genau bezeichnet, ja mit derselben oft in Widerspruch steht.“*) — Nachdem ich erfahren hatte, daß in den estnischen Gemeinden der Gottesdienst ausschließlich estnisch abgehalten wird, daß daher eine große Zahl der evangelischen Geistlichen in dieser Sprache predigt, so frug ich Herrn Z., ob die Theologen an der Dorpater Universität nicht die estnische Sprache erlernen müßten? — Nein, antwortete er; jeder geht, bevor er Pastor wird, zu einem Prediger, der in einer estnischen Gemeinde amtirt, um die Sprache zu erlernen. — Existirt in Riga, frug ich weiter, ein gelehrter Este, d. h. ein solcher Mann, der von estnischer Abkunft, ein Gymnasium absolvirt hätte? —

*) Die biblische oder alte estnische Orthographie schreibt nach dem kurzen Vokal einen Doppelconsonant, wenn man diesen auch nicht doppelt aussprechen darf. Sie schreibt also kassi, wessi, (Sand, Wasser,) und läßt nur käsi, wesi aussprechen.

Ja, antwortete er, der Lehrer der Kronsschule, Fromm, in der Petersburger Vorstadt, ein sehr gebildeter, wackerer Mann, „der sich emporgearbeitet hat“ und der gleichzeitig ein vollkommen guter Este ist. — Den werde ich auffuchen, sagte ich, und frug ferner, aus was für Leuten die hiesige estnische Gemeinde bestehe? — Es ist eine sehr eifrige evangelische Gemeinde, gute, fleißige Menschen, größtentheils Tagelöhner, die der städtische Erwerb hieher geführt hat. — Gibt es in Riga auch eine estnische Elementarschule? — Der ehrwürdige Herr wiederholte mit etwas Erstaunen die Frage: eine estnische Elementarschule? Als ob in dieser Frage etwas Unerwartetes, Ungewohntes läge, so sah mich der Gefragte an. Nein, war die Antwort. — Wie? Man hält hier keine Elementarschule? frug ich verwundert. — Es sind genug Elementarschulen da und recht gute, doch sind diese alle deutsch. — Warum hat denn die estnische Gemeinde keine estnische Schule? — Weil man sie nicht braucht, antwortete er; der Este wünscht es gar nicht, denn er will, daß sein Kind deutsch lerne, da es nur so fortkommen kann. Unter sich sprechen sie wohl estnisch, auch unterrichten sie die Kinder im Estnischlesen, sie unterlassen das nie, ja sie lieben ihre Sprache außerordentlich, doch eine estnische Schule brauchen sie nicht. — Denken die Esten überall so? — Es existirt wohl eine Partei, die sogenannte estnische Partei, antwortete der Prediger, welche sogar von einem estnischen Gymnasium träumt; doch das ist wahrhaftig ein Traum, sagte er, dessen Verwirklichung unmöglich ist. — Ich acceptirte die Unmöglichkeit und wendete das Gespräch auf andre Dinge; ich stellte Fragen über die rigaischen kirchlichen Verhältnisse, auf welche er mit großer Bereitwilligkeit, und wie mir schien, auch mit ganzer Sachkenntniß antwortete, obwohl er nicht wußte, warum die Schule, in welcher Fromm lehrte, Kronsschule genannt wurde. Als ich sah, daß er wirklich leidend war, nahm ich von ihm Abschied und ging in die Petersburger Vorstadt, die Kronsschule aufzusuchen. Denn nachdem ich den estnisch predigenden, deutschen Pfarrer gesprochen, schien es mir sehr interessant, mit der Denkart eines deutsch gebildeten Esten bekannt zu werden.

Die Petersburger Vorstadt hat geradlinige, regelmäßige Straßen; die Häuser sind rein, größtentheils ebenerdig, aus Holz gebaut. Die ganze Vorstadt ist reich an Bäumen und gleicht eher einem Garten. — Hier ist die Kronsschule. Ein sehr reinliches Haus; ich gehe hinein und kloffe da an, wo man mich hingewiesen. Eine Frauenstimme antwortet, es ist die Gattin des Lehrers. Das reine schöne Ameublement und die gebildete, deutsche Rede hatte ich bei Küstern bereits gefunden; es überraschte mich also nicht, was ich bei dem Lehrer sah und hörte. Materieller

Wohlstand blickt aus Allem, besonders aus dem sehr reinlichen einfachen Hausanzug; die Sprache zeigt allsogleich die gute Schule und Erziehung. Ihr Gemahl sei nicht zu Hause, und da er die Stadt verlassen (es waren schon Schulferien), so kehrte er auch vor Abend nicht zurück. Doch träfe ich ihn morgen ganz bestimmt. — —

Morgen kann ich jedoch nicht wiederkommen, denn morgen früh geht der Dampfer Admiral nach Reval; ein anderes Schiff geht erst nach vier Tagen ab, und es ist mir nicht möglich, bis dahin zu warten, da ich Eile habe, nach Dorpat zu kommen. Ich könnte die Reise wohl per Bahn und zwar bis Pleskau, von da wieder mit dem Dampfschiff auf dem Peipus und Embach bis Dorpat machen. Aber ich finde die Seefahrt interessanter und außerdem auch bequemer.

III.

Von Riga nach Reval.

(Von Riga nach Reval. Die Werke Schirrens und Samarins. Die neuere russische Politik gegenüber den Ostsee-Provinzen; deren Vertheidigung gegen die Angriffe der russischen Politik. Der Hafen von Gapsal. Peter der Große unterwirft die Provinzen seiner Herrschaft nicht als eroberte, sondern als erworbene. Betrachtungen über die polnische und schwedische Politik gegenüber den baltischen Provinzen; ob es auch Rußland so ergehen wird? Ankunft in Reval.)

Am 26. Juni — und erinnern wir uns, daß wir im russischen Reich sind, welches die alte Zeitrechnung befolgt, und an diesem Tage den 14. schreibt, also am 26/14. Juni — gegen 6 Uhr eilten wir auf den Dampfer Admiral, um über das Meer nach Reval zu fahren. Das Schiff ist größer als die größten, welche die Donau befahren; Vorrichtungen und Möbel sind eleganter, die Reinlichkeit viel strenger; doch bemerkte ich gleich hier, daß auch die Reisegeellschaft viel zurückhaltender ist, gegeneinander sehr höflich, und die Reinlichkeit nicht nur prätextirt sondern auch liebt. Wenn in dem mittlern Salon eines Donaudampfers, welcher gleichzeitig zum Speisesaal dient, der Tabackrauch in Säcke gefüllt werden könnte: so ist hier in den untern Räumlichkeiten, in dem gemeinschaftlichen Salon, aus welchem man in die Kajüte tritt, das Rauchen verboten. Es mag sein, daß die Erfahrung die ich auf den Donaudampfschiffen gemacht, nicht für alle zutrifft, da ich nur jene kenne, welche zwischen Pest, Preßburg und Wien die Tour machen, und auf welchen das reisende Publikum nur seltener übernachtet; doch findet man auf denselben gewiß keine derartigen Schlafkajüten, wie auf den Seeschiffen. Es ist bekannt, daß zur Tageszeit selbst auf 10—12 Stunden sich jeder Reisende mit geringerer Bequemlichkeit begnügt und daß er, da er nur kürzere Zeit der Gesellschaft angehört, auch weniger Rücksicht auf seine Gefährten nimmt, die gleichfalls nach wenigen Stunden das Schiff ver-

lassen, als sie alle beanspruchen würden, wenn sie längere Zeit mit einander reisen würden. Aber auch das kann nicht geläugnet werden, daß das Wort *gêne* nicht bei uns erfunden worden, und daß der dem entsprechende ungarische Ausdruck (*tartózkodás* = sich enthalten), vielen der Unserigen nicht convenirt.

Unsere Kajüte ist auf 4 Betten berechnet; in die zwei unteren muß man mit etwas Vorsicht schlüpfen, wenn man seinen Kopf nicht an die obern anschlagen will; doch das Bettzeug aller ist sehr sauber. Waschbecken und Krüge sind aus feinem Geschirr; Flaschen und Trinkgefäße aus geschliffenem Glas; alles, auch die Leuchter sind derart befestigt, daß sie nicht herabfallen können; das Fenster der Kajüte, aus dickem Glas, ist mit einer starken Schraube geschlossen. Alles weist darauf hin, daß wir uns auf einem Seeschiffe befinden, das vom Sturm hin- und hergeschleudert werden kann. Doch das erschreckt uns nicht — ja wir würden ein bißchen Sturm selbst wünschen, um doch zu sehen, wie ein solcher sich ausnimmt.

Die Reisegesellschaft wird theils kürzere, theils längere Zeit beisammen sein, denn Manche verlassen das Schiff in Hapsal, Andere in Reval, Manche gar erst in Petersburg. Da wir flußabwärts gegen Dünamünde zwischen uninteressanten Ufern fahren, so werden die Reisenden, ohnedies nicht in großer Zahl, bald bekannt und als man zur Abendmahlzeit läutet, ist die Bekanntschaft ziemlich allseitig angeknüpft; was noch fehlt wird bei Tisch ergänzt. Im Speisesaal finden wir zuerst den Imbißtisch. Vor dem eigentlich Mahl nämlich geht man zum Imbiß, welcher dem Gaste geistige Getränke, Butter, Käse, kleine Fische und kaltes Fleisch bietet. Anfangs schien dies selbst für ein anständiges Mahl genug; nur mit halber Lust kosteten wir nachher noch etwas. Später gewöhnten wir uns daran und fanden, daß der Gebrauch überall Recht hat.

Die Festung Dünamünde unterbricht das Mahl, denn sie ist besonders sehenswertig. Doch erblicken wir nur wenig davon. In der Ebene liegende Festungsmauern zeigen dem zu Schiff Fahrenden nicht viel; interessanter wäre es wohl wenn sich das Ende der Düna und der Anfang des Meeres unterscheiden ließen. Doch ist es sehr schwer die Stelle zu bezeichnen, wo sie sich factisch treffen. Ebenso leicht ließe sich sagen, an welchem Tage der Winter aufhört und der Frühling beginnt.

Nach dem unterbrochenen Nachtmahl trifft sich die Gesellschaft wieder auf dem Verdeck. Jetzt schwimmen wir in den rigaischen Meerbusen; die Küsten treten zurück, endlich verschwinden sie völlig. Der Himmel ist rein; gestern hatten wir Vollmond, und so wird die Nacht mondhell sein; auch ist unter der nördlichen Breite von Riga der Sommertag viel

länger, als in unfrem Vaterlande; die Nacht wird also nicht gar lange sein. Das Meer ist ruhig, nur die Räder des Schiffes schlagen Wellen. Der Schiffskapitän prophezeit auch für morgen, Sonntag, gutes Wetter; er sagte, es werde dies seine erste ruhige Fahrt in diesem Jahre sein. So bliebe denn das kleine Gewitter aus, das insbesondere die Jugend sich wünscht, die jetzt zum ersten Male auf dem Meere ist; fast bedauern wir es, daß wir keinen Sturm haben sollen.

In der Gesellschaft bewegt sich am lebhaftesten ein kräftiger, blonder Jüngling, dessen Kappe uns schon sagt, daß er ein Universitätsjünger ist. Unser blonder Held ist es in der That. Die Dorpater Universität schließt, wie alle im Norden, Mitte Juni ihre Vorlesungen. Der blonde Gefährte war von Dorpat nach Kurland gereist um Verwandte zu besuchen und fährt jetzt nach Reval, wo seine Eltern im Katharinenbad den Sommer zubringen. Er ist ganz occupirt von einem Ereigniß, das ihn außer Fassung brachte, doch man sah auch, daß die Aelteren der Gesellschaft ihm deshalb nicht zürnten, wenn sie auch seine Begeisterung nicht theilten. Es mag wohl ein politisches Ereigniß sein, und da ist Jedermann unter Fremden vorsichtig, seiner Zeit haben wir das auch Daheim erfahren.

Zwei blonde Mädchen unterhalten sich in einem herrlichen Deutsch, an die Politik nicht denkend; auch französisch sprechen sie recht gut. Sie sind aus dem Innern Rußlands und fahren mit einer Verwandten zu Verwandten nach Reval. Jene ältliche Frau ist die Baronin Lieven, die ihr Sohn gleichfalls nach Reval begleitet; sie ist eine Russin von Geburt und spricht gerne französisch, da sie das Deutsche nicht gut erlernen konnte, obwohl ihr Mann ein kurländischer Grundbesitzer, also Deutscher, ist. Sie hat selbst ihre Kinder erzogen, und erzieht jetzt die Kinder ihrer Tochter, die an einen Offizier verheirathet ist. „Ich erziehe schon die zweite Generation“ sagt sie, und in ihre Augen traten Thränen, als sie erzählte, wie sie ihr daheim gebliebenes Enkelkind der ängstlichsten Fürsorge empfohlen. Die ehrwürdige Matrone muß eine innigstliebende Mutter und Großmutter sein. Ihr Sohn ist ein Mann von ruhigem Naturell, zum Nachdenken geneigt, der den unruhigen, jungen Blondin wohl nicht abweist, aber ihm auch nicht entgegenkommt. — Zurückgezogen sitzt dort eine Frau; sie liest Racine und blickt träumerisch auf das See-panorama, das sich schon in Abendröthe kleidet. Sie scheint eine Erzieherin oder Inhaberin eines Pensionates zu sein. Auch sie spricht ein gewähltes Deutsch, wie wir es in Pest oder Wien nicht leicht hören. Ein schwächtiger Herr geht in großen Schritten zumeist wortlos auf und ab und weicht dem Besen aus, mit

welchem die Matrosen jetzt das Verdeck reinigen; denn hier liegen Brodkrumen und Cigarrenstummel, Spuren der Thee- und Kaffeconsumenten. Der Spazierende scheint ein Beamter zu sein, ob aber Krons- oder Provinzialbeamter, das konnte ich nicht beurtheilen, da ich die Uniformemblemata nicht verstand.

Nun rollte der blonde Student auf einem Vélocipède einher, das er in irgend einem Winkel aufgesucht; doch seinen langen Beinen sind die Räder zu niedrig und er stellt es beiseite. Er faßt eine Schnur, die in seiner Hand zerreißt; der Kapitän lacht ihm zu und sagt: ihre Hand zuckt, weil sie noch keinen Schaden angerichtet haben? Ich sehe, der Kapitän kennt ihn und bemerkt auch, daß die Frage dem Jüngling gefällt, der sich freut, seine Stärke zu zeigen. — Ich fürchte mich geradezu, antwortete er, nach etwas zu greifen, und näherte sich nun mir, um nach wenigen gleichgiltigen Fragen und Antworten auf das zu kommen, was seine Brust erfüllte und was auch mein Interesse in Anspruch nahm.

Schirren, sagte er, war in Riga. Die kurische Ritterschaft wollte ihm zahlreich ihre Theilnahme und Achtung bezeigen, doch Schirren wünschte jedes Aufsehen zu vermeiden und fuhr rasch ab. Jetzt ist er gewiß schon in Deutschland. — Doch ich bitte schön, wer ist Schirren? — Er war Professor der Geschichte an der Dorpater Universität und Censor. Er schrieb ein Buch und als es von Leipzig nach Dorpat kam, verbot er den Verkauf desselben nicht und schrieb an den Grafen Kexseling, den Curator der Dorpater Universität, beiläufig Folgendes: Schirren, der Censor, konnte in diesem Buche nichts finden, was unsern Gesetzen zuwider wäre, darum konnte er es nicht verbieten; doch Schirren, der Professor und Verfasser des Buches, weiß, daß er von nun an weder Professor noch Censor in Dorpat sein kann und tritt von beiden Stellen zurück. — Ob es so geschah, wie mein junger Reisegefährte erzählte, weiß ich nicht; doch hörte ich später auch in Dorpat, daß Schirren plötzlich von dort wegging. — Ich möchte das Buch gerne sehen, sagte ich, wenn Sie es da haben und ich es sehen kann. — Recht gerne, war seine Antwort. So viel Exemplare als nach Riga kamen, wurden in wenigen Tagen verkauft; als das Verbot dort anlangte, war bereits kein einziges Exemplar in den Buchhandlungen. Hiermit zog er aus seiner Reisetasche das Buch und gab es mir in die Hand.*) — Schirren antwortet, wie ich sehe, auf das Buch Samarins, haben Sie auch dieses? — Das habe ich nicht; übrigens ist es auch russisch geschrieben und ich lese keine russischen Bücher, obwohl ich etwas russisch verstehe, da man es in unsern Gymnasien furchtbar lernen muß. Auch sieht man aus

*) Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin, von E. Schirren. Leipzig 1869.

Schirrens Buch, was Samarin geschrieben hat. — Ich blätterte sogleich ein wenig in dem Buche und sah, daß es in die gegenwärtigen Verhältnisse des Landes einführe, also mir besonders willkommen war, der ich in der Absicht hieher kam, die hiesigen Verhältnisse kennen zu lernen. Das Buch ist mit der Kraft der Ueberzeugung, der Sicherheit des Rechtsbewußtseins und dem Feuer des Pflichtgefühls gegen das Vaterland geschrieben; der Verfasser ist nicht nur tüchtig, sondern auch geistreich. Später erfuhr ich, daß Schirren ein Matador der baltischen Rechts- und Geschichtswissenschaft sei und durch das vorliegende Buch ein trefflicher Vertheidiger seines Vaterlandes wurde. — Ich würde es sehr bedauern, wenn ich die Livländische Antwort mir nicht verschaffen könnte, dachte ich. — In Dorpat hätte ich es kaufen können und bereits in der zweiten Auflage. Wenn es auf eine Zeitlang verboten war, durfte es doch später wieder frei verkauft werden; daß seit April eine zweite Auflage nöthig wurde, zeigt von großem Erfolge, was mir sehr erklärlich ist, da das geistreich geschriebene Buch die vitalsten Interessen der Provinzen betrifft. Schon das kurze Vorwort nimmt den Leser gefangen:

„Herr Samarin!

Nachdem Sie auf fremdem Boden das Bisir gelüftet und Ihren baltischen Gegnern daheim den Vorwurf feiger Anonymität in's Gesicht geschleudert, rufen Sie Ihre Freunde anonym an Ihre Seite. Es ist billig, daß der herrschenden Race ein Vorrecht bleibe.

Ich erkenne es an und erscheine ohne Begleitung.

Was ich beginne, habe ich allein zu verantworten.

Im Uebrigen bediene ich mich der Freiheiten, die Sie sich genommen.

Im Namen des Landes rede ich mit demselben Rechte, wie Sie im Namen der Race. Sie haben weder Vollmacht noch Auftrag; ich auch nicht.

Sie haben es für gut befunden, uns zu beschimpfen.

Ich befinde es für gut, das nicht zu dulden.

Durch das Geschick sind Sie unter den Instinkt Ihres Volkes, ich bin unter das Recht meines Landes zu stehen gekommen.

Bolontär gegen Bolontär, das macht die Partie nicht zu ungleich.

Dorpat, im April 1869.

E. Schirren“.

Doch je anziehender, ich möchte sagen, verlockender das Buch Schirren's ist, desto nothwendiger ist es, mit dem Buche Samarin's bekannt zu werden, damit unser Urtheil nicht einseitig werde. Wir können es in der von

Edardt veröffentlichten Uebersetzung lesen*) und obwohl mir diese erst gegen Ende des Jahres zur Hand kam — Edardt schrieb im August seine Vorrede — ist es doch nothwendig, daß ich schon hier den Leser mit dem Inhalte bekannt mache.

Samarin — so erzählt er selbst — war zur Zeit der Gouverneurschaft des Generals Golowin (1845—1848) Titulairrath in Riga. Nachdem der Fürst Suworow im März 1848 Golowin gefolgt war und das Regierungssystem sich dem Geiste der baltischen Provinzen mehr anschmiegte, äußerte Samarin in Briefen seine Ansicht über die Angelegenheiten dieser Provinzen, weshalb der Czar Nikolaus ihn persönlich tadelte und auf einige Wochen in Festungshaft setzen ließ. Im J. 1861 veröffentlichte Samarin in dem Blatte Moskwa, welches unter der Redaction des berühmten Kattow erschien, einige Leitartikel, in welchen er unter anderm den traurigen Zustand der griechisch-orthodoxen Kirche in den Ostsee-Provinzen schilderte und auseinandersetzte, daß die Abnahme des Vertrauens des dortigen Volkes gegen Rußland sehr traurige Folgen haben werde. Das Blatt wurde wegen der Artikel gerügt, und auf drei Monate suspendirt. Diese zwei Erfahrungen genügten ihm — sagt Samarin, und er setzte seine wachsame Thätigkeit außerhalb Rußlands fort, denn er spürte Rauch in den Grenzlanden, durfte aber zu Hause nicht Feuer rufen. Er späht also einen solchen Wachposten aus, wohin die russische Behörde nicht reicht und wo wohlwollende Menschen wohnen, die ihn verstehen, d. i. Prag. Für Deutschland, oder das französische und englische Publikum zu schreiben, wäre nutzlos, denn diese sind gegen das heilige Rußland voreingensinnen und glauben den falschen Anklagen polnischer und baltisch-deutscher Schriftsteller. „Wir sind längst verurtheilt, sagt er, und zwar in allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Anklagepunkten, so daß Jeder, der gegen uns auftreten und Klage führen will, sei er Pole, Deutscher, Tscherkesse, oder Tartare, im Voraus Recht behält“. Nur die Slaven außerhalb Rußlands (mit Ausnahme der Polen), die durch Europa selbst in den Bann gethan sind, und die aus eigener Erfahrung wissen, wie weit der Racenhafß gehen kann, zweifeln schon ihren historischen Instinkten gemäß, an der Wahrheit der ausgestreuten Klagen und sind bereit, dem Gegenbeweis ihr Ohr zu öffnen. „Die Slaven sind das einzige Volk, zu welchem wir mit unserm Nationalbewußtsein in Beziehung treten können, und dessen öffentliche

*) Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands. Uebersetzt aus dem Russischen. Eingeleitet und commentirt von Julius Edardt. Leipzig 1869. Noch erwähne ich folgendes Buch Edardt's: Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und kulturgeschichtliche Aufsätze. Leipzig 1868.

Meinung in unsern Augen einen Werth hat. — Vor dem Publikum Frankreichs, Englands und Deutschlands sich rechtfertigen zu wollen, hieße ohne allen Nutzen in den Wind reden, und seine Würde opfern“. Samarin faßt also die Absicht, gegen die Ostseeprovinzen, dann gegen Finnland, endlich noch gegen die Polen zu schreiben. Er verlangt von Allen Daten, und sichert Anonymität zu. Im J. 1868 beginnt er in Prag seinen politischen Feldzug unter dem Titel „die russischen Grenzmarken“; er schreibt in dem ersten Heft über den russisch-baltischen Küstenstrich in der Gegenwart, in dem zweiten veröffentlicht er die Memoiren des orthodox gewordenen Indrik Straumit — Schirren hält beide vor Augen, Eckardt theilt nur die Uebersetzung des ersten Heftes mit —.

Samarin gibt zu, daß die unumschränkte Macht der Regierung für Rußland noch eine Wohlthat sei, er ist mit Leib und Seele ihr zugethan; doch hängt alles davon ab, ob dieselbe dem Alt-Rußenthum, das heißt dem eigentlichen russischen Volk, mit Vertrauen entgegenkommt, oder nicht. Denn wenn der Herrscher in das russische Volk Vertrauen setzt, so wird er dessen Neigungen achten; vertraut er ihm nicht, so neigt er sein Ohr jenen Spezialinteressen zu, welche in Polen den letzten Aufstand hervorriefen, und welche auch in den Ostseeprovinzen in voller Blüthe stehen. In diesen ist eine große antirussische Propaganda thätig, welche die deutschen Grundbesitzer, Geistlichen und Professoren leiten, und deren Werkzeuge Beamte, Schreiber, Kantoren, Schullehrer, Küster, besonders aber die lettischen und estnischen Zeitungen sind. Der Instinkt des russischen Volkes protestirt gegen die Sonderstellung der Ostseeprovinzen; das russische Volk aber, d. h. die Partei Alt-Rußlands ist Rußland selbst. Und dieses will wissen, ob die Privilegien der Ostseeprovinzen noch gültig seien? Ob die von der russischen Regierung publizirten Gesetze nicht bindend seien auch für jene Provinzen? Ob die russische Sprache in denselben keine Rechte habe? In welchem Zustande sich dort die russischen Einwohner und die russische Kirche befinden? Samarin will beweisen, daß die Privilegien der baltischen Provinzen längst verwirkt sind, und daß die russischen Gesetze dort Rechtskraft haben. Die baltischen Bewohner müssen sich als Russen fühlen und bekennen, denn wenn einmal das große russische Volk zur gesetzgebenden Macht gelangt, dann werden vor demselben jene Provinzen verstummen. Da aber die baltische Intelligenz deutsch ist und deshalb nach Deutschland gravitirt, so ist sie, obwohl sie nicht revolutionär, wie die Polen, doch für die eigensten Interessen Rußlands gefährlicher, als wenn sie sich in offenem Aufstand erhöhe. Gegen die sogenannte baltische Intelligenz müsse man in den Bavern, welche jene immer unterdrückt hat und noch fortwährend unterdrückt, dadurch eine

Stütze suchen, daß man sie an das Interesse Rußlands kette. Und in dieser Beziehung hat nun, nach Samarin, die russische Regierung viel gesündigt. Sie hat die Gelegenheit nicht gehörig wahrgenommen, da in den vierziger Jahren die lettische und estnische Bauerschaft massenhaft zur russischen Kirche übertrat; sie hat auch damals gesündigt, als sie die Aufhebung der Leibeigenschaft den Provinzial-Landtagen anvertraute, anstatt dieselbe selbst durchzuführen. Aber die Ritterschaft der baltischen Provinzen handelt immer mit so viel Geschicklichkeit, daß sie sich stets ohne Wissen der Reichsbehörden Geseze creirt, die ihr zusagen. Auch erfährt sie Alles aus den russischen Ministerialbureaux, wovon die Russen keine Kenntniß erlangen. Die russischen Provinzial-Statthalter, die ihr nicht zu Gefallen handeln, stürzt sie; ja ihre schlaue Gewandtheit geht soweit, daß die Regierung selbst russische Erzbischöfe entfernt hat, die ihr nicht angenehm waren. Auch der General Golowin, der als Gouverneur der baltischen Provinzen das wahre russische Interesse richtig auffaßte, mußte dem Fürsten Suworow Platz machen, dessen Verwaltung (1840—1861) einem unglücklichen Feldzug zu vergleichen ist. Schon im J. 1850 wollte man die russische Sprache zur Amtssprache machen, doch schien dies noch im J. 1867 eine Unmöglichkeit. „Dies sind die Folgen der Nachgiebigkeit und jenes Bestrebens, auf Kosten der Popularität im Reiche, nach der Popularität einer Provinz, oder besser nur zweier Stände derselben, der Adelligen und Geistlichen, zu jagen“.

Wir sehen, daß Samarin eigentlich die russische Regierung anklagt, während er gegen die baltischen Provinzen schreibt und ihre Privilegien, ihre kirchlichen, communalen, bäuerlichen und alle anderen Verhältnisse so schildert, als ob sie die Interessen Rußlands schädigten. „Vormals hatte die deutsche Bewohnererschaft jener Provinzen es bloß mit der russischen Regierung zu thun, und darum paßte sie ihre politischen Kunstgriffe den bureaukratischen Verhältnissen an; doch heute hat sie es, ob sie will oder nicht, mit der russischen öffentlichen Meinung zu thun, und diese kann man weder durch Schmeicheleien einschläfern, noch aber durch Ergebenheitsbezeugungen erkaufen“.

Schon aus dieser kurzen Mittheilung kann ein Fremder sehen, daß es sich hier um einen Kampf auf Tod und Leben handelt. Er liest mit Entrüstung, daß Samarin sein Buch deshalb in Prag drucken lasse, weil die Slawen außerhalb des russischen Reiches, die vom übrigen Europa in die Acht erklärt seien, wüßten, welchen Grad der Unverschämtheit der Racenhaß zu erreichen vermöge. Samarin stellt also auch die russischen Slawen so dar, als wenn sie unter der Acht seufzten. Wie sehr wir auch unsere Aufmerksamkeit auf das große Rußland richten, so finden wir doch

nirgends eine Möglichkeit, daß dort jemand die Russen verfolgen könne. Die 10,000 Deutsche der baltischen Provinzen können doch die 60 Millionen Russen nicht in den Bann thun! Andererseits aber, wenn wir die Starrheit der russischen Kirche in Betracht ziehen, wonach Niemand aus ihrem Schoße austreten kann, wonach die Kinder gemischter Ehen ohne Ausnahme der russischen Kirche angehören, so müssen wir sagen, daß wenn Jemand in Rußland unter einem Banne seufzt, das nicht das Russenthum sei, sondern vielmehr Alles was nichtrussisch ist. Und dann, sind die nicht-russischen Slawen, etwa die Tschechen, rechtlos? Oder quälen sich die ungarischen Slovaken, die Serben, Kroaten unter solchen Verhältnissen, wie die Nicht-Russen in Rußland? Und wenn wir endlich auf die Türkei blicken, werden hier nicht bald eher die Türken die Verfolgten sein, als die Serben, Bulgaren, Griechen? Ich gebe zu, daß in der Türkei das Gesetz, das nach der politischen, socialen und kirchlichen Gleichheit der Einwohner verschiedenen Glaubens und verschiedener Zunge strebt, noch oft, oder vorläufig wenigstens wegen der Rohheit und Unbeugbarkeit eben dieser Einwohner ohne Wirkung bleiben wird: doch wann wird Rußland das Beispiel der Türken nachahmen, und wie diese die Gleichheit der verschiedenen Nationen und Glaubensbekenntnisse verkünden? Und wenn es auch je ein solches Gesetz gäbe, wann würde es wohl seine Kraft äußern, wenn das Russenthum Samarin folgte?

Nicht weniger Entrüstung verursacht es, wenn Samarin den Geist der baltischen Provinzen mit demjenigen Polens vergleicht. Das ist sehr gefährlich; es reizt die Wuth von 60 Millionen gegen eine Provinz auf, deren gesammte Einwohnerzahl 2 Millionen beträgt, gegen welche kleine Zahl aber schon deshalb die große Zahl alles für erlaubt halten wird, weil sie gegen die Polen alles versuchen kann, was nur irgendwann und irgendwo menschliche Tyrannei vollbracht hat. Unglückseliger polnischer Aufstand! Er hat in Rußland eine Partei in's Leben gerufen, welche in 60 Millionen Wuth träufelt, nicht nur gegen das zerfleischte Polen, sondern gegen Alles, was nichtrussisch ist; welche die russische Regierung in Fanatismus stürzt und mit ihrem Gift auch die außerhalb Rußlands lebenden Slawen ansteckt. Die Gefahr der baltischen Provinzen kann also nach jener bemessen werden, mit welcher die russische Propaganda ganz Europa bedroht.

So traurige Gedanken vermag wahrlich auch der Meerespiegel nicht zu besänftigen; er vermehrt sie sogar. Denn wenn auf demselben Sturm entsteht, was kann den so leicht beweglichen Wellen widerstehen? Auch die von den Dampfkrädern aufgeworfenen Wellen theilen sich nach zwei Richtungen in unendliche Ferne. Rußland ist ein ungeheures Meer;

wenn der politische Fanatismus einen Sturm hervorruft, was kann dem leicht reizbaren Willen von 60 Millionen widerstehen, welche weder Erfahrung noch Bildung mäßigt, welche aber in den Slawen außerhalb des russischen Reiches Billigung, vielleicht sogar Hilfe finden!

Und doch, — als ob die große Stille, welche die Mondnacht über das Meer breitet und welche sich auch den Reisenden auf dem Schiffe mittheilt, die düstern Gedanken in Schlaf zu hüllen vermöchte — wir schlagen das Buch zu, spazieren stumm auf dem leer werdenden Verdeck des Schiffes und nehmen Abschied von der stillen Gegend. Wir möchten gerne morgen früh der aufgehenden Sonne zuvor kommen. —

Das Plätschern der Räder verscheucht Anfangs den sich einstellenden Schlaf; später fesselt es ihn durch seine Gleichförmigkeit um so stärker. Die Dauer des Schlafs läßt sich an sich selbst nicht messen, selbst der längste scheint um so kürzer, je tiefer er war. — Das Stillstehen der Räder weckt mich plötzlich, ich eile hinauf, vielleicht landen wir irgendwo? Die Gegend ist hell, doch nur die erste Röthe der anbrechenden Sonne blickt aus dem Dunkel hervor. Einige Gestalten schlafen noch sitzend; nur der promenirende Beamte von gestern Abend spaziert wieder auf dem Verdeck, in seinen Mantel gehüllt. Er kömmt auf mich zu und sagt grüßend: „Wir haben längst die Insel Desel und Moon verlassen, und jetzt schwimmen wir in der Richtung der nicht sichtbaren Insel Dagden auf einer Untiefe, darum blieben die Räder stehen, die sich nun wieder bewegen. Dort gegen Nord-Ost sieht man bereits Hapsal, wo unser Schiff auf kurze Zeit landen wird. Auch vorhin hielt es an der östlichen Spitze der Insel Desel, wo neue Reisende einstiegen. Es brachten sie Esten von Desel, die ich Ihnen gewünscht hätte zu sehen. Sie haben einen ganz eigenen Anzug, der sich von dem der andern Esten unterscheidet“. Der Beamte setzte seine Beschreibung der Esten fort, machte mich darauf aufmerksam, daß sie sehr schnell sprechen und daß sie daher auch derjenige manchmal schwer versteht, der sonst gut estnisch kann. Uebrigens ist es ein schmutziges, dummes Volk, sagte er. — Da warf sich etwas im Wasser auf. Was war das, frug ich? Ein Seehund, antwortete er, dort schwimmt ein zweiter. Gibt es im baltischen Meere Robben? O ja, und heuer gab es sogar bei Narva einen sehr reichen Robbenfang.

Während wir so sprachen, wurde die Luft immer kühler und ein dichter Thau senkte sich auf das Verdeck des Schiffes, und neigte Alles, Bänke und Stühle. Die Sonne stieg über dem Festlande empor, auf welchem finstere Wolkenschichten lagerten. Nur langsam

brach durch dieselben das strahlende Auge des Himmels hervor, welches Gott nach dem Evangelium für Gerechte und Ungerechte schuf, und welches über Russen und Nicht-Russen leuchtet.

Wir näherten uns unterdessen der Bucht von Hapsal und schon wurden die Thürme der Stadt sichtbar. Kaum noch eine Viertelstunde — und wir landeten an dem Ufer, an welchem Menschen, Wagen, Pferde zwischen aufgestapelten Waaren wogten.

Ich betrachtete das Gewimmel; hier sah ich zuerst Esten. Kaum legte man den Brückensteg, so eilten estnische Weiber auf das Schiff, in ihren Körben allerlei kleine Waaren herbeitragend. Ihr Kopf wird von einer eigenthümlichen Tracht mehr verunziert, als geziert. Es ist dies eine vorn hochauftretende länglichrunde graue Hülle, mit einem rückwärts rasch abfallenden Tuch, das bis zum Halswirbel reicht und mit weißen schmalen, die Stirne bedeckenden Spigen versehen ist, welche den oberen Theil des Gesichts nahezu beschatten. Die übrige Kleidung ist ein gewöhnliches Frauenkleid, wie es die Deutschen tragen; die Fußbekleidung sind blaue Wollenstrümpfe. Den neben mir stehenden Beamten, der sich gleichsam als Dolmetscher gerirte, frug ich, ob alle estnischen Frauen solche Kopftücher trügen? In der Gegend von Reval und hier tragen sie solche, war die Antwort. — Mir fiel das Unpassende dieser Tracht, besonders bei den ärmeren Classen sehr auf. Doch diese Haube ist nicht allgemein; in der Dorpater und Felliner Gegend sah ich sie nicht; die übrigens schönen Weiber lieben dort sehr die lebhaften Farben. Die Männer, die auf den engen Wagen Reisende oder Gepäck hergebracht hatten oder hier aufnehmen wollten, sind so gekleidet wie die deutschen Bauern; auch der lange Rock und die Tuchmütze sind so allgemein, wie in Deutschland. Die Wagen sind zumeist einspännig; das Geschirr zeigt ohne Ausnahme jenen hohen hölzernen Bogen, den ich schon in Riga gesehen hatte, und den man estnisch *vemmal*, finnisch *vemmel*, (*vempelen*) nennt.

Unter den kleinen Waaren, welche die estnischen Weiber anbieten, fallen insbesondere sowohl gestrickte Shawls aus zumeist weißer Wolle, Halstücher und große Tücher, als leicht und zierlich gemachte Kleidungsstücke auf. „Dieses so wie im Allgemeinen Alles, was die Estinnen verkaufen, verfertigen sie selbst“ erklärte mir der freundliche Beamte; „jede estnische Familie, und sei sie noch so arm, hat einige Schafe, deren Wolle so verarbeitet wird. Auch verfertigen sie viel aus Flachs und Hanf. In jedem Hause ist ein Webstuhl; das Spinnen von Wolle und Flachs ist die gewöhnliche Winterbeschäftigung.“

Ich lauschte der in der That sehr raschen und dabei leisen Rede der Esten; mein Ohr war, besonders Anfangs, kaum im Stande, einige Laute aufzufangen und zu verstehen. War der Kauf abgeschlossen, so dankten sie für das erhaltene Geld mit einer kleinen Knieverbeugung — denn nur so kann ich den eigenthümlichen Knix benennen. Die Bedeutung des estnischen kumardama, und finnischen kumartaa (sich neigen), was grüßen bezeichnet, verstehe ich erst jetzt recht, nachdem ich sehe, wie sie kumardavat d. h. grüßen. Daß auch ich etwas kaufte, — ein nettes boa-artiges Halstuch, — that ich schon meinem Begleiter zu Liebe.

Da das Schiff nahezu 1½ Stunde hier hielt, hatte ich genügende Gelegenheit, nicht nur mein Fernrohr über die Gegend streifen zu lassen, sondern auch die Aus- und Einsteigenden zu betrachten, unter welcher letzteren auch einige Bürger von Hapsal waren, in städtischer, ja sonntäglicher Kleidung, mit einem hohen weißen Hut auf dem Kopfe, einen leichten Spazierstock in der gelbbehandschuhten Hand, als ob sie etwa nur in die benachbarte Gasse spazieren wollten; und doch fuhren sie bis Reval mit uns.

Zu unserer Linken und hinter uns schwimmen Inseln auf der Oberfläche des Meeres, dort die Insel Worms (Vormsi saar), dort Nufoe (Nukko). Noch weiter hinten gegen Westen ist die Insel Dagö oder Dagden (Hiion saar), dessen Küste ich aber nicht mehr erspähen kann. Das vor uns ausgebreitete Uferland ist flach, die nicht weit von hier liegende Stadt Hapsal erglänzt im Morgensonnenschein. Die drei größern Inseln, Dagden, Worms und Nufoe und das gegen Nord und weit nach Süden reichende Uferland, das gegen Ost, wie die Landkarte zeigt, sich tief in's Festland einkeilt, bilden die sogenannte Wieß Estlands. Die Hauptstadt derselben, Hapsal, ist klein (kaum 2000 Einwohner), noch kleiner ist die andere Küstenstadt Leal, die in dem südlichen Theil des Bezirks liegt. Hapsal (zumeist Apfal ausgesprochen) war in der katholischen Zeit Sitz des Deseler Bisthums; und der Thurm, sowie die Kirche, die wir von Ferne sehen, würden auch eine größere Stadt zieren. Wir wissen aus der estnischen Geschichte, daß hier Wille und Mittel zur Erbauung großer Kirchen vorhanden waren. Jetzt ist Hapsal durch sein Seebad berühmt, das auch Petersburger Gäste besuchen. — Auch Leal war zu allererst eine bischöfliche Residenz, die dann nach Dorpat verlegt wurde. Die deutsche Occupation erstarbte zuerst an den Meeresufern.

Langsam sammelt sich die Reisegesellschaft an, man reicht Caffe und Zucker herum, denn das geht dem Frühstücke voran, welches viel kräftiger zu sein pflegt. Das Schiff verläßt den Hafen, und wir ver-

folgen seine Richtung, ob es den Sund zwischen den Inseln Nufoe und Worms passiren wird. Doch bald sehen wir, daß es mehr nach Westen hält; es lenkt nicht gegen den Sund ein, der voll Dünen ist. Die Insel Worms bleibt rechts und wir bewegen uns gegen den Harri-Sund; kaum sehen wir noch das Ufer. Man läutet zum Frühstück, was, wie ich bemerke nicht nur mich, der ich schon lange den Morgen genieße, sondern auch die andern Reisenden, die später aufgestanden sind, erfreut. Es scheint als ob der Mensch, wenn er zu Wasser ist, mehr essen müßte, als auf dem Lande.

Die Sonne schien viel heißer auf das Verdeck des Schiffes, als wir nach dem Frühstück hinaufgingen und die Schranken des Meeres, die Ufer, verschwanden; das Panorama ist angenehm, doch bis vor Reval ohne Abwechslung. Ich werde, dachte ich, noch ein anderes Mal das lachende Antlitz des Meeres genießen; aber Schirren's Buch muß ich in Reval zurückgeben, und wer weiß, ob ich es dort kaufen kann. Nachdem ich also eine schattige Stelle gefunden hatte, vertiefte ich mich aus der Stille der Natur in die Fluth menschlicher Leidenschaften, Politik genannt.

Nachdem ich bereits gestern Abend das Buch durchgeblättert hatte, las ich nun mit ganzer Aufmerksamkeit jene Theile, die Aufklärung darüber geben, wie die estländische und die livländische Provinz in die Macht Peters des Großen gelangten; ferner wie sich dieser bestrebt, seinen Besitz nicht durch die Macht, sondern durch das Recht zu sichern, indem er das jenen Ländern eigenthümliche Rechtsleben neu erweckte; wie dieses Rechtsleben von den Nachfolgern Peters geachtet wurde bis auf den jetzt regierenden Alexander II, der am 17. Februar 1856 die Sonderrechtsstellung der Provinzen bestätigte; wie diese trotzdem in jene drückenden Verhältnisse geriethen, in welchen wir sie gegenüber dem Ruffenthum sehen und bezüglich welcher Schirren in wahrhaft prophetischem Geiste spricht, indem er aus der merkwürdigen Geschichte der Provinzen zeigt, daß der Verlust ihrer Sonderstellung wahrscheinlich auch Rußland nicht frommen würde.

„Wir sind nicht erobert. Zwar hat die Gewalt der Waffen uns gründlich heimgesucht und einige Schuß Pulver mehr hätten mit uns vermuthlich ein Ende gemacht. Indes, die Eroberung war den Schuß Pulver nicht werth, unschätzbar dagegen die Subjection. Der Zar wußte es und accordirte.“

Als Peter, Bundesgenosse Augusts II., in Est- und Livland kämpfte, schrieb er seinem Feldherrn, Scheremetjew: Verheere, verheere! Und hierauf antwortete am 2. Januar 1702 der Feldherr:

„Soeben bin ich von meinem Streifzuge zurückgekommen. Der ganze Kreis Dorpat ist wüst und öde gelegt; wir haben erst inne gehalten, als Pferde und Menschen nicht weiter konnten; an Deutschen habe ich hundert und vierzig gefangen; wie viel Esten weiß ich nicht zu sagen; die Kosaken haben dieses Geschäft unter sich betrieben; ich habe ihnen die Gefangenen nicht nehmen mögen, um ihren Eifer nicht abzukühlen“.

Im Herbst schrieb der Feldherr abermals:

„Vieh und Esten haben wir in Menge gefangen. Rühe sind jetzt um drei Althyne zu haben, Schaafse um zwei Dengen, Kinder um eine Denga, größere um eine Grimna, vier Stück kauft man für eine Althne.“*)

Einige in dem Moskauer Hauptarchiv aufbewahrten Blätter aus dem Kriegs-Tagebuch des Feldherrn zählen die Castelle und Kirchen her, die sammt dem hineingetriebenen Volk verbrannt wurden. „Was sich nur fangen und fortschleppen läßt: Offiziere, Trommelschläger, Soldaten, Prediger, Aerzte, Küster, Müller, Schlosser, Schneider, Bürger, Diener, Wittwen, große und kleine Mädchen, Bauerweiber, Knaben zc. Alles wurde fortgeschleppt.“

Nach dem ersten Jahre des Feldzugs schrieb der Feldherr folgendermaßen an den Zaren:

„Ich habe Dir zu melden, daß der allmächtige Gott und die allerheiligste Gottesmutter Deinen Wunsch erfüllt haben; in dem feindlichen Lande giebt es nichts mehr zu verheeren; von Pskow bis Dorpat, die Wjelskaja herab, die Ufer des Peipus entlang bis an die Mündung der Narwe um Dorpat, hinter Dorpat, über Lais hinaus, bis auf zwei Meilen von der Stadt Narwa, von Lais bis Reval, funfzig Werst weit gegen Wesenberg und wieder von Dorpat den Embach aufwärts zum Felliner See, gegen Helmet und Karkus und hinter Karkus bis auf achtunddreißig Werst gegen Bernau und von Riga bis Walk: Alles ist verwüstet. Alle Schlösser sind niedergelegt. Nichts steht aufrecht außer Bernau und Reval und hin und wieder ein Hof am Meere, sonst ist von Reval bis Riga Alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Orte stehen nur noch auf der Karte verzeichnet. Wie es aber bei der Verheerung zugegangen, davon wissen die Gefangenen, die Oberen und Vornchmen, die Gutsbesitzer und Adelligen zu erzählen: Keiner lebt, der

*) Eine Althne gleich drei Kopeken; eine Denga eine halbe Kopeke; Grimna vormals 1) ein Pfund, das in Kiev 72, in Nowgorod 96 Zolotnik ($\frac{1}{3}$ Loth) hatte; 2) ein längliches ungeprägtes Stück Silber, das in vier Theile (Rubl = geschnittner Theil) theilbar war. Ein Rubel gleich 100 Kopeken (132 Kreuzer). Jetzt ist eine Grimna gleich zehn Kopeken.

es nicht an sich erfahren hätte. Was soll ich mit der Beute anfangen? Die Kerker sind gefüllt und alle mit vornehmen Gefangenen; es sind gefährliche Leute, in der Verzweiflung zu Allem fähig; Seuchen sind unter ihnen ausgebrochen, so dicht sitzen sie bei einander; auch habe ich kein Geld sie zu füttern. Befiehl was mit ihnen zu geschehen habe“.

In einem andern Brief schreibt Scheremetjew:

„Von den gefangenen Offizieren und Soldaten schicke ich ein Verzeichniß. Wie viel Esten aber und wie viel Weiber gefangen wurden, das habe ich nicht aufschreiben lassen; die Zahl war zu groß. Die Truppen haben sie unter sich vertheilt. An Vieh und Pferden haben wir doppelt so viel, wie im vergangenen Jahre aufgebracht; an Esten männlichen Geschlechts etwas weniger, weil nicht alle mitgeschleppt werden konnten; auf jeden Mann ist immerhin ein Esten gekommen; den Rest haben wir fortgejagt und was nicht süßsam war, niedergehauen.“

Selbst der ausschweifende August II. mißbilligte das Vorgehen seines Bundesgenossen und beauftragte im September 1704 Patkul, seiner Majestät dem Zaren zu erklären, daß diese unter den Christen unerhörte Kriegsführung bei Freund und Feind Abscheu erzeuge; daß dies den Credit des Zaren bei allen christlichen Höfen vernichte; daß das Anerbieten Sr. Majestät des Zaren, dem König (August II.) und der polnischen Republik Livland zu überlassen, „alle Grace und Annehmlichkeit“ verloren u. s. w. Peter hatte sich nämlich laut der Vereinbarung von Narwa am 19/30 Februar 1704 verpflichtet, der polnischen Republik Livland zu übergeben. Und nachdem im Jahre 1706 August II. durch den Alttranstädter Friedensschluß genöthigt war aus der Triple-Allianz von 1699 (zwischen August II., Friedrich IV. König von Dänemark und Peter) zu scheiden, so bestätigte der Zar in Lemberg am 30. März 1707 den Compromiß von 1704 bezüglich Livlands mit der polnischen Republik von Neuem. Selbst nach der Schlacht von Pultawa, als der gefürchtete Feind Karl XII. sich in die Türkei flüchtete, und Peter bis an das baltische Meer allein herrschte, fühlte er sich nicht sicher genug und reichete gerne dem nach Polen zurückkehrenden August die Hand und erneuerte am 11/22. October 1709 die alte Triple-Allianz, laut welcher Ingermanland an Rußland, Livland aber und vielleicht ein Theil von Estland an Polen kommen sollte.

Holland und England, Schweden und Polen, Preußen und Dänemark hielten Wacht am baltischen Meere; die Eroberung mit dem Schwert genügte nicht, es mußte das Recht sie heiligen. Daher trachtete Peter von nun an darnach, daß die livländischen und estländischen Stände selbst ihn zur Herrschaft über sie aufforderten.

Nach altem Recht und Brauch, sagt Schirren, besaß kein Herrscher die baltischen Länder ohne Vertrag und Uebereinkommen; darum begann Peter alsbald nach Beendigung der Verheerungen, zu unterhandeln; er sandte vor seinen Heerschaaren „Universale“ aus, in welchen er Alles versprach. Schon im Jahre 1704 eroberte er während der Verhandlungen vor Narwa Dorpat, anfangs für polnische Rechnung; als aber von der Erhaltung des Glaubens und der Privilegien die Rede war, wünschte Peter nur, daß man bei ihm darum ansuchen möge. Und nachdem dieses geschehen, erschien er selbst im September des Jahres auf dem Rathhause zu Dorpat und gelobte als zukünftiger Herrscher die Privilegien zu bestätigen und zu vermehren.

Nachdem sich die veränderte Politik des Zaren also manifestirt hatte, erklärte der Feldmarschall Scheremetjew, es sei die Absicht Sr. Majestät, Liv- und Estland von der schwedischen Sklaverei zu befreien und ihre althergebrachten Privilegien wieder herzustellen. „Die armen und verlassenen Unterthanen aber, denen gegenüber die früheren Herrscher ihre eidlich bekräftigten Versprechen nicht gehalten, seien dem Naturrechte gemäß ihrer früheren Unterthanenpflichten entbunden.“ Hierauf besetzte Scheremetjew auch Riga und forderte die livländische Ritterschaft auf, die Huldigung zu leisten, welche nun einmal stattfinden müsse, „nachdem Livland und die Stadt Riga gemäß Uebereinkommens Unterthanen des Zaren geworden seien.“ Am 4. December beruft er den Landtag, zur Wiederherstellung der zerfahrenen Verhältnisse des Landes, und bestätigt hier im Namen des Zaren in einem „Confirmatorium generale“ die früheren Privilegien, sowie die bereits geschlossenen Verträge, verlangt im Namen desselben die Besitzdocumente und beauftragt den Landtag, die alten Administrativ- und Gerichtsbehörden mittelst Wahl zu besetzen. Und in dieser Weise hält er noch sechs Landtage bis zum Nystädter Friedensschluß. — Nachdem der Zar am 30. September 1710 die Aufrechterhaltung des Privilegium Sigismundi Augusti versprochen, erklärt er am 1. März 1712 feierlichst, daß Livland jenem Privilegium gemäß, seine deutsche Verwaltung beibehalten solle. Noch am 30. September 1710 legen die Stände ihm das berühmte Corpus Privilegiorum von 1690 vor, das unter andern folgende Privilegien enthielt:

Nr. 1. Privilegium Silvestri, demzufolge kein Krieg ohne Einwilligung des Kapitels und der Ritterschaft geführt werden konnte. Marienburg, 1449 u. s. w.

Nr. 17. Vereinigung zwischen dem Großherzogthum Lithauen und der Ritterschaft, auch Städten in Livland, Pactum

Wendense genannt. Wenden, 10. Dec. 1566; welches der Union voranging. (Siehe S. 30).

Nr. 18. Sigismundi Augusti Confirmatio praedicti Pacti Wendensis, cum argumento. Grodno, 26. Dec. 1566.

Diese konnte Peter unmöglicherweise wörtlich bestätigen, und darum fügte er seiner am 30. September 1710 erlassenen General-Confirmation, in welcher er alle Rechte, Gesetze, Freiheiten, rechtliche Besitzungen des livländischen Adels, sowohl jene, in deren faktischen Besitz derselbe war, als auch die ihm mit Unrecht entzogenen, besonders aber das Privilegium Sigismundi Augusti (de dato Vilna 1561) bestätigte und deren Beobachtung seinen Nachfolgern zur Pflicht machte, die Clausel bei: „Doch Uns und Unserer Reiche Hoheit und Recht in allen vorbehaltenlich und sonder Nachtheil und Präjudiz.“

In der Bestätigung der Freiheiten der estnischen Ritterschaft (12. März 1712) kommt diese Clausel nicht vor, weil sie hier nicht nothwendig war.

Auch der 9. Artikel des Nystädter Friedensschlusses lautet ohne jede Clausel folgendermaßen: „Seine Majestät der Zar verspricht überdies, daß er alle Einwohner Liv- und Estlands, sowie der Insel Desel, die Adelligen und Nichtadelligen, die Rätthe der in denselben befindlichen Städte, ihre Gilden und Zünfte in den unter der schwedischen Herrschaft genossenen Privilegien, Rechten und Gebräuchen beschützen werde.“

Samarin hatte geschrieben, daß Rußland bei der Einverleibung der baltischen Provinzen denselben gestattete, vorläufig alle Rechtsbesitzthümer ungeprüft in die neue Stellung mit hinüberzunehmen, mit dem Vorbehalt, daß die Untersuchung darüber, welche von denselben im neuen Reich aufrecht erhalten werden könnten, und welche nicht, auf spätere Zeiten verschoben werde. Mit der Herausgabe des Provinzial-Gesetzbuches seien nun die baltischen Privilegien formell annullirt, sie hörten auf Privilegien zu sein und wurden zu localen Statuten, wie z. B. auch die Gesetze von Klein-Rußland (die Gouvernements Czernigow, Poltawa); demzufolge — so folgert Samarin, — wäre auch seit dem 1. Januar 1846 nicht mehr gestattet, sich auf die Privilegien zu berufen, sondern einzig auf das Landes-Gesetzbuch. — Schirren dagegen beweist, daß die Sonderrechte durch das Landes-Gesetzbuch nicht suspendirt werden konnten, da sie in demselben nur gesammelt wurden (wenn auch viele zusammengehörige nach einer fremden Norm zerrissen wurden und viele wichtige eben deshalb wegblieben, weil sie bei diesem fremden System keine Stelle finden konnten) was ja auch schon der Promulgations-Ukase deutlich zeige.

Kaiser Nicolaus nämlich ließ die im russischen Reiche gültigen Gesetze sammeln und in ein System zusammenfassen; dies ist der berühmte Swod (Gesetzbuch). Da aber die Gesetze und Rechte der baltischen Länder in diesen Swod nicht hineinpaßten, so ordnete der Zar die separate Sammlung derselben an und verkündigte am 1. Juli 1845 den Provinzial-Swod. Der Promulgations-Ukase sagt Folgendes:

„Nachdem die im ganzen Umfange Unseres Reiches geltenden Gesetze durch die Veröffentlichung des Allgemeinen Reichsgesetzbuchs in eine wohlgefügte Ordnung und Einheit gebracht worden, erachten Wir für nothwendig, zum Besten der Bewohner derjenigen Gouvernements und Gebiete, in welchen einige besondere Rechtsbestimmungen Kraft haben, dieselben wo gehörig in den Bestand selbst des Allgemeinen Reichsgesetzbuchs einzuschalten, oder aber sie zum Gegenstande abgezonderter, nach demselben Plan geordneter Sammlungen zu machen.“

Eine solche eigene, particulare Sammlung ist das baltische Gesetzbuch, das doch nicht dasjenige außer Kraft setzen kann, was es, gut oder schlecht, in sich faßt. Ja selbst die Confirmation des Zaren Alexander II. vom 17. Februar 1856 befragt:

„Wir belassen nicht nur dem Adel alle seine früheren Rechte Gebräuche, Statuten, Vorzüge und Privilegien in derselben Grundlage, auf welcher er, kraft Allerhöchster Gnadenbriefe und Ukasen Unserer Erhabenen Vorfahren diese gegenwärtig genossen hat, sondern bestätigen auch die während der Regierung Unseres vielgeliebten Vaters gesegneten und ewig ruhmreichen Andenkens des Herrn und Kaisers Nicolai Pawlowitsch zum Besten dieser Provinz erlassenen Verordnungen, indem Wir dem genannten Adel den freien Gebrauch aller dieser Rechte, Privilegien und Vorzüge gestatten.“

Energischen Einspruch aber erhebt Schirren gegen die Behauptung Samarin's, daß Rußland es war, welches den baltischen Ländern die Hinübernahme der Rechtsbesizthümer gestattete. Das that nicht Rußland, sondern Peter der Große, der den Rath Rußlands, welches beständig gegen ihn aufstand, nie befragte, und Peter der Große verpflichtete auch seine Nachfolger zur Beobachtung dessen, was er untersucht und für gut befunden hatte, und für ewige Zeiten erhalten wissen wollte.

Es ist wahr, die russische Regierung war daran gewöhnt, die volle Macht des Herrschers nach dem Schweigen der Unterthanen zu bemessen, und da sie nirgends im weiten Reiche rechtliche Selbständigkeit fand, und diese auch nicht kannte, ferner aber jede Veränderung, jede Reform allein von sich ableitete: so war sie nie im Stande, die besondere und selbständige Entwicklung der baltischen Länder zu würdigen.

geschweige denn zu lenken. So oft sie in deren Angelegenheiten eingriff, so verdarb sie etwas. Schirren zählt viele Anordnungen her welche die Regierung mit großem Eifer und mit Beiseitesetzung aller aus der Natur der Sache sich ergebenden Einwände in Angriff nahm, und später, oft zum Wohl des ganzen Reiches, wieder aufgab.

Der gefährlichste Kniff Samarins aber ist die Aufreizung des russischen Volkes gegen die baltischen Länder mit dem polnischen Aufstand, während er gleichzeitig die russische Regierung zum Executivorgan des Volksinstinctes macht.

„Sie wissen, daß sich dieses Land in großer Bedrängniß befindet. Die Verträge, durch welche es sich dem Reiche verbunden, sind vierzigmal älter, als der jüngste polnische Aufstand. Der Aufstand lebt im Reiche in Aller Erinnerung, die Verträge sind dort von Allen vergessen“.

Und das russische Volk, das sozusagen noch gestern in der Sklaverei kroch, will heute Gesetzgeber sein für Andere, während er sich selbst nicht zu beherrschen versteht.

„Auf welche Zukunft hätte ein Volk zu rechnen, wenn es den ersten Genuß seiner Freiheit auf Unterdrückung, den ersten Gebrauch seines Rechts auf Rechtsbruch, den ersten Gedanken der Selbstbestimmung darauf richten wollte, seine Laune zum Gesetze für fremde Gewissen zu erheben“?

Gegen die Russifizierung, die mit der Entwicklung Hand in Hand geht, ist nichts einzuwenden; doch gegen die gewaltfame, zerstörende muß Protest erhoben werden.

„Außer der Reichsgemeinschaft haben wir mit dem russischen Volke nichts gemein. Alles ist anders an ihm und an uns. So gewiß die Grenze des Reiches die Ostsee entlang zieht, so gewiß ist der herrschenden Race die natürliche Grenze am Peipus gezogen: darüber hinaus wird ihre Herrschaft zum Noth.“

Drei mächtige Staaten haben nacheinander die baltischen Länder unter ihre Schirmherrschaft, wenn Samarin Recht hat, sogar unter ihre Zuchttruthe genommen, Polen, Schweden und Rußland. Jeder dieser Staaten war am stärksten, da er diese Länder besaß und es schien, als ob seine Macht und Größe für ewig gesichert wäre.

„Polen, unter Sigmund August und Stephan Bathory, auf Krakau, Danzig und Riga gestützt, zwischen der Weichsel und Düna, Dniepr und Dniestr sich ausbreitend, vereinigt mit Litthauen, gebietend in Klein-Rußland und tief verflochten in die großen Interessen des westlichen Christenthums, war damals beinahe mächtiger, als das heutige Rußland. Mit allen europäischen Staaten stand es in guter Beziehung; von

Preußen wurde es mitunter willig, häufiger mit Unlust, fast allezeit gehorsam bedient, wie der Vasall dem Lehnherrn zu dienen verpflichtet ist. Nur Schweden und das moskowitzische Reich waren übelwollende Nachbarn. Aber so groß, wie ihr Haß, so mächtig war auch ihre Macht. Schweden, im Osten auf Estland und das schwach bevölkerte Finnland gestützt, von Moskau in Schach gehalten, hatte im Westen im eigenen Hause den Feind sitzen, denn Schonen, Halland und Blekingen waren noch dänische Provinzen, und Dänemark, oft Bundesgenosse Polens, war stets bereit, in die schwedischen Länder einzufallen. — Das moskowitzische Reich, das erst vor Kurzem das weiße Meer als europäische Wasserstraße errang, stand schon weitab im Osten und war mit seinen inneren Landschaften vom großen Luftwechsel des Welttheils abgeschnitten, dem politischen Erstickungstode nahe; es war kein allzu gefährlicher Nachbar“.

Da Polen in einer solchen Stellung sich befand, wer konnte es abhalten, wenn es Lust hatte, Livland zu erdrücken? War es doch 1580 so stark, „daß der Prophet für wahnwitzig gegolten hätte, der dem schwedischen Löwen den einstigen Sieg über den weißen Adler verkündete, und Livland als Kampfspreis zusprach.“

„Und diese gewaltige Macht wirkte nicht wie todttes Blei im Falle, welches einmal erdrückt und dann unfähig ist, sich zu erheben, um von Neuem zu treffen, sondern sie war gehoben von einer Idee, welche es wohl werth war, eine große Nation zu begeistern. Sie ging daran, als ein von Gott erlorenes Werkzeug der großen katholischen Reaktion, das keizerliche Livland zu zerschmettern. Stephan Bathory war von dieser Idee durchdrungen. Man muß die Schriften jener Zeit lesen, um für den hohen Flug seiner Gedanken und Pläne den Maßstab zu finden. Der Jesuite Bosswin, der verständigste Vorkämpfer jener Reaktion, hat das Bild der Anschläge gezeichnet, welche die katholische Kirche an die Wiedergewinnung Livlands zu knüpfen gedachte. In Livland sollte das große, katholische Heerlager aufgeschlagen werden, von dort aus die schismatische Kirche des Orients gebunden vor den Stuhl Petri zu schleppen und das keizerliche England zum Gehorsam zu bringen. Die Gläubigen erwarteten von dem Siege des Katholicismus inbrünstig und zuversichtlich das Ende aller Uebel der Zeit und der Ewigkeit.

„Und die große Idee wurde doch zu Schanden und Polen erlag und Livland in seinem armfeligen Winkel wurde gerettet.

„Die Geschichte und die Nemesis schritten dann so rasch, daß nach wenigen Generationen Niemand mehr zu begreifen vermöchte, wie Polen je so mächtig gewesen und wie je im Norden des Welttheils eine andere Macht Ansehen und Anspruch auf Dauer gehabt habe, als Schweden.

„So kam dann Livland unter Schweden; die Seelen athmeten auf; die Geister folgten dem Zuge; es war eine Zeit voll Erwartung, voll Freude, eine Zeit des Aufbaus, der Erneuerung, der Gewißheit: daß nun aller Jammer auf ewig überstanden sei.

„Aus seiner lange verkümmerten Stellung war Schweden mächtig hervorgetreten, die Ostsee mit dem Ringe seiner Provinzen umfassend. In dieser Sphäre hielt es Livland wie den Schlüsselstein umfaßt; in der schwedischen Krone war Riga die kostbarste Perle, die vornehmste Handelsstadt des Reiches und seiner Provinzen. In dieser Sphäre herrschte Schweden nun unumschränkt. Rußland, von Ingermanland und von den nördlichen Seen aus bewacht und, sobald es sich gegen Westen kehrte, von gefährlichen Plankenschiffen bedroht, innerlich noch kaum so erstarbt, wie es unter Ivan dem Schrecklichen dagestanden hatte, allmählig zwar, nach dem Tode Stephan Bathory's, wieder gesammelt und stolz auf seine kleinrussischen Erfolge, aber nur um so weniger gerüstet, zugleich an der Ostsee Stellung zu nehmen: so wenig kam es neben Schweden in Betracht, daß, als man dort Anschläge auf Pskow und Nowgorod entwarf, nicht der Ausgang, sondern nur, ob der Erfolg sich lohnen würde, zur Erörterung kam. Im Rücken seines Nachbarn hatte Schweden eine ganze Kette von Coalitionen geschlossen, von Siebenbürgen bis zur Krim. Im Westen war außer von Dänemark nichts zu besorgen, von dem es Halland, Schonen und Blekingen gewonnen (unter Karl X. im Roeskilber Friedensschluß 1658). Mit England und Holland seit dem 30jährigen Kriege im besten Einvernehmen, war es der protestantische Schwerpunkt der nordgermanischen Staatengruppen und schöpfte außerdem noch Nutzen aus einem früheren Bündniß mit Frankreich. Das Volk war voll Stolz und ruhmreicher Erinnerungen; seine Soldaten waren gewohnt zu siegen, und seine Schiffe beherrschten die Meere. So ungeheuer wurde im Norden sein Uebergewicht empfunden, daß, als nachmals durch Patkul die Coalition dreier Staaten, Dänemarks, Polens und Rußlands, zu Stande gebracht war, nur wenige Urtheilsfähige an dem raschen Triumphe Schwedens zweifelten, und vor dem Ausgang des XVII. Jahrhunderts derjenige für wahnwitzig wäre gehalten worden, der die Demüthigung Schwedens und die Befreiung Livlands aus schwedischem Joche vorausgesagt hätte.

„Denn mittlerweile war der schwedische Schutz zum Joche geworden und Livland sollte den zweiten großen Eidbruch erfahren. Man würde jene Reihe von Gewaltthaten, welche unter dem Namen der Reduktion verewigt sind, nicht begreifen, wenn man darunter nur Confiscationen sehen wollte. Sie wurde getragen von einer welthistorischen Idee, nämlich

der Idee königlicher Souverainetät und administrativer Omnipotenz, welche gegen die Aristokratie für das bedrückte Landvolk kämpfte und in Europa bis zur französischen Revolution herrschte; von ihrem Siege erwartete die Mehrzahl der aufgeklärten Zeitgenossen das Ende aller socialen Uebel; der König, der für sie in den Kampf zog, erschien wie ein heiliger Georg; die Minister, welche ihm seine Cabinettsbefehle schrieben, und die Opfer auslesen halfen, wie secundirende Engel. Was durfte die kleine Provinz erwarten, deren Existenz davon abhing, daß sie der neuen, welthistorischen Idee bis auf den letzten Athemzug Widerstand leistete? Und doch erlag Schweden und Livland wurde zum zweiten Mal gerettet.

„Aus diesen vergangenen Dingen ergibt sich uns die Einsicht, daß es keine größere Gefahr gäbe, als wenn wir zum dritten Male einem Systeme gegenüber ständen, welches von einer an Mitteln des Zwanges und der Zerstörung unendlich überlegenen Macht im Namen einer welthistorischen Idee (Volkswille und Volkssouverainetät) gegen uns in's Feld geführt würde, ohne daß wir einen andern Protest erheben könnten, als: „Dieses System tödtet uns und du hast geschworen! Eidschwüre brechen wie Glas unter dem Drucke welthistorischer Ideen, welche sich in Millionen von Armen verkörpern. Uns bleibt nichts übrig, als in die Beschauung der vergangenen Dinge zurückzukehren und die Symptome zu suchen, welche auf der Höhe der Macht die Nähe des Falles anzeigen.“

„Zwei Symptome haben bisher in der Geschichte Livlands diese für alle Betheiligten erschütternde Wendung begleitet: als erstes Symptom: der Nationalhaß, als zweites: die officielle Lüge; beide enge mit einander verbunden und beide leicht zu exemplificiren.“ —

Die Beispiele wählt Schirren aus der Herrschaft der Schweden und Polen; den Leser aber setzt er in die Lage, in der neuesten Wendung der russischen Regierungspolitik jene beiden Symptome, des Nationalhasses und der officiellen Lüge, selbst zu finden. — Wäre die Errettung der baltischen Provinzen zum dritten Mal möglich, wenn das Verfahren Rußlands sie wünschenswerth machte? Oder ist auf diese Frage in dem Schicksal Polens vielleicht die verneinende Antwort zu lesen? — Doch es wird zum Mittagmahl geläutet, lassen wir das Fragen und wagen wir uns nicht auf das geheimnißvolle Meer der Zukunft, während wir nicht einmal die keineswegs geheimnißvolle Gegenwart kennen.

Wie gefällt Ihnen das Buch? fragt mich ein schweigsamer Reisegefährte, der, während ich las, mehre Male seine Blicke auf mich gerichtet hatte. — Ich finde es der Sprache wie der Form nach ausgezeichnet.

antwortete ich, und selbst hinsichtlich des Gegenstandes könnte ich keine Einwendung machen, jedoch bin ich noch nicht genügend orientirt. Uebrigens regt es sehr zum Nachdenken an und ich würde es bedauern, wenn ich es mir während meines Aufenthalts in Rußland nicht verschaffen könnte, denn es würde mir die Orientirung erleichtern. — So gelangten wir in den Speisesaal, wo wir beim Imbiß das erste Gespräch nicht mehr fortsetzten; hier benahm sich auch der junge Blondin sehr ruhig.

Gekochte Kartoffeln, deren es in großer Menge giebt und die zu jeder Speise genossen werden, und Fische, scheint es, sind die gewöhnlichen und unveränderlichen Bestandtheile des Mahles; die Fleischspeisen variiren. Mir fiel es auf, daß Erdbeeren nicht als Dessert, sondern als ordentliche Speise mit einer tüchtigen Portion Zucker und Sahne genossen wurden. Nach Tische wurde oben auf dem Verdeck der Kaffee eingenommen und das Gespräch richtete sich auf Reval, das wir bald sehen sollten. „Der Draithurm ist der höchste in ganz Rußland“, sagte der Offizier mit einigem Stolz, „den sehen wir zuerst. Als Reval einst Hanjastadt war, diente derselbe den Schiffern als Führer“. — „Oh, Katharinenthal ist ein schöner Ort“, rief eine Frau, und der blonde Jüngling, dessen Eltern gegenwärtig dort weilten, setzte erklärend hinzu: „Wir werden es sogleich jenseit Brigitten am linken Ufer des Hafens zu Gesicht bekommen“. „Auch Kojch ist ein schöner Landsitz und Unterhaltungsort“, ergänzte ein Bierter die Beschreibung der Revaler Gegend. — „Meine Enkelin erwartet mich gewiß am Ufer“, rief in zärtlichem Tone die Baronin Lieven. — Der Gedanke, Reval wiedersehen und dort Eltern, Verwandte und Freunde finden zu sollen, versetzte die ganze Gesellschaft in lebhafte Bewegung. Dem gegenüber mußten wir Fremde, die kein solches persönliches Interesse hatten, fast gleichgültig erscheinen. Und doch waren wir, denen der Anblick des Neuen, Unbekannten winkte, gerade am allergepanntesten.

Das Meer war auf der ganzen Fahrt ein lachender Spiegel und schien unendlich, denn nirgends war, seit unserer Einfahrt in den finnischen Busen, Land zu erblicken gewesen.

Jetzt taucht eine Insel auf: es ist Nargen. Nachdem wir dieselbe hinter uns gelassen, konnten wir mit unseren Ferngläsern bereits den Thurm von Reval erkennen, der anfangs das Ansehen eines schlanken Dolchs hatte. Immer deutlicher treten Ufer und Thurm hervor; die Gesellschaft denkt schon aufs Aussteigen. Man sammelt die Reisetaschen; die Mannschaft trägt aus dem Gepäckraum Koffer und Kisten herauf. Bald sind wir in der Meerenge von Reval: vor unseren Augen breitet sich die Stadt aus. Hier sind die Ruinen des heil. Brigittenklosters;

dort Kosch, da Katharinenthal; vor uns der Hafen. An den Ufern wogt eine auf- und abgehende Menge von Spaziergängern, welche das herrliche Sonntagswetter herbeigeloct hat. Das Schiff stößt an's Land; ein kleines Mädchen wird vom Ufer aus in die Höhe gehoben, — die alte Baronin winkt demselben mit freudethränkendem Auge: es ist ihr Enkelkind. Doch bald beachten wir kaum einer den andern mehr, denn Alles drängt und eilt dem Brückenstege zu. Bald führt uns eine Reihe von Wagen durch ein enges Thor in das Innere der Stadt, wo wir in dem Hôtel St. Petersburg Wohnung nehmen. Ein Blick durch das Fenster unseres Zimmers zeigt uns einen vor uns sich erhebenden, etwas höher gelegenen Stadtheil, welcher sehr an Ofen erinnert. Es ist der sogenannte Dom.

Wir benutzten alsbald die Zeit, die wir noch bis zum Abend hatten, zu einem Spaziergange. Die Schmiedepforte durchschreitend, gelangten wir hinter den Dom, von welchem aus sich ein alter Schloßthurm steil erhebt. Wir befinden uns in der Vorstadt, vor uns steht die neue Johanniskirche und nicht weit davon zeigt sich eine andere im Bau begriffene Kirche mit zwei projectirten Thürmen, die Karlskirche. Weiter gehend gelangten wir auf eine kleine Anhöhe, von welcher aus sich uns ein herrlicher Anblick darbot. Vor uns lag das Meer im Strahle der untergehenden Sonne; rechts erhebt sich der Dom von Reval mit dem alten Schloßthurm, der uns wie ein ergrauter Herold vergangener Zeiten gemahnt; links eine weithin offene Landschaft, in welcher Feld und Wald in wellenförmigen Contouren abwechseln. Um uns herum lachen aus dem schönsten und sorgfältigst gepflegten Rasen Blumenbeete hervor; auf den Bänken sitzen sonntäglich gekleidete Spaziergänger, Kindergruppen lärmen und springen umher. Gesprochen wird deutsch und estnisch. Wir nehmen wahr, daß wir in Estland sind, aber wir fühlen uns von Allem, was wir sehen, angenehm überrascht, denn nichts hatten wir uns so vorgestellt, wie wir es fanden, weder die Natur, noch die Stadt, noch die Menschen. Das Revaler Publikum erscheint uns viel gleichförmiger als das Pester, obwohl hier mehr Sprachen gesprochen werden; denn außer dem Estnischen und Deutschen berühren noch russische Klänge, wenn auch nur hier und da, unser Ohr. Aber auch äußerlich unterscheidet sich die Revaler Bevölkerung vortheilhaft von der Pester, aus der oft die Zerlumptheit unangenehm hervorsticht. — Unser Auge weilt bald wie angeheftet auf der schimmernden Meeresfläche, bald kehrt es zu den Steinwällen zurück, welche mürrische Zeugen der düstern Vergangenheit scheinen, bald wieder irrt es zwischen den Spaziergängern umher und senkt sich dann auf die lachende Land-

schaft, um die Gegenwart zu fühlen und zu genießen. So sitzen wir lange und schauen. Nach und nach zertheilt sich die Menge und auch wir kehren ins Hotel zurück, um nach eingenommener Abendmahlzeit uns zur Ruhe zu begeben.

Ich nahm noch vor dem Schlafengehen die Revaler Zeitung zur Hand und las gleich auf der ersten Seite, daß in Dorpat am nächsten Mittwoch die fünfzigjährige Freiheitsfeier des estnischen Volkes stattfinden sollte. — „Wie weit ist Dorpat von hier?“ frug ich den Gastwirth. „Mehr als 200 Werst“ (was über 30 deutsche Meilen sind). — „Kann man in 24 Stunden dorthin gelangen?“ — „Ganz gewiß“, war die Antwort, „die Post fährt hiezulande sehr rasch“.

Schon in Pest hatte ich von diesem Feste Kunde erhalten und hatte fast gefürchtet, zu spät zu kommen, da ich den Termin desselben nicht genau kannte und meine Reise bisher mehr Zeit in Anspruch genommen, als ich ursprünglich gerechnet hatte. Um so größer war meine Freude, als ich nun erfuhr, daß ich dem Feste noch beiwohnen konnte.

Gleich am folgenden Tage, Montag den 28./16. Juni, eilte ich in das am südöstlichen Ende des Doms gelegene Kastell oder Schloß, wo die Provinzialregierung ihren Sitz hat, um meinen Paß vorzuzeigen und die Erlaubniß zur Weiterreise zu erhalten. Durch eine steile schmale Gasse, die mit Holzgittern abgesperrt ist, ging ich nach dem Dom hinauf, dessen eine Seite, gekrönt von palastähnlichen Gebäuden, den Häusern der estländischen Herren, sich fast senkrecht erhebt. Der Schloßhof, in welchem der Sitz der Provinzialregierung ist, zeichnet sich durch den erwähnten alten Schloßthurm aus. Im Hofe angelangt, weist man mich auf mein Befragen nach einer Seitentreppe. Die Treppe ist finster und besteht aus rohen, großen Steinplatten; sie stammt wahrscheinlich mit dem alten Thurm aus der Dänenzeit. Auch oben öffnen sich rechts und links finstere Gänge, nur Thürfenster zeigen, wohin man zu gehen hat.

Die Localitäten drinnen sind unendlich groß; man führt mich zum Direktor der Kanzlei. Nachdem er meinen Namen gehört, empfing er mich sehr liebenswürdig und bot mir bereitwillig seine Dienste an. Dies bewirkte wohl weniger mein Name, als die freundliche Empfehlung eines Gliedes der österreichischen Gesandtschaft in Petersburg, in Folge deren der russische Minister des Innern mich wieder den russischen Behörden recommandirt hatte. Nachdem ich den Director von meinem Wunsche, zur erwähnten Jubelfeier nach Dorpat zu gehen, unterrichtet hatte, erbot er sich, hiezu die nöthigen Vorkehrungen zu veranlassen. Mittlerweile empfahl er mir, den Generalsuperintendenten von Estland,

Schulz, zu besuchen, dessen Bekanntschaft für mich von Vortheil wäre, — indem er mir zu diesem Zweck einen Begleiter zur Verfügung stellte. Ich dankte für seine Freundlichkeit und folgte dem Begleiter zu dem Herrn Superintendenten, der eben mit Bauern zu thun hatte. Nachdem wir bekannt geworden, sprach er von dem estnischen Fest, zu dem auch er geladen worden wäre: doch könne er leider nicht hingehen, weil in denselben Tagen die fünfhundertjährige Feier des Bestehens der Domschule stattfände, bei welcher er zugegen sein müsse; er sprach von dem Zustande des Volkes, von den Russificationsbestrebungen, und von den gegentheiligen Klagen, daß die Deutschen dasselbe germanisiren wollten. Unter Anderm erzählte er, er habe bei seiner jüngsten Anwesenheit in Petersburg den dortigen estnischen Geistlichen zu sich gebeten, der für die estnische Nationalität außerordentlich thätig sei; und als er mit demselben von den vorliegenden Fragen gesprochen, habe der Petersburger Geistliche gemißbilligt, daß man das estnische Volk germanisiren wolle. Lieber möge es russisch werden, wenn es nicht estnisch bleiben könne. „Ich“, sagte Schulz, „antwortete, daß ich nie für die Germanisirung der Esten gewesen bin: wenn sie aber ihre Nationalität wechseln sollten, dann ist es doch noch eine große Frage, wobei sie mehr gewinnen, bei dem Deutschthum, das ihre Religion bewahrt, oder bei dem Russenthum, das ihnen auch ihre Religion nimmt.“ — Dann führte er mich in seinen Garten, der jenseits der Domkirche liegt. Als wir über den Platz schritten, überraschten mich die um die Kirche prangenden wilden Kastanienbäume, denn ich wußte nicht, daß sie auch hier gedeihen. Aus seinem Garten hat man eine herrliche Aussicht auf die Umgegend, besonders auf das Meer. — Als ich in das Schloß zurückkehrte, fand ich alles bereit. Ein Wagen war um zehn Rubel für zehn Tage gemiethet; die Poststationen hatte man auf meine Reise vorbereitet, damit ich überall frische Pferde fände; man gab mir ein Verzeichniß der Stationen mit den entsprechenden Entfernungen in die Hand und, nachdem ich von dem Subgouverneur Abschied genommen, ging ich in den Gasthof, in welchen um 5 Uhr Nachmittags Wagen und Pferde kamen, um mich wegzuführen.

IV.

In Dorpat.

(Ernteaussichten. Wie man hier reist. Eine kurze Sommernacht. Estnische Sage von Koit und Amaril. Der Küstenstrich des Dorpater Bezirks der Herd der estnischen Sagen. Lage der Stadt Dorpat; Geschichte der Freiheitsfeier des estnischen Volks. Die Wanemuine-Gesellschaft. Zustand der estnischen Bauern nach 1819. Ihr Loos wird durch die Gesetze von 1849 und 1865 gebessert. Sie erlangen Grundbesitz. Das Fest währt drei Tage. Das Außere, die Lernbegierde des Volks. Die Esten hatten früher keine Familiennamen. Der Bürgermeister von Dorpat.)

Ich fuhr in dem bequemen Wagen dahin, vor welchen zwei kräftige Pferde gespannt waren, die von dem estnischen Kutscher immerfort angetrieben wurden, und zwar mit Pfeifen, — was ich hier zum ersten Mal hörte; die Pferde laufen gleichmäßig auf ebenem wie hügeligem Boden. Ich betrachtete bald die Gegend, bald zog ich aus dem Außern der mir entgegentretenden Dinge Schlüsse auf die hiesigen Zustände. Ich wußte, daß die Ernte im Jahre 1868 außerordentlich gering gewesen war, und nicht allein in den nordöstlichen Theilen Preußens und den nördlichen Theilen Rußlands, sondern auch in Estland, hier aber derart, daß zur Vinderung der Hungersnoth die vom eigenen Lande wie von fremder Seite gebotene Unterstützung nicht ausreichte. Auch in Pest hatten wir die niederschlagenden Nachrichten von dem Elend in Estland zu Ohren bekommen, so daß ich überall den abstoßenden Erscheinungen der nackten Armuth zu begegnen erwarten mußte. Aber weder in Riga, noch während meines kurzen Aufenthalts in Reval, hatte ich eine Spur von Hungersnoth entdecken können; freilich kannte ich noch nicht das platte Land, und achtete daher sorgsam auf alles, was mir in den Weg kam. Die eine erfreuliche Erscheinung konnte ich jedoch sogleich überall wahrnehmen, daß die heurige Ernte eine reiche zu werden versprach, wenn sie von keinem weiteren Unfall betroffen wurde. Das Korn, das

kurz vor der Blüthe stand, war dicht und hoch aufgeschossen, wie dies an der mittleren Theil selten zu sehen ist; Gerste, Hafer, Kartoffeln waren gleichfalls schön, das Gras auf den Wiesen, so weit das Auge schauen konnte, reich und duftig. So tröstlich diese Wahrnehmung für Jeden auch sein mußte, — dem augenblicklich vorhandenen Mangel gegenüber bedeutete sie natürlich wenig. Doch traf ich übrigens auf meiner ganzen Reise von Reval bis Dorpat und von hier über Fellin wieder zurück, nur zwei Bettler.

In der Nähe von Reval breitet sich rechts von der Biegung des Weges, welcher nach der Station Wait abführt, ein recht ansehnlicher See, der Obersee, aus. Die Entfernungen der einzelnen Stationen von Reval bis Dorpat sind wie folgt:

von Reval bis Wait	21 $\frac{1}{2}$	Werst
„ Wait bis Risa	26 $\frac{1}{2}$	„
„ Risa bis Mustlanöm	14 $\frac{1}{2}$	„
„ Mustlanöm bis Weißenstein	30 $\frac{1}{2}$	„
„ Weißenstein bis Maria-Magdalenen	32	„
„ Maria-Magdalenen bis Wägewa	19	„
„ Wägewa bis Kuurist	19	„
„ Kuurist bis Moijamaa	23 $\frac{1}{2}$	„
„ Moijamaa bis Dorpat	27	„
	im Ganzen 213 $\frac{1}{2}$ Werst.	

Sieben Werst sind gleich einer geographischen oder deutschen Meile, und so beträgt denn mein Weg bis Dorpat 30 $\frac{1}{2}$ Meilen, welche ich nach der in Reval erhaltenen Auskunft in 24 Stunden leicht zurücklegen konnte.

Mein Wagen jagt auch mit rapider Geschwindigkeit dahin; die Füße der estnischen Pferde scheinen von Eisen zu sein, sie stolpern nicht gleichviel ob es bergauf oder bergab geht. Sobald sie ermüden wollen, werden sie sofort durch das Pfeifen des Kutschers zu neuem Feuer angetrieben. Letzterer blickt nie zurück, als ob gar Niemand hinter ihm im Wagen säße; ich störe ihn bei meiner geringen Kenntniß der Ortsprache auch nur selten, höchstens frage ich nach den Namen der Gegenstände, an denen wir vorüberreiten, worauf er auch ganz geflissen antwortet, ohne sich jedoch dabei umzuschauen oder seine Pferde anzuhalten. Der Weg ist in bester Ordnung. Ich erblicke nirgends Dörfer, wohl aber einzelne ärmlich aussehende Häuser. Um so häufiger tauchen große Steinfelsen auf, welche vereinzelt umherliegen, als ob sie von irgend einer Riesenkraft hier ausgestreut wären. Auch für denjenigen, der sich

nicht gerade speciell mit Geologie beschäftigt, ist es nicht schwer, in diesen die vielgenannten erraticen Blöcke (*saxa erratica*) zu erkennen.

Jetzt fährt der Kutscher in ein Gehöft hinein, in welchem ich ein Herrschaftsgebäude erblicke. Die Läden an den Fenstern sind geschlossen, was auf die Abwesenheit der Bewohner schließen läßt. Wenn ich mich nicht irre, so liegt die Poststation Wait auf dem Gute des Baron Fahlen. Mein Wagen hält an; der deutsch redende Postbeamte tritt auf mich zu und fragt nach meinem Namen. — Sogleich werden frische Pferde vorgeführt und in wenigen Minuten ist alles wieder zur Abreise bereit.

Ich ging in das Postgebäude hinein, um Zahlung zu leisten und einige Erkundigungen einzuziehen. Auf dem Lande zahlt man für ein Pferd pro Werst $2\frac{1}{2}$ Kopeken, für zwei Pferde also 5 Kopeken. In Städten etwas mehr. Da von Wait bis Kisa $26\frac{1}{2}$ Werst (oder $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) sind, so hatte ich $132\frac{1}{2}$ Kopeken zu zahlen, d. i. 1 Rubel $32\frac{1}{2}$ Kopeken, was ungefähr 5 Francs 30 Centimes, oder 2 Gulden 15 Kreuzern gleichkommt, also eigentlich recht billig ist.

Dafür hat das Reisen in jenen Gegenden jedoch wieder andere Unzuträglichkeiten. Jeder nämlich, der mit der Post fahren will, hat sich von der russischen Behörde einen Erlaubnißschein, eine sogenannte *Podoroschna*, zu verschaffen; ich hatte, da ich anderweitig empfohlen war, eine solche nicht nöthig gehabt. Die Poststationen werden von den Grundbesitzern unterhalten, deren hiemit verbundene Lasten und Vortheile ich nicht kenne. Doch kann ich kaum glauben, daß die Einnahmen die Ausgaben decken. Wer keinen Wagen hat, findet solche auf der Poststation, für die er eine Kopeke pro Werst zu entrichten hat. Auch dem Kutscher gibt der Reisende einige Kopeken.

Das Kupfergeld ist in Rußland ebenso häufig, wie es bei uns noch vor kurzer Zeit war, als ein 15-Kreuzerstück 3 Scheinkreuzer und ein 30-Kreuzerstück 6 Scheinkreuzer galt*). Im Anfange orientirt sich daher der Reisende in den Geldstücken verschiedenster Größe sehr schwer. Was die Postbeamten mir in Kupfergeld herausgaben, wickelten sie stets in weißes Papier ein; ich zählte auch Anfangs nicht recht nach, wodurch ich jedenfalls versäumte, den Werth der betreffenden Stücke rascher kennen zu lernen. Es fiel mir aber auf, daß, wenn ich manchmal dem Kutscher

*) Mancher Leser mag es bereits vergessen haben, wenn er es je gewußt, daß vordem in Oesterreich-Ungarn ein Silber- oder Conventionsgulden $2\frac{1}{2}$ Scheingulden galt; folglich ein Conventionskreuzer $2\frac{1}{2}$ Scheinkreuzern gleich kam. Die 15- und 30-Scheinkreuzerstücke aus der Zeit der französischen Kriege hatten demnach sehr geringen Werth.

ein kupfernes Zehnkopfenstück gab, derselbe es wohl ohne ein Wort zu sprechen annahm, doch so, als ob es ihm zu wenig wäre; ein anderes Mal war er mit einem solchen Fünfkopfenstück sehr zufrieden. Erst später nahm ich den Grund hievon wahr. Diese Zehnkopfenstücke sind nämlich nur 3 Kopfen werth, sie haben also wahrscheinlich eine ähnliche Devaluation durchgemacht, wie bei uns die 15- und 30-Kreuzerstücke.

Ueberall, wohin ich kam, fand ich die Postbeamten von der größten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Auf einer Station hatte sich der Postbeamte um einige Kopfen zu seinem Vortheil verrechnet. Als ich auf der Rückfahrt nach Reval dieselbe Station passirte, gab mir der Beamte das mehr Bezahlte zurück.

Bis Riisa und von dort bis Musilanöm wird die Gegend immer walbiger. Die Bäume sind fast ausschließlich Fichten und Birken. Auch hier erblickte ich nirgends Ortschaften, nur hier und dort zerstreute Weiler. Aber auch das befürchtete Elend bekam ich nicht zu schauen. Sehr häufig begegnete ich Landleuten mit einspännigen kleinen Wagen, welche die Landstraße heraufgefahren kamen. Die Pferde waren in der Regel stark und wohl gehalten, das Geschirr rein und in bester Ordnung. Die Inassen grüßten sehr höflich. Mein Kutscher blickte jedoch kaum auf sie; er schien sich nur mit seinen Pferden zu beschäftigen, die er durch fortwährendes Pfeifen und Schnalzen zum Laufen antrieb.

Ungeklärt genoß ich jetzt die herrliche Sommernacht, deren Eintritt in diesen Gegenden kaum wahrnehmbar ist. Die langgestreckten Schatten der untergehenden Sonne scheinen wie festgebannt, so wenig verändern sie sich. Der Mond geht auf, die Gegend ist voll und prächtig beleuchtet. Gegen 11 Uhr scheint es finsterner zu werden; um Mitternacht wieder heller, um 1 Uhr nach Mitternacht abermals dunkler, gegen 2 Uhr aber erwacht schon wieder der neue Tag. Ich erinnerte mich der schönen estnischen Sage, die ich zuerst in dem Buch des finnischen Gelehrten Ahlquist „Ueber die neuere estnische Literatur“ gelesen habe;*) auch jetzt hatte ich das Buch bei mir. Da sie am besten die estnische Mittsommernacht veranschaulicht, so möge die Sage hier Platz finden:

Koit und Amarif (Morgen- und Abenddämmerung).

Es hatte einst eine Mutter zwei Töchter, Widewif und Amarif (Abendröthe und Abenddämmerung); beide klug und schön sowohl nach ihrem Außern als Innern, wie das Lied sagt:

*) Viron nykyisemmästä Kirjallisuudesta. Helsingissä 1855.

Weiß ihr Antlitz, roth die Wange,
Wie Schwarz-Käfer glänzt ihr Auge.

Als die Sonne sich ihrem Untergange nahte, kehrte die ältere Tochter mit ihren beiden Ochsen vom Acker heim und führte sie zuvor noch, wie es sich für sorgsame Leute ziemt, an den Fluß, um sie zu tränken. Da aber der Mädchen fürnehmstes Bestreben ist, schmuck auszu sehen und die darauf Bedacht nehmen, oft in den Spiegel blicken, so war dies auch die Gewohnheit der klugen Widewik. Sie ließ Ochsen Ochsen sein, trat an den Rand des Flusses, schaute in das Wasser und ergözte ihr Herz. Der Mond, der nach dem Befehl des Schöpfers an Stelle der zur Ruhe gegangenen Sonne die Erde zu beleuchten hat, vergaß aus Liebe sein Amt und ließ sich schnell wie ein Pfeil verstoßen auf die Erde nieder und tauchte auf den Grund des Flusses, Mund an Mund, Lippe an Lippe legend. Mit einem Kusse vermählte er sich Widewik zur Braut und vergaß unterdessen alle, alle seine Sorgen. Doch siehe, undurchdringliche Finsterniß lagerte sich auf die Erde, während er bei Widewik weilte.

Und es erfolgte ein großes Unglück. Das reißende Gethier des Waldes, der Wolf, dem nun alles freistand, da ihn niemand sah, zerriß einen Ochsen Widewiks, der in den Wald zu grasen gegangen war. Und ob auch die schmetternde Nachtigall laut rief, und ob auch ihre klingenden Worte durch die Finsterniß aus dem Walde ertönten: Laisk tūdruk, laisk tūdruk, ööpik! kiriküüt, vaule, vaule, too piits, too piits! tsäh, tsäh, tsäh! *), — Widewik hörte doch nicht den Ruf der Nachtigall; sie war stumpf für Alles, was nicht Liebe war. Denn die Liebe ist blind und taub und hat keine Erinnerung; ihr blieb von den fünf Sinnen nur das Gefühl.

Als Widewik aus der Vergessenheit der Liebe erwachte, sah sie die böse That des Wolfes und weinte so schrecklich, daß aus ihren Thränen ein ganzer See wurde. Aber die unschuldigen Thränen blieben von dem alten Allvater nicht unbemerkt. Er ließ sich aus seinem goldenen Himmel herab auf die Erde, die böse That zu bestrafen und die Pflichtvergeffenen unter Vormundschaft zu stellen. Er bestrafte den bösen Wolf damit, daß er ihn neben dem Stier ins Joch spannte, Wasser zu schleppen für ewige Zeiten, unter der Zucht des eisernen Stockes des Polarsternes. Der Mond aber nahm Widewik zur Frau. Bis auf

*) Eine schöne Nachahmung; die estnischen Worte bedeuten Folgendes: Fauler Dirne, fauler Dirne, die Nacht ist lang! der scheckige Ochse zur Furche, zur Furche! hole die Peitsche, hole die Peitsche! zäch, zäch, zäch!

den heutigen Tag glänzt ihr heiteres Gesicht neben demselben und blickt auf den Wasserspiegel hinab, wo sie in einem Kuß zum ersten Male die Liebe ihres Bräutigams genossen.

Darauf sprach der alte Vater: damit nie mehr eine solche Sorglosigkeit, durch das Weltlicht hervorgerufen, eintrete, und damit die Finsterniß nicht zur Herrschaft gelange, bestelle ich euch Aufseher, nach deren Befehl ein Jeglicher seines Amtes walten soll. Der Mond und Widewik sollen abwechselnd für das Licht der Nacht sorgen. Koit und Amarik (Morgen- und Abenddämmerung)! unter eure Fürsorge stelle ich das Licht des Tages; führt mit Gewissenhaftigkeit euer Amt. Du, meine Tochter Amarik, sollst die untergehende Sonne bewachen; lösche jeden Abend überall das Feuer aus, damit kein Schaden geschehe, und führe die Sonne zu ihrem Schöpfer. Du aber, mein Sohn Koit, entzünde an jedem neuen Tage neues Licht, damit niemand der Helle entbehre!

Diese beiden Diener der Sonne walteten gehörig ihres Amtes, so daß an keinem einzigen Tage das Licht unter dem Himmel mangelte. Jetzt nahen die kurzen Sommernächte, an welchen Koit und Amarik sich Mund und Hände berühren konnten, als alle Welt in Freuden schwamm, die Vögel im Walde, jeder in seiner Sprache, schallende Lieder sangen, und als die Blumen blühten und herrlich emporschossen. Da stieg der alte Vater von seinem goldenen Thron auf die Erde herab zur Abhaltung der Lijonfeier. *) Er fand, daß alle seine Anordnungen befolgt waren und freute sich seiner Geschöpfe. Er sagte also zu Koit und Amarik: Ich bin mit eurer Amtsführung zufrieden und wünsche euch dauerndes Glück; seid daher Mann und Weib! Aber sie antworteten, wie aus einem Munde: Vater! führe uns nicht in Versuchung, denn wir sind mit unserem Zustande zufrieden; wir wollen Braut und Bräutigam bleiben, denn als solche fanden wir unser Glück, das ewig neu und ewig jung ist!

Der alte Vater ließ ihnen ihren Willen und kehrte zurück in sein goldenes Himmelreich!"

Diese Sage ist in der That schön und so innig, so menschlich empfunden, daß sie dem Volke, das sie hervorbrachte, zur höchsten Ehre gereicht. Fählmann (1799—1850), der im J. 1842 „Lector“ der estnischen Sprache an der Dorpater Universität wurde, theilte sie zuerst aus der Erinnerung seiner Jugendzeit in deutscher Sprache mit, und bald wurde

*) „Lijon, der Erdengott, der mit Donner auftritt!“ (Siehe: Mythische und magische Lieder der Esten, gesammelt und herausgegeben von Dr. Kreuzwald und H. Neus. Seite 10.) Uebrigens eine Gottheit zweiter Classe, gewissermaßen ein vermittelndes Element. (Ebend. S. 14.)

sie in der ganzen europäischen Litteratur bekannt. Aber eben wegen ihrer Schönheit wollten sie Viele nicht dem Genius des estnischen Volkes, sondern dem Dichter Fählmann zuerkennen, bis der Ingenieur Lagus sie im Jahre 1854 von einem estnischen Bauern in estnischer Sprache erzählen hörte und aufzeichnete, womit aller Zweifel abgechnitten war.

Ich selbst machte nun die Erfahrung, daß in jenen Gegenden wirklich die Abenddämmerung der Morgendämmerung die Hand reicht.

Die Station Mustlanöm liegt an der Grenze der Bezirke Harrien und Järwen; die nächsten Poststrecken bis Weißenstein (estnisch Paide-lin = Paidstadt, weil sie an dem Flüsschen Paid liegt) und von dort bis Maria-Magdalenen führen durch den Järwer Bezirk. Die letztere Station passirte ich gegen Mitternacht. Eine großartige Herrschaft (der Familie Barclay de Tolly gehörig) breitete sich vor meinem Auge aus. Mein Weg führte anfangs durch herrliche Birken-Alleen, dann an umfangreichen Gartenanlagen und gefälligen Wirthschafts- und Wohngebäuden vorüber. Die Birken sind hier, besonders aber in Finnland, nicht so zwerghaft, wie man sie bei uns zu sehen gewohnt ist, sondern schöne hohe Bäume, die eher den Pappelbäumen gleichen. Die Stadt Weißenstein erreichte ich nicht, die Poststation liegt in Anikül (Gänse-dorf), neben einem Gasthof oder besser Wirthshaus (estnisch korts ungarisch koresma) wie sonst anderswo. Der Reisende findet überall die größte Reinlichkeit und Bequemlichkeit.

Die Station Wägewa befindet sich an der südwestlichen Spitze des Bezirks Wirland, nahe der Grenze, die Estland von Livland scheidet, und so gelangte ich denn bald in den Bezirk dieses Herzogthums, in welchem Dorpat liegt. Als ich in Kuurist frühstückte, erzählte mir der Postbeamte unter Anderm, daß das Korn hier gestern geblüht habe. Auf meine Frage, ob hier das Korn in einem Tage blühe? antwortete er: „Wenn das Wetter günstig ist, ja.“

Der Dorpater Bezirk befindet sich zwischen den größten Seen des livländischen Herzogthums, dem Peipus- und Wirtsee (Wirtsjärv)*). Aus dem Wirtsee fließt der Embach oder Embek, estnisch Emajögi, in den Peipus, ein Fluß, groß genug, um Dampfschiffe zu tragen. Wer von Dünaburg nach Pleskov die Eisenbahn benutzt, kann von hier zu Wagen und dann auf dem Pleskover und Peipussee mit dem Dampfschiff nach Dorpat kommen; der kleine oder südliche Theil des Peipussees wird nämlich Pleskoversee genannt. Aus dem Peipus ergießt sich

*) Auf der Landkarte Wirt-järv-See. Aber das Wort järv bedeutet See, also Wirtsee.

die Narva oder Narova in den finnischen Meerbusen. Die Narva und der Peipus scheiden ganz Estland und einen Theil Livlands von Rußland.

Das Uferland des Dorpater Bezirks, von Norden bis Pleskov, ist bis auf die neueste Zeit der fruchtbarste Boden der estnischen Sagen; oder besser ausgedrückt, auf diesem Gebiet erhielten sich die Bruchstücke der alten Sagen, von denen an anderer Stelle die Rede sein wird. Diese Gegend widerstand auch am längsten der deutschen Eroberung, und die Feste am Embach verlich sowohl den Esten als den mit ihnen verbündeten Russen nachhaltigen Schutz.

Nachdem ich die Station Moisamaa passirt hatte, nahm ich immer mehr und mehr wahr, daß ich mich einer größern Stadt näherte. Nachmittags gegen 2 Uhr langte ich in Dorpat an.

Dorpat, estnisch Tarto, oder Tartu-lin (die Festung Tarto), wurde um 1030 von Georg Jaroslaw gegründet; deshalb nannte man es russisch Jurjev, oder Jurjevgorod = Georgs Stadt. Heinrich der Letzte nennt es „castrum Tarbatum, ad flumen, quod dicitur Mater aquarum“, d. i. Ema, oder Mutterstrom. Letzterer fließt so, daß der größte Theil der Stadt an seinem rechten Ufer liegt, dessen höherer Theil „Dom“ genannt wird. Obwohl die Russen Dorpat erbaut hatten, war es doch zur Zeit der deutschen Eroberung nicht in ihrer Macht; überhaupt war der Einfluß der russischen, insbesondere der polozkischen und nowgorodischen Fürsten an dem untern Lauf der Düna und den westlichen Ufern des Peipus sehr gering und immer nur vorübergehend; denn auch das Christenthum wurde nicht von ihnen verbreitet. Jurjev oder Dorpat gelangte im J. 1224 in die Macht der deutschen Ritter. Der Bischof Herman verlegte seine Residenz in demselben Jahre hieher, und erbaute auf dem bei der Stadt gelegenen kleinen besetzten Berge seine bischöfliche Kirche, die berühmte Kirche zum heil. Dionysius. In deren Nähe errichtete er für sich ein Schloß. Darum nennt man noch heutigen Tages diesen höher gelegenen Theil Dom, wie auch in Reval der ganze Schloßberg diesen Namen trägt. Die Kirche ward in ein bis zwei Jahren erbaut, und gehörte zu den Zierden Livlands. Im J. 1267 bemächtigten sich auf kurze Zeit abermals die Russen der Stadt. Doch eroberte sie der deutsche Orden bald wieder zurück. Aus jenem alten Verhältniß leitete später Swan Wassiljewitsch IV. (als Ezar II.) sein Recht der Steuererhebung ab, das er im J. 1554 wegen der angeblich seit 1503 nicht gezahlten Steuer von Neuem zur Geltung und im J. 1558 auch mit der Eroberung Dorpats zur Anerkennung brachte.

(f. S. 29). Stephan Bathori, König von Polen, nahm dann die Stadt, wie wir wissen, im J. 1582 den Russen wieder ab. Bald darauf, 1596, brannte auch die herrliche Domkirche nieder, deren Ruinen noch heute die Pracht des einstigen Baues zeigen. Dorpat und Livland huldigten nun der polnischen Krone, bis sie im J. 1617 durch den Friedensschluß von Stolbowa unter schwedische Herrschaft gelangten. Gustav Adolph gründete hierauf im J. 1630 in Dorpat ein Gymnasium, im J. 1632 mittelst eines aus Nürnberg datirten Decretes eine Universität, und erhob sie zu demselben Rang wie die Universität zu Upsala. Die in Folge der Wirren des russischen Krieges vom J. 1656 auseinandergesprengte Universität stellte Karl XI. im J. 1690 wieder her; bei dem Ausbruch des großen nordischen Krieges im J. 1699 wurde sie nach Pernau verlegt; im J. 1710 löste sie sich vollständig auf. Peter der Große nahm Dorpat im J. 1704 zum ersten Male ein, und bestärkte dessen Privilegien; im J. 1707 ließ er es neuerdings belagern, beinahe bis auf den Grund zerstören und die Einwohner in das Innere Rußlands schleppen, von wo sie erst im J. 1718 zurückkehren konnten. Langsam erwuchs die Stadt von Neuem; aber an Stelle der alten Steinhäuser traten nun fast lauter hölzerne. So kam es, daß, als im J. 1775, am 25. Juni, eine Feuersbrunst die Stadt heimsuchte, dieselbe derartig zerstört wurde, daß die Einwohner alle Lust verloren, sie von Neuem aufzubauen. Katharina II. ermunterte sie jedoch auf jegliche Weise, bewilligte einen Vorschuß von 100,000 Rubel und erbaute über den Embach eine steinerne Brücke; auch verordnete sie, daß in der innern Stadt keine hölzernen Häuser gebaut werden sollten. Nach Hupel besaß die Stadt vor dem Feuer im J. 1774: 3300 Einwohner; es waren 1) Deutsche, oder eigentliche Bürger, bestehend aus dem Rath und den beiden Gilden; zu der großen gehörten die Kaufleute, Bierbrauer und Goldschmiede, zur kleinen, oder zur Gilde des heil. Anton, die Zunftmeister; die Unverheiratheten gehörten alle zu der Gesellschaft der Schwarzhäupter. 2) Russen, die nicht Bürger werden konnten; sie standen unter ihrem eigenen Richter und dem Statthalter und trieben Handel mit russischen Waaren oder Gärtnerei. 3) Esten, die frei, aber der Stadt zu gewissen Diensten verpflichtet waren. — Da Dorpat auch einst zur Hanja gehörte, so glich seine Verfassung ganz und gar derjenigen Riga's.

Der Czar Alexander I. errichtete im J. 1802 von Neuem die Universität, was bereits im Plane Paul's I. gelegen hatte. Es entstand ein großartiges Gebäude für dieselbe; der Bibliothek verschaffte man oben auf dem Dom, in einem Theile der Kirchenruinen, den man zu diesem Behufe ausbaute, einen geeigneten Platz; an die Stelle des

bischöflichen Schlosses trat die Sternwarte, an welcher später der in Europa allbekannte und berühmte Astronom Mädler lange Zeit hindurch lehrte.

Das Aeußere Dorpats ist heutzutage durchaus das einer neuen Stadt; es gleicht in dieser Hinsicht weder Riga noch Reval. In den Vorstädten sind die hölzernen Häuser meist ebenerdig und mit schönen Gärten versehen; in der innern Stadt giebt es größtentheils steinerne Häuser, aber auch unter diesen viele ebenerdige. Die Universität und das Rathhaus sind die vorzüglichsten Gebäude. Inmitten der Stadt befindet sich eine Promenade, welche die Büste von Barclay de Tolly ziert, der seit 1788 in jedem Kriege, besonders aber im großen russisch-französischen, sich auszeichnete.

Nach der letzten Volkszählung beträgt die gegenwärtige Einwohnerzahl Dorpats 21,035 Seelen, darunter 9800 Esten, 9000 Deutsche, 1800 Russen, 160 Letten und 348 verschiedener Zunge. Die Esten bilden also jetzt die Mehrzahl der Bevölkerung, daher der Fremde auf den Straßen auch zumeist estnisch reden hört. Auch die Deutschen sind dieser Sprache größtentheils kundig, ganz so wie z. B. in den deutschen Städtchen des Zipser Comitates die Bürger alle slovakisch können. —

Wie gesagt, langte ich Dienstag Nachmittag gegen 2 Uhr in Dorpat an, das an diesem Tage ein feierliches Aussehen hatte. Von vielen Häusern wehten Fahnen, in den Gassen bewegten sich freudig erregte Volksmassen, welche das am folgenden Tage beginnende Fest herbeigezogen hatte. Ich fand in dem Hotel Stadt London einen bescheidenen Platz und nachdem ich den Reifestaub abgeschüttelt, suchte ich die Wohnung des Gymnasiallehrers Hurt auf, von dem ich mir die nöthigen Instructionen erbitten wollte. Wiedemann, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, und der eigentliche Repräsentant der estnischen Sprache daselbst, hatte mir insbesondere Hurt empfohlen, der ein geborener Este, seine Muttersprache wissenschaftlich betreibe und es wohl verdiene, so lautete Wiedemanns Brief, daß der für die estnische Sprache sich interessirende Reisende bloß um feinetwillen Dorpat aufsuche.

Ich fand Hurt zu Hause, hörte aber gleichzeitig von ihm zu meinem Bedauern, daß Wiedemann in Dorpat gewesen und erst gestern abgereist sei. Wenn ich also nur einen Tag früher anlangte, oder Wiedemann nur noch einen Tag länger in Dorpat verweilte, so hätten wir uns hier glücklich begegnet.

Doch die Feier der Esten drängt alles Andre in den Hintergrund. Hurt, ein junger blonder, aber feuriger estnischer Lehrer, theilte mir bereitwillig alles Nothwendige, sowie das Programm der Feier mit.

Als am 27. September (alten Stils) 1865 der estnische Gesangverein von der russischen Regierung genehmigt worden, war dessen erste Sorge, jenen Wünschen zu begegnen, welche allerseits anlässlich des Herannahens des fünfzigsten Jahrestages der Freiheit des estnischen Volkes gehegt wurden. Man wollte den Tag würdig feiern; aber wie? Es war sicher, daß derselbe in jeder Kirchengemeinde festlich begangen werden würde. Man wollte aber so zu sagen ein Landesfest veranstalten. Doch wie sollte das estnische Volk ein solches zu Stande bringen? Und wenn Unordnung unter den Versammelten entstand, so konnte daraus leicht ein Unglück entstehen, und mit der Feier war es dann am Ende. Oder wenn das Fest nicht gelang und das estnische Volk sich lächerlich machte, welcher Spott mußte es von Seiten der Mißgünstigen treffen! — Der estnische Gesangverein führt den Namen Wanemuine-Gesellschaft; Wanemuine (finnisch: Wäinämöinen) ist nach dem alten nationalen Glauben der Gott des Gesanges; die Wanemuine-Gesellschaft schlug für das Zweckmäßigste ein Gesangsfest vor. Ferner konnte nur Dorpat Ort des Landesfestes sein, denn es ist die Stadt des alten estnischen Liedes und wie überhaupt die Pflegstätte der baltischen, so insbesondere der estnischen Intelligenz. — Nachdem dies festgesetzt war, veröffentlichte der Präses der Wanemuine-Gesellschaft, Johann Wilhelm Jannsen, das Haupt der estnischen Zeitungs- und Volksliteratur, in seinem Blatte *Posti mees* (Postillon) den von der Gesellschaft gefaßten Beschluß, sowie die für die Feier bestimmten Gesänge. Und obwohl die Erlaubniß der Regierung erst 6 Wochen vor der Feier einlief, und man also erst dann die gedruckten Gesänge und Noten vertheilen konnte: so hatten sich doch innerhalb dieser kurzen Frist vierundvierzig estnische und ein deutscher Gesangverein zur Theilnahme gemeldet, die auch alle heute mit ihren Fahnen am Orte des Festes eintrafen. Eben kamen sie aus der Marienkirche, wo sie, im Ganzen achthundert Sänger, zum ersten Male die einstudierten Lieder gesungen, und zwar unter der Leitung Säbelmanns, Lehrers des Schullehrerseminars in Walk, der unter dem Namen Runnilaid als estnischer Dichter und Componist in großem Ansehen steht und Aller Liebe genießt. — Das Noten- und Liederbuch, das die Wanemuine-Gesellschaft für das Fest herausgegeben hat, führt den Titel: Die Lieder und Gesänge für das fünfzigjährige Jubelfest des estnischen Volkes.*) Im Vorwort bittet Jannsen, wenn Fehler in dem Buche vorkommen sollten, dies mit der Eile zu entschuldigen, mit welcher

*) Eestirahva 50-aastase Juubelpido-laulud. Tartu Vanemuine-seltsist väljaantud. Tartus 1869.

dasselbe verfaßt worden sei, und fügt hinzu: „Mögen diese Gefänge ein Andenken an das gegenwärtige Jubelfest der Esten bleiben, damit die Nachkommen noch lange sehen, was ihre Vorfahren an demselben ge- sungen haben. Gebe Gott, daß unser Vorhaben gelinge, und daß wir damit gute Hoffnung erwecken und angenehme Erinnerung zurücklassen. Dorpat im Maimonat 1869.“

Von den Vorbereitungen und der Ordnung des am folgenden Tage statthabenden Festes unterrichtet, eilte ich nun in meine Wohnung, um der Ruhe zu pflegen, deren ich nach der letzten schlaflos verbrachten Nacht dringend bedürftig war.

Ich erwachte andern Tages ganz in der Frühe. Meine Gedanken beschäftigten sich mit Gegenwart und Vergangenheit des estnischen Volkes.

Wie war sein Zustand am Ende des vorigen Jahrhunderts und wie gestaltete er sich in der Folge bis heute? Es sei mir gestattet, hier auf diesen Punkt des Näheren einzugehen.

Auf Anregung der russischen Regierung entstand das Gesetz vom Februar 1819, welches die Leibeigenschaft aufhob und die persönliche Freiheit des Bauern anerkannte, denselben mit staatsbürgerlichen Rechten bekleidete, gleichzeitig aber auch den großen Fehler beging, keinen Unterschied zwischen bäuerlichem und adeligem Grundbesitz zu machen, auch den durch das Gesetz von 1804 gesicherten bäuerlichen Grundbesitz aufzuheben, und hierdurch den Grundherren von nun an das Recht einzuräumen, von dem, was die Bauern in Nutzung hatten, soviel als sie wollten sich anzueignen. Ferner bestimmte das Gesetz von 1819, daß alles Land Eigenthum der Grundherren sei, zwischen den Bauern aber und jenen lediglich das Verhältniß freier Contracte Platz greifen solle; auch sei es nicht nöthig, durch Gesetz die Höhe des Pachtzinses zu normiren, da die früheren Beschränkungen in dieser Beziehung eben nur Folge der Leibeigenschaft gewesen seien. Die Befreiung stürzte also thatsächlich die Bauern ins größte Elend, denn jetzt schützte sie kein Gesetz mehr gegen die Willkür der Grundbesitzer, von denen sie um jeden Preis Felder in Pacht zu nehmen genöthigt waren. Der einseitige Liberalismus sah zwar einen großen Fortschritt darin, daß der Bauer dem Grundbesitzer nur dazu verpflichtet wäre, wozu er sich selbst vertragsmäßig verbunden hätte und daß er nach Ablauf des Contracts gleich dem Grundherrn vollständige Freiheit hätte, denselben zu erneuern oder nicht. In Wahrheit aber stellte die Emancipation von 1819, so wie sie ausgeführt wurde, den unvermögenden Bauern schutzlos der Willkür des Grundherrn an-

heim. Die Verkehrtheit dieser Maßregel wurde so augenscheinlich, das Elend der Bauern so groß, daß man durchaus an die Regulirung des Pachts denken mußte. In Livland beschränkte das Gesetz von 1849 (der sog. 44. Punkt) die Einziehung des bäuerlichen Besitzes durch die Grundherren und ordnete an, daß der Pachtshilling nicht mit Arbeit, sondern mit Geld zu bezahlen sei; ferner bestimmte es, daß kein Pachtvertrag auf kürzere Zeit als 6 Jahre eingegangen werden dürfe; dagegen konnten sie auch auf 50 Jahre sich erstrecken; wenn der Pächter das Feld wegen Erhöhung des Pachtshillings verläßt, so muß der Grundherr alle Amelioration ersetzen. Endlich wurde eine Bauernbank errichtet, die den Bauern durch die vorstufweise Darleihung des sechzigsten Theils des Kaufpreises die Erlangung des Eigenthumsrechts erleichtern sollte, und zwar so, daß ein Zwanzigstel unkündbar auf dem gekauften Besitz lasten und nur ein Achtzehntel in baarem Gelde durch den bäuerlichen Käufer erlegt werden sollte. Das Gesetz von 1865 ordnete neue Beschränkungen für die Grundbesitzer an, insbesondere sollten sie gehalten sein, dem alten Pächter vor Eingehung eines neuen Pachtvertrages die Bedingungen desselben kund zu geben und wenn dieser sie nicht annimmt, ihm beim Abziehen die Differenz zwischen dem alten und dem neuen Pachtzins als Entschädigung zu zahlen, und zwar dreifach, wenn er 6—12 Jahre, zweifach, wenn er 13—24 das Grundstück in Pacht besessen. Beim Verkauf hat der Pächter das Vorkaufsrecht. Endlich erlaubte das Gesetz von 1865 dem Grundherrn, zu Gunsten seiner Wirthschaftsknechte, wenn diese außer ihrer Bezahlung in Geld und Naturalien, auch Land annehmen wollten, beiläufig ein Sechstel des bäuerlichen Besitzes auszufondern, welches man die Quote nannte. Kraft des Gesetzes von 1868 hörte mit dem April desselben Jahres aller Naturalpacht auf und war nunmehr bloß Geldpacht möglich. — Auch in Estland wurden in dieser Zeit ähnliche Gesetze erlassen.

Was den Umfang des von den Bauern in Livland cultivirten Bodens betrifft, so stellt sich derselbe wie folgt. Der gesammte Grund und Boden Livlands beträgt 3.512.129 „Roostellen“ oder 1.149.601 russische Dessatinen, was 1.093.751 Hektaren gleichkommt. Eine „Roostelle“ ist also beiläufig soviel wie bei uns 1100 □ Klafter, oder ein kleines ungarisches Joch. Und 69.24 Prozent dieser 3 $\frac{1}{2}$ Millionen Roostellen sind bäuerlicher Besitz. Wir sahen auf Seite 38, daß das schwedische Agrar-Gesetz das Feld nach Thalern berechnete. Ein Thaler Land ist gleich 5 preußischen Jochen; eine Dessatine aber 4.27 preußische Joch, oder 3 Roostellen; ein Thaler Feld ist also nahezu 3 $\frac{1}{2}$ Roostellen. Ueber die Höhe des Pachtzinses erfuhr ich, daß in den letzten

fünf Jahren der Pacht eines Thalerfeldes von 3 Rubel 97 Kopelen auf 6 Rubel 62 Kopelen gestiegen sei. Wenn man für das Thalerfeld herrschaftlichen Bodens 6 Rubel gibt, so gibt man für den Thaler Bauerland auch 10 Rubel jährlichen Pacht.

Ein glücklicher Zufall brachte die Nummer vom 16./4. März 1869 der Neuen Dörpt'schen Zeitung in meine Hände, welche die bis dahin in Livland erfolgten bäuerlichen Grundablösungen in officieller Mittheilung enthielt. Zur Belehrung theile ich sie hier mit; die Bruchzahlen lasse ich weg. Demzufolge wurden verkauft

im Dorpater Kreise	
14687 Thaler	um 1.938651 Rubel,
60 „	ohne Angabe des Preises;
im Riga'schen Kreise	
4499 Thaler	um 669583 Rubel,
410 „	ohne Angabe des Preises;
im Wolmar'schen Kreise	
24401 Thaler	um 3979282 Rubel,
733 „	ohne Angabe des Preises;
im Wenden'schen Kreise	
6349 Thaler	um 875506 Rubel,
58 „	ohne Angabe des Preises;
im Walk'schen Kreise	
7353 Thaler	um 1.223634 Rubel,
261 „	ohne Angabe des Preises;
im Werro'schen Kreise	
8037 Thaler	um 1.007825 Rubel,
10 „	ohne Angabe des Preises;
im Pernau'schen Kreise	
10277 Thaler	um 1.677323 Rubel,
im Fellin'schen Kreise *)	
17216 Thaler	um 3.700452 Rubel,
609 „	ohne Angabe des Preises;

Im Ganzen also 94973 Thaler. Hiervon sind 92822 Thaler um 15,072236 Rubel, und 2150 Thaler ohne Angabe des Preises schon von den Bauern angekauft. Diese Summe beträgt 24.54 Prozent des überhaupt verkäuflichen Bauerlandes, nach Abzug des städtischen Grund-

*) Es ist dies eine andere Kreiseintheilung, als wir sie auf S. 22 sahen.

besitzes, der Majorate und Fideicommissse, deren Verkauf das Gesetz nicht gestattet. Der amtliche Bericht giebt dann noch einen gesonderten summarischen Ueberblick über den estnischen und lettischen Kreis. So haben die Esten im Dorpater Kreise 20.61, im Werro'schen 16.65, im Pernau'schen 57.15, im Fellin'schen 41.4, zusammen 28.10 Prozent, — die Letten im Riga'schen Kreise 10.9, im Wolmar'schen 56.70, im Wenden'schen 9.28, im Walk'schen 15.15, zusammen 21 Prozent des ablösbaren Landes angekauft. Die Esten Livlands haben also um 8 Prozent mehr Land gekauft, als die Letten. Von den in Estland vollzogenen Ablösungen habe ich keinen amtlichen Ausweis. Es mag sein, daß dort der Erwerb des Eigenthumsrechtes langsamer vor sich geht, aber er geht gewiß von Statten.

Erfreulich sind auch folgende zwei Daten. Das Gesamtvermögen der livländischen Bauerngemeinden betrug im J. 1849: 199583 Rubel, 1867 bereits 97928 Rubel; was per Kopf eine Zunahme von 75 Kopfen bis zu 3 Rubel 40 Kopfen ergibt. — Die Zahl der Schulen in den bäuerlichen Kirchengemeinden betrug im J. 1851: 639; 1866 schon 844. Außerdem giebt es in Livland noch Dorfschulen, deren Stellung eine niedrigere ist. Nach einer statistischen Erhebung vom J. 1867 kommt in Livland auf 780 protestantische Letten und Esten eine Schule. Die Bedeutung dieser Thatsache wird erst klar, wenn wir wissen, daß in Sachsen auf 605, in Preußen auf 682 Seelen eine Schule kommt; in Oesterreich (mit Ausnahme Ungarns), nur auf 1200, in Belgien auf 828, in den Niederlanden auf 945 eine Schule.*) Es ist zu vermuthen, daß auch in Estland in den angeführten Beziehungen ein ähnlicher Fortschritt stattfindet.

Wenn wir erwägen, welches das Schicksal der lettischen und estnischen Bauern am Ende des vorigen Jahrhunderts, ja bis 1804 war, und in welchen drückenden Zustand sie durch die einseitige Emancipation von 1819 geriethen, wenn wir weiter erwägen, welchen Fortschritt sie seit 1849 gemacht haben, so regt sich in uns unwillkürlich das Gefühl der Achtung gegen dies Volk; aber auch den Leitern und Erziehern desselben, welche Samarin schilt und tadelte, können wir unsere Anerkennung nicht versagen. Es wäre wohl besser gewesen, wenn die Emancipation von 1819 die Bauern nicht der freien Concurrnz mit den Grundbesitzern preisgegeben hätte: aber die Aufhebung der persönlichen Leibeigenschaft ist

*) In den Ländern der ungarischen Krone wird die Statistik des Volksschulwesens erst jetzt amtlich angefertigt. Da hier die Ortsgasten in der Regel sehr vollreich sind, so dürfte nicht so sehr die Anzahl der Schulen, als vielmehr die der Schulkinder maßgebend sein.

schon deshalb denkwürdig, weil hierdurch zum ersten Mal seit der deutschen Eroberung (1220) die Esten und Letten als vollberechtigte Menschen anerkannt wurden.

Am Morgen des 30./18. Juni um 8 Uhr verkündigten die Glocken der Marien- und Johanniskirche den Beginn der Feier. Nachdem das Geläute verstummt war, erklang von beiden Thürmen feierliche Choralmusik, welche von einer Musikgesellschaft vom Lande geblasen wurde. Hierauf eilte jeder nach dem Hause der Wanemuine-Gesellschaft, von wo der Festzug sich in Bewegung setzen sollte. Die Gesangsvereine werden aufgestellt; die Sänger und Musiker erhalten Jeder ein Abzeichen, bestehend in einer Lyra auf roth-grün-weißem (die livländischen Farben) Grunde mit dem livländischen, estländischen und dem dorpatischen Stadtwappen*); über der Lyra die Sonne und 1819, unten 1869. Außerdem werden an die verschiedenen Festordner und Aufseher roth-bläulich-gelb-weiße (dorpater), roth-weiß-schwarze (dorpater Bauern) Bänder, und grün-violett-weiße (estländische Farben) und roth-grün-weiße Cocarden vertheilt. Beinahe jeder Gesangsverein hat seine Fahne; fünf kleinere, welche keine besitzen, werden unter die anderen 37 Fahnen vertheilt.

Um 9 Uhr erschallen wiederum die Glocken und der Zug setzt sich in Bewegung. Es erscheinen nach einander, stets von zwei Marschällen geführt: zunächst die Geistlichen in geistlichem Ornat; alsdann die russische Reichs-, die livländische und estländische Landes- und die dorpater Stadtfahne; hierauf das Festcomité; die Gäste, d. i. der Stadtrath und die Fremden; der dorpater Gesangsverein und die 37 Provinzialvereine mit ihren Fahnen. Die Musiker sind lauter Esten von Dorpat, Fierenhof und Falkenau (estnisch Kärknamois). Auf den Fahnen prangen die Namen der Dörfer und Kirchengemeinden, auf der Fahne von Torma derjenige des Helden der estnischen Sage, Kalew; auf der Fahne von Rauga ist die Aufschrift zu lesen: Kes kibedat kannatab, se magusat maitseb = wer Bitteres duldet, der schmeckt bald Süßes.

Vor der Marienkirche hält der Zug. Unter der Begleitung von Blasinstrumenten erschallt das Lied: Herr Gott, dich loben wir. Alsdann geht es auf den Domberg, den Ort, wo der Festact abgehalten werden soll. Ein schönerer und geeigneterer Platz für eine Feier unter freiem Himmel läßt sich kaum denken. In ergreifender Majestät erheben

*) Das Wappen des livländischen Herzogthums ist ein silberner Greif, der ein Schwert hält; das estländische drei übereinanderstehende Löwen; das dorpater Stadtwappen sind zwei Kirchen mit Thürmen, über diesen eine Krone und unter der Krone, sich kreuzend, ein Schwert und ein Schlüssel.

sich die Ruinen der alten Domkirche, an deren nördlicher Seite sich eine grüne, von Bäumen eingefasste Thalmulde ausbreitet. An einem Ende derselben, im Schatten von Lärchenbäumen, sind die Plätze für die Gäste errichtet; in der Nähe die Kanzel und der Altar. Am andern Ende stellen sich die Gesangs- und Musikdirektoren auf; um sie herum in einem Halbkreis die Gesangsvereine, die ihre Fahnen beim Beginne des Gottesdienstes senken. Zu beiden Seiten erfüllt eine dichtgedrängte Menge den Platz; auch die alten, ehrwürdigen Ruinen sind mit Schaulustigen besetzt. — „Sind, vägev Jumal, kiidame = Herr Gott, dich loben wir,“ mit diesem Gesang begann die Feier. Einen ergreifenderen Gesang, als diesen, habe ich nie und nirgends gehört; damit verglichen ist selbst die großartigste Oper nur eine Komödie.

Seine Hochwürden der Dorpater Probst Willigerode wies in längerer Rede auf die große Bedeutung des Festes hin, und betete dann nach einem kurzen Gesang das Vaterunser, das die ganze ungeheure Versammlung knieend nachsprach. Jetzt folgte die Liturgie, die uns Protestanten in Ungarn ganz fremd ist. Nach dem Gesang betrat Knüppfer, Pastor zu St. Marien in Estland, die Kanzel, und nachdem er die wenigen Worte des Apostels Paulus (Brief an die Korinther 16, 13. 14): „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich, seid stark. Alle eure Dinge laffet in Liebe geschehen,“ vorgelesen, hielt er eine Rede, die, wie ich sah, die Zuhörer mächtig ergriff. Auch sprach er, wie mir Sachverständige mittheilten, das schönste Estnisch. Ein Zuhörer drückte seine Zufriedenheit folgendermaßen aus: das war keine Spreu, alles reiner Weizen. —

Nach dem darauf folgenden Gesang erklärte der Petersburger estnische Pastor Laaland die große Bedeutung des Gesetzes von 1819. Der Felliner Pastor Hörjehelmann und der Rauge'sche Pastor Hollmann vollzogen den liturgischen Theil des Gottesdienstes. Die ganze Feier dauerte bis 2 Uhr Nachmittags.

Da ich zum ersten Male estnische Predigten hörte, verstand ich nur wenig davon; aber den Gesang begleitete ich mit großer Theilnahme; mein Auge war in der Sprache eben gelehrter als mein Ohr. So überließ ich mich denn ganz dem Eindruck der Scene, die auf jeden mächtig einwirken mußte. Seitdem dieses Volk unterjocht worden, seit 6 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderten hält es nun zum ersten Mal eine Volksfeier, fühlt es sich zum ersten Mal als solches. Auch der Ort der Feier zeugt von Vergangenheit und Gegenwart. Die herrlichen Ruinen aus der Zeit der Eroberung erinnern an die Opfer, die Sklaverei der Unterjochten, den Geist der Eroberer, die mit dem Schwerte das Christenthum verbreiteten. Und unter diesen Ruinen singt und betet die un-

zählige Menge mit andächtiger Freude; kein unterdrücktes und rachschnaubendes, sondern die Gegenwart dankbar hinnehmendes und die Zukunft mit seinem Fleiß sicherndes Volk. Langröckige, zumeist blondhaarige und blauäugige Männer, Jünglinge und Greise; in lebhaften Farben gekleidete, angenehm aussehende, von Gesundheit strahlende estnische Frauen und Mädchen; sie alle freuen sich und danken dem Herrn. Ich hörte während des Gesanges herrliche Stimmen; ich möchte beinahe sagen, die Stimme dieses Volkes ist zum Gesang geschaffen, wie seine Sprache dazu besonders geeignet ist, viel geeigneter, als die finnische und ungarische, deren lange Wörter hiebei große Schwierigkeiten bereiten. Der Gottesdienst währte mehrere Stunden; ich konnte jedoch in der großen Versammlung nicht die geringste Abspannung wahrnehmen. Das stets neu angeregte Verlangen, die nach einander auftretenden Redner zu hören, war augenscheinlich. Als ob dies Volk die in seiner Sprache gehaltenen Reden nicht genug hören könnte! Als ich später in einer deutschen Gesellschaft dieser unermüdlichen Aufmerksamkeit des Volkes erwähnte, hieß es allgemein, der Deutsche könne unmöglich so viele Predigten und Reden nach einander anhören, wie der Est, der schon an dem Wohlklang seiner Sprache sich ergötzt und dabei sehr gesprächig ist.

Nach dem Gottesdienst kehrte der Zug zu dem Hause der Wanemuine-Gesellschaft zurück, und begab sich von hieraus nach kurzem Aufenthalt in den sogenannten Ressource-Garten, wo ein Kirchenconcert stattfand. Die Sänger und Musiker betraten ein halbkreisförmig errichtetes Podium, vor welchem das Publikum Platz nahm. Auch das Concert eröffnete Se. Ehrwürden Probst Willigerode als Präses des leitenden Comités, und hob nach einer kurzen Begrüßung den Sänger der Psalmen und Luther als Liederdichter hervor; nach ihm schilderte Hörschelmann in einem humoristischen Vortrag — denn nun wurde auch dem heitern Worte Raum gestattet — nach einander: Paul Gerhard, als den deutschen Kirchenlieder-Componisten, den die Esten so gut kennen, wie die Deutschen; Friedrich Brenner als den dorpater deutschen Kirchenliederdichter; und Fählmann als den estnischen Liederdichter. Im Concert wurden drei Choräle von Brenner, sechs Motetten von verschiedenen Componisten und endlich ein Lied von Beethoven (die Himmel verkünden des Ewigen Ehre) vorgetragen, unter großer Aufmerksamkeit des Publikums und oftmaligem Applaus.

An dem folgenden Tage wurde in demselben Garten ein weltliches Concert gegeben, aber nicht mehr bei so günstigem Wetter, als am Tage vorher; es regnete. Doch Janssen, der populäre Schriftsteller, der eigentliche Anstifter und die Seele der ganzen Feier, trat auf und

flößte den Versammelten mit einem heitern Vortrag Vertrauen ein. Jannsen ist von mittlerer Größe, ein stämmiger, starker Mann, sein Gesicht hat den Ausdruck der Freundlichkeit, die keiner Leidenschaft Raum geben kann. Ich glaube, daß auch die Persönlichkeit Jannsen's auf das estnische Volk einen wohlthätigen Einfluß übt, wie es denn überhaupt unter guten Führern steht. Nachdem Jannsen gesprochen, brachte Hörschelmann einen trefflichen Toast auf ihn aus. Unter den Rednern ist noch Hurt zu erwähnen, der drei Wünsche aussprach: 1) denjenigen allgemeiner Bildung unter den Esten, die durch Schulen, Zeitungen, gute Bücher und Lesezirkel verbreitet werden müsse; 2) denjenigen, daß, wer aus dem Bauernstande emporwache, nicht nach bisheriger Gewohnheit die estnische Nationalität aufgeben möge; 3) endlich, daß für das estnische Volk nicht nur elementare Volksschulen, sondern auch höhere Lehranstalten zu Stande kommen mögen. Das Concert, das derart durch geeignete Reden unterbrochen wurde, nahm trotz des häufig störend dazwischen tretenden Regens einen heiteren Verlauf.

Nach dem Concert begab sich der Zug in das Haus des „Handwerkervereins“ und von dort in den Wanemuine-Garten, wo das Festmahl, unter dem Schutze von Bäumen und Regenschirmen, fröhlich von Statten ging, gewürzt mit Toasten auf den Kaiser, den Thronfolger und die weltlichen und geistlichen Behörden des Landes.

Am dritten Tage Vormittags fand im Ressource-Garten, Nachmittags im Wanemuine-Garten ein Wettzingen mit Preisvertheilung statt. Den Gesang unterbrachen häufig Telegramme, welche aus Riga der Generalgouverneur Albedinsky, die Vertretung der livländischen Ritterschaft und der Rigaer Gesangverein, aus Reval aber die das Jubiläum der Domschule feiernde Gesellschaft einschickten, welche letztere auch anzeigte, daß die versammelten Gäste zur Gründung einer estnischen landwirthschaftlichen Schule 3000 Rubel gezeichnet hätten. Hier mag erwähnt werden, daß auch bei dem am Tage vorher stattgefundenen Concert Jemand zu demselben Zwecke 200 Rubel geschenkt hatte.

Bei der nach dem Concert stattfindenden Preisvertheilung erhielt der estnische Gesangverein aus Reval (es ist daselbst auch ein deutscher) den ersten Preis. Der zweite wurde den Talkhofern (kursi-kihelkondi), der dritte der Dorpater Mariengesellschaft zu Theil.

Wo ich nur konnte, mengte ich mich unter das Volk, um seine Art und Sitte kennen zu lernen; kaum konnte ich jemals hoffen, eine günstigere Gelegenheit zu finden, so viele Esten, und zwar aus den ver-

schiedensten Gegenden — nur die Insel Desel war nicht vertreten — beisammen zu sehen. Was den Wuchs der Esten anlangt, so sind sie etwas mehr als mittelgroß; ich fand sogar sehr hochgewachsene Leute unter ihnen. Blondes Haar und blaue Augen sind vorherrschend. Ihr Aeußeres ist ernst, wie im Allgemeinen bei jedem Volke; doch sind sie leicht zum Lachen zu bewegen. Mit dem Ernst steht die schnelle Art zu sprechen einigermaßen im Widerspruch. Die Physiognomien erinnern den Beobachter am meisten an deutsche Bauern, besonders an Gebirgsbewohner. Die Weiber sind in der Dorpater Gegend recht hübsch, noch mehr in der Felliner, und lieben sich in lebhafte Farben zu kleiden.

Während des Wettgesanges im Wanemuine-Garten spazierte ich eine Zeit lang in demselben allein umher und ergöhte mich an den mannigfaltigen Bäumen und Sträuchern, die ihn schmückten. Ahorn-, Pappel- und wilde Kastanienbäume sind hier so hoch wie Fichten-, Lärchenbäume u. s. w. Aber auch Aepfel-, Birnen- und Zwetschgenbäume fand ich in großer Zahl darunter; auch sie sind sehr hoch. Die Früchte dagegen um so kleiner. Die Sträucher sind zumeist Johannis- und Stachelbeersträucher, welche dicht mit schönen großen Trauben behangen sind; die nördlichen Gegenden produziren, wenn auch nur schlechte Aepfel, Birnen und Zwetschgen, doch um so mehr und um so bessere Beeren. Auch die Erdbeeren waren bereits reif; ich konnte überall ganze Mengen davon sehen.

Mittlerweise hatten sich auch die Sänger und das übrige Publikum zum Lustwandeln angeschickt und die bunte Menge wogte unter den Bäumen und in den Laubgängen auf und ab. Hier traf ich unerwartet mit Fromm zusammen, den ich seiner Zeit in Riga verfehlt hatte und der zur Feier herübergekommen war. Wir sprachen von verschiedenen Dingen mit einander, hauptsächlich von dem um uns wogenden Volke, das bald einen ganzen Ring um uns bildete. „Als ich die erste Generalprobe hörte“ — sagte Fromm unter anderm zu mir — „da füllte sich mein Auge mit Thränen, wenn ich bedachte, daß kaum mehr als fünf Wochen Zeit zur Vorbereitung geblieben waren; daß viele Sänger mehr als 10 Werst weit von einander wohnen, so daß sie nur selten und mit großer Mühe zusammenkommen konnten; ich hätte es mir nicht vorgestellt, wessen unsere Esten fähig sind.“ Eine sehr begreifliche Freude verrieth Fromm, als er erzählte, wie gerne die estnischen Kinder lernten, und welche erfreuliche Fortschritte in dieser Beziehung trotz der so mannichfach ungünstigen Umstände wahrzunehmen seien. In vielen Gegenden unterrichteten anfangs nur die Eltern, insbesondere die Mütter, ihre Kinder im Lesen, und der inspicirende Lehrer, welcher die zerstreut umher wohnen-

den Familien nacheinander besucht, achte nur darauf, daß der Unterricht richtig vor sich gehe. Dann gehe das Kind höchstens zwei Jahre in die Schule, um Schreiben und andere Anfangsgründe zu lernen. Manchmal nehme es sich Proviant auf eine Woche in seinem Tornister mit und schlafe bei benachbarten Bauern. In den letzten Nothjahren, als bei manchem Bauer kaum ein Bissen Brod zu finden gewesen, hätten manche Grundherren für die die Schule besuchenden Kinder etwas „in den Tornister“ mitgegeben; denn in neuerer Zeit sei das Bestreben, die Bauern zu unterrichten und zu heben, allgemein.

Fromm wandte sich dann gegen die uns neugierig betrachtenden Esten. Viele kannte er persönlich und erkundigte sich nach ihrem Befinden; die andern fragte er nach ihrer Wohnung. Hierauf richtete er an mich auf Estnisch die Frage, ob ich die Esten, wenn sie sprächen, schon verstünde, und ich konnte zur Antwort geben: ein wenig (ma moistan jo nattukene). Als er den Zuhörern sagte, von wo ich sei, frug er einen Burschen von sehr lebhaften Augen, ob er sich noch aus der Schule erinnere, was das sei, „Ungri maa“ (Ungarn), und wo es liege? Aber der Bursche wich der Frage geschickt aus, indem er antwortete: „Ich bin sehr wenig in die Schule gegangen.“ Alle, auch die weiter rückwärts Stehenden, hefteten nun ihre Blicke auf mich und ich dachte, es wäre am Plage, meine geringe Kenntniß des Estnischen hier anzubringen. Daher sagte ich: „Ma olen tulnud vaatama Eestimaa rahvast, ja mind väga röömustab, et olen tulnud seia, kui se juubelipido piakse.“ (Ich kam, das estnische Volk zu besuchen und freue mich sehr, daß ich eben jetzt gekommen, wo es sein Jubiläum feiert.) Das gefiel ihnen sehr und sie hätten jetzt gern noch mehr von mir gehört. Aber ich wußte, daß ich übel bestehen würde, und machte mich aus dem Staube, als sich die allgemeine Aufmerksamkeit anderswohin wendete.

Die Deutschen halten den Esten für trotzig und weniger anhänglich, als den Russen. Doch er ist durchaus treu; und daß man die estnischen Diensthoten gerne hat, da sie sehr verläßlich sind, habe ich selbst erfahren, oder vielmehr von jenen gehört, mit denen ich bekannt wurde. Die Klust, die noch vor nicht langer Zeit zwischen Deutschen und Esten bestand, hat auch der Fortschritt der Neuzeit noch nicht ganz auszufüllen vermocht; sociale Vorurtheile lassen sich einmal nicht so leicht ausrotten, wie man etwa neue Gesetze schafft. Da sich das estnische Volk zum ersten Mal in so großer Anzahl versammelte, zeigte sich die Dorpater Bürgerschaft nur mit einer gewissen Besorgniß zur Aufnahme der ländlichen Gäste bereit. In so mancher Brust regte sich die Frage: wie

wird sich der kuule benehmen? *) Doch der spottweise kuule genannte Este benahm sich während der ganzen Feier und immer derart, daß auch das eingewurzelte Vorurtheil sich davon überzeugen mußte, daß er doch etwas besser sei, als man sich ihn gedacht hatte. Wegen Ruhestörung mußte die Wache wohl einen Herrn Rath von dem Unterhaltungsorte entfernen, aber über ruhestörende Esten war keine Klage zu hören.

Und wahrlich, noch vor kurzer Zeit hielt man den Esten kaum für einen Menschen. Ein Brief, der estnisch adressirt war, wurde von der Post zurückgewiesen: sie wäre nicht verpflichtet, einen solchen anzunehmen, so dachte noch damals der betreffende Beamte! Die estnischen Bauern hatten auch außer ihrem Taufnamen keinen Familiennamen. Als die Regierung bei der letzten Volkszählung verordnete, daß man die Familien mit den Zunamen aufschreiben solle, entstand überall große Verlegenheit. Die armen Esten wußten nicht, welches ihr Zuname sei und woher sie ihn nehmen sollten. Und es fanden sich elende Menschen (wie man mir glaubwürdig erzählte), die alle möglichen deutschen Spottnamen für sie erfannen und einschrieben. Ich hörte als glaubwürdige Thatsache, daß die Conscripten, als sie einen Esten frugen, wie er mit dem Zunamen hieße und dieser en moista = ich weiß nicht, antwortete, diesen Moista einschrieben. Diesem Umstande, daß die Esten sich um ihre Zunamen sehr wenig kümmerten, ist es auch zuzuschreiben, daß alle, die keine Bauern sind, deutsche Namen haben. — —

Da ich mit dem Bürgermeister der Stadt Dorpat, Herrn Kupffer, bei dem Feste bekannt wurde, so ergriff ich die Gelegenheit ihn zu besuchen um so lieber, als ich von ihm Aufklärung über die städtischen Grundbauern zu erhalten hoffte; denn die Städte Riga, Dorpat, Reval u. s. w. waren stets große Grundbesitzer und sind es noch heute. Herr Kupffer empfing mich mit großer Zuvorkommenheit und das Gespräch, an welchem sich auch seine junge — leider wie ich sah, auf Krücken gehende — Gemahlin lebhaft betheiligte, richtete sich bald auf das, was ich wünschte.

*) Das Wort kuule bezeichnet soviel wie höre; wie wir das Wort: hören Sie! so oft auf der Straße und in der Rede vernehmen, so oft kann man unter den Esten das Wort kuule hören. Das Wort kuule ist also eine Anrede; und daher kommt es, daß die Deutschen den Esten spottweise kuule nennen. Die Anekdoter erzählt sogar, daß man einen Ausländer damit anführte, daß man ihm sagte, jeder Este habe nur einen Namen, nämlich kuule. Wen immer er hiermit anspräche, der würde stehen bleiben und ihn anschauen. Der Fremde that auch so und überzeugte sich also in der That, daß alle Esten kuule heißen. — Aehnlich ruft man den Letten klaus an, denn im Lettischen bezeichnet klaus soviel wie höre.

Vor 1819 war Niemandem erlaubt gewesen, Bauerngüter zu besitzen, als nur den Ersten und Letten — so unterrichtete mich Herr Kupffer. Wenn also auch ein deutscher Städter aus den Bauernbesitzungen, die stellenweise sehr bedeutend waren, mehr hätte „heraus-schlagen“ können, so war es doch gesetzlich verboten, solche in Pacht zu nehmen. Das Gesetz von 1819 hob diese Beschränkung auf; gleichzeitig regelte es einigermassen die Gehorschstage (bäuerliche Leistungen), die man anfangs theils in Geld, theils in Arbeit leisten konnte. Später traten die Pachtverträge ein, welche die Leistungen in Geld festsetzten. Die Stadt Dorpat schließt gegenwärtig die Pachtverträge mit ihren früheren leibeigenen Grundbauern auf 6—8 Jahre (wir wissen schon, daß die Stadt ihre Bauerngüter nicht verkaufen darf). Uebrigens ist sie nahe daran, die sogenannten „Schnurländereien“ ganz aufzuheben und sie in abgesonderte Grundstücke zu zerlegen; sie sollen „streugelegt werden“, demgemäß jeder Grundbauer seinen ganzen Grund und Boden abgesondert in einem Stück erhalten soll. Herr Kupffer und seine Frau versicherten, daß die Landwirtschaft sich von Jahr zu Jahr hebe, in Folge dessen auch der Pachtzins in stetem Wachsen begriffen sei.

Auf die Frage: wie viel beiläufig der Pachtzins gegenwärtig betrage, erhielt ich zur Antwort, daß er je nach der Qualität des Bodens sehr verschieden sei; im Allgemeinen zahle man in Dorpat für eine Looffstelle, auf welcher man etwas mehr als einen deutschen Scheffel *) aussäet, 5—6 Rubel jährlich. Im Herzogthum Kurland, wo Herr Kupffer lange als Beamter fungirte, zahlt der Bauer auf den Domainen 4 Rubel für die Looffstelle, die Privateigenthümer bekommen dagegen 6—8 Rubel. Der Unterschied rührt daher, daß die Pächter der Domanialgüter auch Lieferungen für die Armee übernehmen müssen, über ihre Zeit also nicht ganz frei verfügen.

Gegenwärtig ist der Grundbesitz ganz frei; der frühere Leibeigene kann nicht nur bäuerliche, sondern adelige und städtische Güter ankaufen; ebenso kann auch der städtische Bürger alle Arten Güter kaufen und besitzen.

Herr Kupffer begann dann von den Dorfgemeinden zu sprechen. Die politische Gemeinde ist nicht gleichbedeutend mit der kirchlichen, da die letztere auch mehrere politische Gemeinden in sich fassen kann.**)

*) Siehe S. 85.

**) Der Begriff der Kirchengemeinde war auch früher nicht identisch mit dem der politischen, als noch sozusagen nur evangelische Kirchengemeinden existirten. Durch die massenhaften Uebertritte, von welchen im folgenden Kapitel die Rede sein wird, entstanden auch orthodoxe oder griechische Kirchengemeinden, und der

Die Organisation der politischen Gemeinden wurde durch ein neueres Gesetz vom 19. Februar 1866 durchgeführt. Ihre Grundlage und Grenzen bilden die Güter, deren Verwalter vormals die grundherrliche Obrigkeit innehatten und auch jetzt noch einige polizeiliche Rechte und Pflichten besitzen (Gutspolizei). Der Vorstand der Gemeinde (die Richter und Ältesten), wird von der Gemeindeversammlung gewählt; derselbe verfügt vollkommen frei in allen Gemeindeangelegenheiten und verwaltet das Gemeindevermögen. Der Gutsverwaltung verbleiben jedoch noch einige Superinspectionsrechte bezüglich der Gemeindebeschlüsse, insofern diese das Interesse der Krone betreffen oder anderweitig schädlich sein könnten; in diesem Falle erstattet die Gutsverwaltung hieyon Bericht. Auch die Deserteure und Bagabunden zieht der Gemeindevorstand ein, übergibt sie aber der Gutsverwaltung zum weitem Verfahren. — Samarin mißbilligt in seinem mehrmals erwähnten Buche die Gemeindeordnung der baltischen Provinzen, weil sie die Bauern von dem Einfluß der früheren Grundherren nicht vollkommen befreit. Herr Kupffer urtheilt anders; er sähe wohl gerne, daß der Einfluß der natürlichen Aristokratie, des Grundherrn, des Geistlichen, des Arztes u. s. w. genau geregelt werde, doch wünscht er ihn weniger beschränkt, denn, sagt er, es ist zu befürchten, daß die Gemeinden ihr Vermögen zersplittern welches vorzüglich durch die sorgfältige Verwaltung der Gemeindemagazine und kleinen Kapitalien erhalten und vermehrt wird.

Mir aber fiel auch hier ein, daß überall und immer der Geist des Umsturzes die vollständige Emancipation predigt, darunter aber nicht das ungestörte Zusammenwirken der socialen Klassen, sondern nur deren Gegenüberstellung versteht und bezweckt. Ich bin also eher der Meinung Kupffers als Samarins, der die nunmehrigen polnischen Zustände auch in die baltischen Provinzen verpflanzen möchte. Es ist eine sehr falsche und sich selbst vernichtende Politik, die die natürliche Aristokratie zu Grunde richten muß, um zu siegen!

Die Zahl der in den Städten vertheilt lebenden Esten gab Kupffer als nach der letzten Volkszählung gegen 9800 betragend an; sie mag jedoch in Wirklichkeit größer sein; denn jeder Esten, der halbwegs deutsch konnte, hatte sich als Deutscher einschreiben lassen, was übrigens keineswegs befremden darf. Wir haben bei uns Aehnliches erfahren, wo sich Leute als Ungarn einschreiben ließen, die kein Wort ungarisch wußten. Eine andere Erscheinung aber ist nur aus einem eingewurzelten Vor-

Begriff der Kirchengemeinde unterscheidet sich nun vollständig von dem der localen oder politischen.

urtheil zu erklären, nämlich die, daß es noch Leute giebt, nicht nur ländliche Grundbesitzer, sondern auch Städter, die mit dem Esten bloß deshalb nicht deutsch reden, sondern nur estnisch, um damit zu zeigen, daß er ein anderer Mensch ist, als sie. Die gesammte deutsche Bevölkerung hat keinen innigern Wunsch, als daß der Este sich so rasch als möglich germanisire; aber das eingewurzelte Vorurtheil überwältigt den klügern und weiterblickenden Egoismus.

Obwohl der größte Theil der Bewohner Dorpat's Esten sind, so haben diese letzteren doch keine Elementarschule. Als ob man es für ganz selbstverständlich ansähe, daß das städtische Estenkind nur deutsch lerne. Auch Herr Kupffer fand die estnische Elementarschule für überflüssig. Nun durfte ich mich nicht mehr darüber wundern, daß der Herr Pastor in Riga meine Frage, ob in Riga eine estnische Elementarschule sei, nicht begreifen konnte.

Uebrigens zeigt die Erfahrung, daß die städtischen Esten, wenn sie auch deutsch können, doch immer Esten bleiben, und ich nahm gesprächsweise wahr, als ob doch mehr und mehr die Ueberzeugung Wurzel fasse, daß die estnische Elementarschule das Lernen des Deutschen nicht benachtheiligen würde. Wenn dies aber auch geschehen sollte, dem Landesinteresse würde es unbedingt Vortheil bringen, und an dieses Interesse ist hier das Deutschthum geknüpft. Schon scheint es manchen Leuten, als ob auch in der Stadt für eine estnische Schule Platz wäre. — —

Die estnische Kirche ist ein schönes, großes Gebäude, das auch die Esten vom Lande benutzen; es sollen darin 5000 Menschen Platz haben. Trotzdem ist sie schon zu klein und man denkt an den Bau einer zweiten, wozu auch bereits Geld gesammelt wird. Auch die Stadtgemeinde unterstützt die Sache eifrig. Denn so groß auch der sociale und rechtliche Unterschied zwischen Deutschen und Esten immer war, in Hinsicht der Religion waren sie von je her eins. In neuerer Zeit entstand nun aber in dieser Beziehung ein Riß, von dem wir im Folgenden eingehender sprechen wollen, da er für Gegenwart wie für Zukunft viel Lehrsreiches enthält.

V.

Religion.

(Der religiöse Eifer des Volkes. Der Aystädter Friedensschluß begründet die Parität der religiösen Bekenntnisse in den baltischen Provinzen. Im russischen Reich ist die orthodoxe Kirche die herrschende, die übrigen sind nur tolerirt. Peter der Große macht sich zum Oberhaupt der orthodoxen Kirche. In den baltischen Provinzen verschwindet die Parität der Bekenntnisse. Die russische Geistlichkeit kommt in's Land. Die Befehlungen von 1845—1846. Die Bekenntenen sehnen sich zurück. Die Rundreise und der Bericht des Grafen Bobrinski. Die Rundreise des Erzbischofs Platon. Einige Concessionen. Walter, Döbner, Platon werden ihres Amtes entsetzt.)

Hupel schrieb im J. 1775: „Unter zwanzig Eften weiß kaum Einer, daß er ein Christ ist“ (f. S. 39). Seitdem ist auch in dieser Beziehung eine große Veränderung eingetreten.

Ob das im J. 1867 veröffentlichte „Chronologische Verzeichniß aller in der Bibliothek der gelehrten estnischen Gesellschaft sich befindenden estnischen Druckschriften (zusammengestellt von And. Joh. Schwabe. Dorpat, Druck von J. J. Karow, Universitätsbuchhändler, 1867) für die neuere Zeit vollständig ist, ist mir nicht bekannt; aber es zeigt jedenfalls deutlich, was für Bücher in estnischer Sprache zumeist veröffentlicht werden. Aus diesem Verzeichniß ersehe ich, daß das in dem dörptischen Dialekte im J. 1816 erschienene Gesang- und Gebetbuch später noch 5 Auflagen, 1848, 1853, 1856, 1859 und 1865, erlebt hat; das Buch hat beiläufig 750 Seiten. *)

*) Ich habe die Ausgabe von 1859 zur Hand. Der Titel lautet: Tartoma keele käsiraamat. Der Inhalt ist folgender: I. Die gewöhnlichen Evangelien und Episteln; Leben, Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi; die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel; Zerstörung Jerusalems (134 S.). II. Gesangbuch, enthaltend 444 Gesänge (422 S.). III. Gebetbuch (101 S.). IV. Kleiner lutherischer Katechismus (24 S.).

Ein anderes Gesang- und Gebetbuch in demselben dörptischen Dialekt, das sogenannte neue, erschien zweimal, im J. 1842 und 1864, und ist 470 Seiten stark.*) Das neue Testament aber erschien in diesem Dialekte zuerst in Mitau 1836, später in Dorpat 1839 und 1857.

Zum Verständniß der angeführten Daten muß man aber wissen, daß das ganze Estenvolk aus nur 6—700000 Seelen besteht und der bei weitem kleinere, vielleicht nur der sechste Theil, in beiläufig 17 Kirchengemeinden, den dörptischen Dialekt spricht. Die erwähnten zwei Gesangbücher und das neue Testament (außerdem aber noch andere Andachtsbücher) wurden demnach für kaum 125000 Seelen herausgegeben; und doch erschien seit 1840 das eine Gesangbuch in der fünften, das andere in der zweiten Auflage. Man halte gegen diese 125000 Esten die das gesammte Estenvolk übertreffende Seelenzahl der reformirten Superintendentur jenseits der Theiß und sehe dann, wo verhältnißmäßig mehr Andachtsbücher herausgegeben werden?

Der größte Theil der Esten spricht den Revaler Dialekt. Auch das in diesem Dialekt herausgegebene Gesang- und Gebetbuch, beiläufig 750 Seiten stark**), erschien 1830, 1832, 1834, 1835, 1840 u. s. w., also noch häufiger, als das Dorpater, was auch ganz natürlich ist. Auch in diesem Dialekt giebt es ein zweites, sogenanntes neues Gesangbuch von 518 Seiten, sowie andere Andachtsbücher in größerer Anzahl, z. B. das Jumala töetunnistused (die Zeugnisse der göttlichen Wahrheiten), das 3 dicke Bände (652, 866, 836 S.) hat und von 1854—1862 erschien. Die Seitenzahl der genannten Bücher habe ich darum angegeben, damit der Leser daraus ersehe, daß die Herausgabe der letzteren nicht ohne bedeutende Kosten bewerkstelligt werden konnte, und daß eben deshalb auch, um diese leichter decken zu können, die Auflagen sehr groß sein mußten.

Der religiöse Eifer des estnischen Volkes ist also nicht allein daraus ersichtlich, daß es fleißig die Kirche besucht und die Predigten mit Andacht anhört, sondern auch aus der Natur der erschienenen Bücher und der Art, wie es seine Lernbegierde befriedigt, was bei ihm oft mit schweren Opfern verbunden ist.

In Dorpat sind von 21035 Seelen 1800 russischen oder griechisch-

*) Der Titel lautet: Vastne Tarto maa keele laulu-raamat = Neues Dorpater Gesangbuch.

**) Der Titel lautet: Eesti maa rahva kodo ja kiriko raamat, und besteht aus folgenden Theilen: I. Dem Katechismus Luthers (32 S.). II. Den Evangelien und Episteln (186 S.). III. Dem Gesangbuch (464 S.). IV. Dem Gebetbuch (92 S.).

orthodoxen Bekenntnisses. Diese haben eine große Kirche, ein Wohngebäude für den Geistlichen und alles, was dazu gehört; die ganze Häusergruppe ist neu angestrichen, woraus sich schließen läßt, daß sie entweder ganz neu ist oder doch vor Kurzem renovirt wurde. Bei alledem baut man gegenwärtig eine zweite russische Kirche, deren Ziegelmauern, Wölbungen und zwiebelförmiges Dach bereits fertig sind. Auf meine Frage: ob jene vorhandene russische Kirche für das Bedürfniß nicht ausreichend sei? antwortete man mir: man baue das neue Haus für die übergetretenen, früher lutherischen Esten, um sie an die russische Kirche zu fesseln, von welcher sie gerne wieder zurücktreten würden, wenn sie könnten. Das Gespräch kam nun auf die religiöse Bewegung von 1845/1846, die unter den neuzeitigen Ereignissen der baltischen Provinzen von der allergrößten Bedeutung ist und unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Wenn irgend etwas das heikle Verhältniß charakterisirt, in welchem diese Länder zum russischen Reich stehen, so ist es die kirchliche und religiöse Angelegenheit; und wenn irgend etwas die deutsche Bewohnerschaft dieser Länder ernstlich mahnt, sich dem estnischen und lettischen Volke zu nähern und es sich nicht zu entfremden, so ist es die religiöse Bewegung der vierziger Jahre; wenn endlich irgend etwas die schiefe Ebene zeigt, auf welche die russische Politik gerieth, auf welcher stehen zu bleiben schwer war und immer schwerer wird, so ist es vornehmlich die Rolle, welche sie bei jener Bewegung absichtlich oder willenslos übernahm und welcher zu entsagen ihr gegenwärtig kaum mehr möglich ist.

Der Rystädter Friedensschluß vom 10. Oct. 1721 hat die baltischen Länder, insbesondere Estland und Livland (Kurland war damals unter der Regierung des Nachfolgers Kettlers, des Herzogs Friedrich Wilhelm, und nach dessen Tod seiner Wittve Anna, der Nichte Peter's des Großen, noch ein unabhängiger Staat), mit dem russischen Reiche vereinigt. Der IX. Artikel des genannten Friedensvertrages sichert den abgetretenen Provinzen alle ihre Rechte und ihre Verwaltung für ewige Zeiten; der X. Artikel hält ihre kirchlichen und religiösen Zustände aufrecht und sagt: „Es soll auch in solchen cedirten Ländern kein Gewissenszwang eingeführt, sondern vielmehr die evangelische Religion, auch Kirchen- und Schulwesen und was dem anhängig ist, auf dem Fuß, wie es unter der letzten schwedischen Regierung gewesen, gelassen und beibehalten werden, jedoch daß in selbigen die griechische Religion ebenfalls frei und ungehindert exercirt werden könne und möge.“*) Unter der schwedischen

*) Europäische Chronik von 1492 bis Ende April 1865. Von Dr. F. W. Schillany. 1865. I. Bd. S. 239.

Herrschaft bestand die evangelische Religion in den Herzogthümern Liv- und Estland (das war früher ihr Titel) ausschließlich zu Recht: der Nystädter Friede verschaffte in denselben auch der griechischen Kirche Eingang und begründete daher Gleichberechtigung zwischen der lutherischen und der orthodoxen Kirche. Auch so bestand aber noch immer in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen den baltischen Provinzen und dem übrigen Reiche. Denn trotz der relativen Gleichheit, der gemäß jenseits des Peipus der größte Theil der Bewohner der griechisch-orthodoxen, diesseits desselben dagegen, in den baltischen Provinzen, der größte Theil der evangelischen Kirche angehörte, blieb doch eine große Rechtsverschiedenheit zwischen den beiden Gebieten bestehen. Diesseits des Peipus, in den baltischen Provinzen, herrschte gemäß jener klaren Bestimmung des Nystädter Friedensschlusses, religiöse Gleichberechtigung zwischen beiden Kirchen; jenseits aber, im größten Theile des russischen Reiches, war die griechisch-orthodoxe Kirche die herrschende, die übrigen christlichen Kirchen blos geduldet. Nach dem Swod Sakonow (s. S. 64) Bd. XI, XIV, XV, sind alle in gemischten Ehen geborene Kinder in dem orthodoxen Glauben zu erziehen; aus der griechisch-orthodoxen Kirche auszutreten ist nicht erlaubt, ja es ist unter strenger Strafe (Verlust der Standesrechte, Deportation nach Sibirien, körperliche Züchtigung) verboten, Jemanden zu überreden, aus der Kirche auszutreten, oder zu verhindern, daß er in dieselbe eintrete; ein evangelischer Geistlicher soll bei Strafe des Amtesverlustes keinen Orthodoxen in seine Kirche aufnehmen oder zum heiligen Abendmahl zulassen; er darf keine gemischte Ehe einsegnen; weder in der Predigt noch in Schriften darf er zum Austritt aus der orthodoxen Kirche aufmuntern. Endlich darf man im russischen Reiche aus andern christlichen Kirchen nur zur orthodoxen Kirche übertreten.*) — Wir sehen also, daß das russische Reich in Betreff der freien Religionsübung heute noch auf demselben Standpunkt steht, wie das westliche Europa zur Zeit des französischen Königs Ludwigs XIV. und des römischen Kaisers und ungarischen Königs Leopolds I.; wir sehen hieraus ferner, daß die Gesetze des russischen Reiches ebenso sehr mit dem Geiste europäischer Civilisation im Widerspruch stehen, wie die Ansprüche der römischen Päpste.

Unter Peter dem Großen war der Gegensatz zwischen den baltischen Ländern und dem übrigen Rußland in religiöser Beziehung kaum fühlbar. Denn Peter ließ seine neue Stadt Petersburg und seine Schiffe

*) Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Von Dr. G. C. Adolf v. Harleß. Zweite Auflage. Leipzig 1869. S. 31 u. f.

durch fremde, meist aus protestantischen Ländern herbeigerufene Handwerker erbauen, denen er freie Ausübung ihrer Religion gestattete, ja, nach der Tradition, ging er selbst manchmal in die Kirche der Holländer und sang mit ihnen. Ueberdies löste Peter nach dem im J. 1720 erfolgten Tode des russischen Patriarchen Hilarion im J. 1721 das russische Patriarchat auf und machte sich selbst zum Oberhaupt der orthodoxen Kirche, deren Angelegenheiten er dem von ihm ernannten heil. Synod unterstellte. Der russische Czar, seitdem kirchliche Vollgewalt übend, kann ferner von geistlichen Uebergriffen nicht mehr beunruhigt werden und wenn er will, so vermag er die nichtgriechischen Christen vor der numerisch übermächtigen orthodoxen Kirche vollkommen zu schützen. Dieser Schutz aber kann natürlich nur so lange währen, als die Vollgewalt der Czaren von einer dem europäischen Geiste huldigenden Regierung gehandhabt und einer öffentlichen Meinung kein Einfluß gestattet wird, die noch nicht gelernt hat, die Rechte Anderer zu achten.

Der Nystädter Friede öffnete die baltischen Provinzen der russischen Kirche; in diesen sollte vertragsmäßig Gleichberechtigung herrschen zwischen der russisch-orthodoxen und der evangelischen Kirche. Und so war es denn auch bis 1747. Bis dahin taufte evangelische Geistliche ganz frei die Kinder griechischer Eltern, die darum ansuchten; jeder, der hiezu Lust hatte, konnte unbehindert aus der orthodoxen Kirche in die evangelische übertreten, und umgekehrt.

Aber im J. 1747 begann das evangelisch-lutherische Consistorium Estlands Skrupel darüber zu haben, was mit den Kindern zur griechischen Kirche gehöriger Eltern zu geschehen habe, und sandte dies bezüglich eine Vorstellung an das Reichsjustizministerium, welches hinwiederum eine Anfrage an den dirigirenden Synod richtete. Der heilige Synod antwortete, mit Berufung auf kaiserliche Ukase, daß ein evangelischer Geistlicher kein Kind griechisch-orthodoxer Eltern taufen dürfe und daß solche Fälle ihm, dem heil. Synod, unterbreitet werden müßten. Das Justizministerium acceptirte den Beschluß des Synods und verbot mit seinen Verordnungen vom 14. Aug. 1747 und später vom 12. Sept. 1755 den evangelischen Geistlichen die Taufe von Kindern griechischer Eltern. Das Consistorium fügte sich der Verordnung und schlug dadurch eine große Bresche in die durch den Nystädter Frieden stipulirte Parität beider Bekenntnisse. — Dasselbe weise Consistorium mußte im J. 1793 nicht, wie es mit den Kindern gemischter Ehen, solcher, in welchen der eine Theil griechisch, der andere evangelisch, zu halten sei. Es richtete daher am 20. Juni dies bezüglich eine Anfrage an die damalige Statthalterchafts-Regierung, die mit Freuden die Gelegenheit

ergriff, um dem Consistorium am 20. Mai 1794 zur Danachachtung kundzugeben, daß gemäß Verordnung des heil. Synods vom 21. Aug. 1721 alle Kinder aus gemischten Ehen in dem orthodoxen Glauben zu taufen und zu erziehen seien. So ward die zweite Bresche in die Gleichberechtigung der Bekenntnisse geschlagen. Endlich wurde unter dem Czaren Nicolaus für die protestantische Kirche des russischen Reichs eine kirchliche Gesetzsammlung promulgirt, in welche die die Privilegien der orthodoxen Kirche sichernden Bestimmungen aufgenommen wurden. Diese Bestimmungen wurden 1832 auch in den baltischen Provinzen eingeführt, in welchen nun hierdurch die evangelische Kirche zur gebuldeten, die orthodoxe Kirche aber zur herrschenden ward, ganz entgegen dem Nystädter Friedensschluß und den beschworenen Rechten der Provinzen. *) Wegen der geringen Zahl der Anhänger der russischen Kirche in letzteren wurde dies aber nicht so bald wahrnehmbar; denn im J. 1832 war noch gar kein russischer Bischof in den baltischen Provinzen, und die dortigen Russen unterstanden dem Bischof von Pleskau. (Die wenigen Katholiken stehen noch heute unter der Leitung des katholischen Erzbischofs zu Mohilev.)

Schon früher nun, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, hatten die Herrnhuter in Livland Eingang gefunden. Die kirchlichen Behörden sahen dies wohl Anfangs nur ungern; aber die Herrnhuter suchten und fanden Schutz in Petersburg, und der Czar Alexander I. stellte sie durch ein Dekret von 1817 unter besondere Fürsorge. Als aber der General-Gouverneur Marquis Paulucci einst Nachfrage halten ließ, wie viel Herrnhuter in den Herzogthümern Est- und Livland sich denn eigentlich aufhielten, erschrafen deren Protektoren in Petersburg und die 12 Landesdiakonen, da sie fürchteten, die große Zahl könnte leicht Anstoß erregen, und so behaupteten sie, daß nur die von Deutschland eingewanderten Brüder zu den Brüdergemeinden, die Inländer, wie Esten und Letten, die den Andachtsübungen der Brüder beiwohnten, dagegen der lutherischen Kirche angehörten. Viele der letzteren aber hatten sich den Brüdergemeinden angeschlossen, da sie einmal hier mehr geistliche Erbauung als in dem starren Formenwesen des damaligen orthodoxen Lutherthums fanden; dann kamen aber noch andere in damaliger Zeit waltende Verhältnisse hinzu, indem die zur herrschenden deutschen Classe gehörenden lutherischen Geistlichen sich mehr als Herren, denn als Seelsorger der estnischen und lettischen Gläubigen bewiesen; ja eine ganze Reihe von Strafen wurden vor den Kirchen Angesichts der Gemeinde ausgeführt und von der Kirchenkanzel die Gesetze

*) Die evangelische Kirche der baltischen Provinzen untersteht dem Petersburger General-Consistorium, der Oberadministrations-Behörde der evangelischen Kirche im Reiche.

und Befehle verkündet. — Die livländische Synode vom 3. 1834, überzeugt von der gefährlichen Wirksamkeit der Herrnhuter, erlangte nun durch das evangelische Oberconsistorium eine ministerielle Verordnung, am 14. April 1834, dahin lautend, daß die Herrnhuter-Versammlungen fortan unter Oberaufsicht der evangelischen Geistlichkeit stehen sollten. Die Herrnhuter sahen von da ab in den Geistlichen immer ihre Feinde. Hieraus entstanden viele Unlieblichkeiten; in die evangelische Kirche aber schlich sich ein zerstörendes Element ein. Und als ob sich nun auch die Aufmerksamkeit der orthodoxen Kirche auf Livland richten sollte! Der Ukas des dirigirenden Synods ordnete, auf höhere Veranlassung, am 29. Juni 1836 die „versuchsweise“ Errichtung eines Vicariats der Pleskauer Eparchie in Riga an. Der Pleskauer russische Bischof wurde darauf beauftragt, dem neuen Vicar in Riga einen geeigneten Aufenthalt zu verschaffen, wozu der livländische Civilgouverneur Charlottenthal empfahl. Es hieß ausdrücklich, daß das Vicariat nicht gegen die lutherische Kirche, sondern gegen den Rigaer Rascol *) errichtet werde; das sei die Absicht des Czaren. Im November 1836 zog der neue russische Bischof Irinarch in Riga ein. Nach seiner Versetzung im 3. 1841 als Bischof nach Podolien wurde der tschernigower Erzbischof Philaret sein Nachfolger, und zwar im 3. 1843. Diesem folgte im 3. 1849 Platon, unter dem im 3. 1850 auch Kurland, das bis dahin zur poloczkischen Eparchie gehört hatte, mit dem rigaer Vicariat vereinigt, und dieses dann zu einem selbstständigen Bisthum erhoben wurde. Im 3. 1866 wurde Platon Erzbischof und ihm auch das Bisthum Estland untergeordnet; die drei baltischen Länder bildeten also jetzt eine neue russische Eparchie. Als Platon im 3. 1867 nach Nowo-Tscherkask versetzt wurde, ward der frühere revaler Bischof und rigaer Vicar Benjamin sein Nachfolger.

War auf diese Weise die russische Hierarchie in den baltischen Ländern eingeführt, so begann man nun auch bald für Priester zu sorgen. Man errichtete zu diesem Behufe in Pleskau im 3. 1842 ein Seminar, lockte durch verschiedene Belohnungen estnische und lettische Schüler in dasselbe und versprach denen, die zur russischen Kirche übertreten würden, auch kirchliche Ehrenstellen und Auszeichnungen. Im 3. 1850 errichtete man ein solches Seminar in Riga; die Lehrer desselben sind gegenwärtig nach der neuesten, im Herbst 1869 erlassenen Verordnung die Censoren der gesammten estnischen und lettischen Literatur.

*) Rascol ist die Bezeichnung für die von der orthodoxen Kirche abtrünnigen griechischen Christen. Den Rascol verfolgt die orthodoxe Kirche; in Riga hatte er aber längst Schutz gesucht und gefunden.

Endlich führten die Ereignisse, welche man gut zu benutzen wußte, der neuen Kirche auch Anhänger zu. Im J. 1841 entstand unter den lettischen Bauern die bekannte Bewegung, in Folge deren sie schaarweise nach Riga zogen, um sich dort von den russischen Geistlichen ansprechen zu lassen; denn es verlautete, daß die Conscriptirten irgendwo in Süd-Rußland Land bekommen sollten. Vom Uebertreten zur orthodoxen Kirche war Anfangs nicht die Rede und die Bauern bereiteten sich vor, ihre evangelischen Geistlichen mitzunehmen, wenn sie das versprochene Land zuertheilt erhalten sollten. Die Behörden suchten unter Strafe den Andrang nach Riga zu verhindern; die Bauern stahlen sich nun nächtlicherweile in die Stadt. Bald aber machten die russischen Geistlichen die Erfüllung ihrer Wünsche von der Bedingung abhängig, daß sie zum Glauben des Czaren überträten. Da die Fäden der Bewegung und der Verlockung in der Hand des Bischofs Irinarch lagen, so entfernte ihn die Regierung, die damals solches noch nicht billigte, aus Riga. Die Bewegung legte sich, aber in den Köpfen der Bauern setzte sich der Argwohn fest, daß die Grundherren Schuld daran trügen, wenn ihre Hoffnungen nicht zur Wahrheit geworden seien.

Im J. 1842 theilte der Vicepräsident des Petersburger Ober- oder Generalconsistoriums, Pauffler, dem livländischen Consistorium in Riga vertraulich mit, daß viele Klagen gegen die evangelische Geistlichkeit zu den Ohren Seiner Majestät gelangt seien. Die materielle Lage der Geistlichen wäre übermäßig gut und sie kümmerten sich weniger um die Seelsorge ihrer Gemeindeglieder, als um ihre eigene Unterhaltung; einige unter ihnen führten ein anstößiges Leben; die Kirchengemeinden seien sehr groß u. s. w., das alles müßte anders werden, sonst würde man russische Geistliche in die Gemeinden schicken. — Auf die Frage, ob Pauffler die Klagen gegen die Betreffenden auch amtlich eingeben werde, antwortete er: nein, er wolle nur das Consistorium ermahnen. — Die Ermahnung wies darauf hin, daß Unglück über die evangelische Kirche kommen werde. *)

In den Jahren 1844 und 1845 war in Livland eine große Hungersnoth. Schon im Januar 1845 waren die Lebensmittel der Bauern zur Meige gegangen; der Preis eines Looses (nahezu ein Wiener Meß) Korn war auf 6 Silberrubel gestiegen, ein unerhörter Preis in Livland. Und jetzt verbreitete sich neuerdings das Gerücht unter den Bauern, daß jeder, der nach Dorpat ginge, um sich ansprechen zu lassen, „Seelen-

*) Ich habe diese Daten alle aus den „Geschichtsbildern“ von Darleß genommen. S. die Anm. S. 101.

land“ (henge maa) erhalten und von den grundherrlichen Lasten befreit werden würde; ja man würde sogar den Grund und Boden im Vaterlande bekommen, nur müsse man eilen, denn die Zeit der Anschreibung dauere nicht mehr lange, es ginge das Papier und das Firmelungsöl aus. Da man aber diejenigen, die sich anschreiben ließen, nicht allso gleich firmelte, so mußten viele nicht einmal, daß sie zum „vene usk“ = russischen Glauben übertreten müßten. Die Fäden der Bewegung leiteten jetzt der Bischof Philaret und der Gouverneur Solowin. Damit das Volk leichter übertreten könne, so reisten die Proselytenmacher mit fliegenden Kirchen im Lande umher. Die Menschen auch zu belehren, hielt Philaret für überflüssig, „denn die griechische Kirche,“ sagte er, „hat so viel heilige und segensreiche Ceremonien, daß diese den Unterricht vollständig ersetzen.“ Berühmte Proselytenmacher waren unter anderen der Russe Michailow, der Lette Ballohd und der Estle Johann Prants.

Michailow war zur Deportation nach Sibirien verurtheilt worden, aber der Oberprocureur des heil. Synods Protassow rettete ihn und er wurde hierauf Pope (russischer Priester). Für ihn wurde das Patent vom 10. Juli 1845 erlassen, daß alle Localbehörden, die Gutsverwaltungen also, geziemende Localitäten ihm zu überlassen hätten, wo er die Proselyten firmeln könne, und daß sie bei dem Akte zugegen sein sollten. Michailow reiste, als er die Verordnung in der Hand hatte, herum, und verlangte von den Gutsverwaltungen, daß man ihm die zur Firmelung Conscriptirten vorführe. Im Geheimen aber verbreitete er allerlei falsche Gerüchte, denen das arme Volk glaubte, so z. B., daß, wer sich jetzt nicht anschreiben lasse, nicht nur kein Feld bekommen werde, sondern ewiger Sklave des Grundherrn bleiben müsse.

Ballohd war nicht nur als Gehilfe Michailows, sondern auch selbstständig bei den Befehrungen thätig. Er war früher Vorsteher der Herrnhuter Versammlungen in Riga gewesen; als die evangelische Geistlichkeit seine Wirksamkeit nicht mehr dulden mochte, begab er sich unter den Schutz des Bischofs Trinarch und hielt in einer griechischen Kapelle seine Betversammlungen ab. Im J. 1845 trat er über und machte sich mit großem Eifer an die Befehrungen und schimpfte auf die evangelischen Geistlichen. Auf die Fragen des Volkes: wann sie das ihnen zugesagte Land bekommen würden? antwortete er ausweichend: ich weiß zwar nicht, was der Czar thun wird, doch das weiß ich, daß er es gerne sieht, wenn das Volk zu seinem Glauben übertritt. Ballohd allein hat von 1845—1846: 7322 Personen gefirmelt.

Prants nahm schon an der Bewegung von 1841 Theil und bekehrte,

nachdem er zur griechischen Kirche übergetreten, viele Eften; seine Thätigkeit wurde aber nicht so bedeutend und erfolgreich, als die Ballohd's unter den Letten.

Die Verordnungen der Rigaer Regierung führten das Volk noch mehr irre. Golowin ließ am 21. Juli 1845 im Wendener Bezirk bekannt machen, daß wegen der Dringlichkeit der Erntearbeiten die griechische Geistlichkeit die Anschreibung bis zum September verschieben würde, und wies die Polizeiorgane an, die Entfernung der Bauern vom Hause bis dahin nicht zu gestatten. Gleichzeitig erließ er die Verordnung, daß, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß die Bauern in der Hoffnung, von ihren Lasten befreit zu werden, zur griechischen Kirche strömten, er es den bezüglichen Gutsverwaltungen *) zur Pflicht mache, die Bauern hierüber aufzuklären, denn durch die Befehrerung würden sie keine weitere Befreiung erlangen, als daß sie den lutherischen Geistlichen nichts mehr zu zahlen haben würden. Uebrigens macht die Verordnung die Grundherren und die lutherischen Geistlichen darauf aufmerksam, daß laut Reichsgesetz bei strenger Strafe verboten sei, Jemanden von dem Uebertritt zur orthodoxen Kirche abzuhalten. Womit aber das Volk im Geheimen von russischen Emissären angelockt wurde, zeigt am besten das Rescript Golowins vom 16. Aug. 1845, in dem es heißt: „Den Berichten, die ich erhalte, zufolge verlautet unter den Bauern, daß nach dem 1. September alle verpflichtet seien, nach Riga zu gehen und sich dort zur orthodoxen Kirche anschreiben zu lassen. Obgleich ich nicht völlig überzeugt bin, daß diese Nachricht wirklich verbreitet ist, halte ich es doch zur Vermeidung von Mißverständnissen für nothwendig, die Betreffenden besonders darauf aufmerksam zu machen, daß kein Bauer weder vor noch nach dem 1. September ohne Erlaubniß sich von dem Gute unter dem Vorwande entfernen dürfe, sich zur orthodoxen Kirche anschreiben zu lassen.“ — Man darf also unter keiner Bedingung Jemanden von dem Uebertritt zurückhalten: andrerseits darf kein Bauer ohne Erlaubniß seines Grundherrn das Gut verlassen, um sich anschreiben zu lassen!

Aber die am 21. Aug. erlassene Verordnung Golowins enthüllt ganz offenkundig das Einverständniß der Regierung mit den Conversionen. „Hiemit erhalten Sie folgende Verordnung, die auf jedem Gute des Bezirks kundzumachen ist, wonach es jedem Bauern frei steht, überzutreten; es wird aber erfordert 1) daß jeder für die Zeit, die er vom

*) Eine beachtenswerthe Schlaubeit. Was Golowin durch die Emissäre hätte kundmachen lassen sollen, verlangt er von den Gutsbesitzern.

Gute entfernt ist, ein Beglaubigungsschreiben vom Grundherrn beibringe; 2) daß jeder an die ihm nächstgelegene orthodoxe Kirche sich wende, nämlich die nahe bei Riga wohnenden Bauern an die Rigaer, die in der Nachbarschaft von Lemsal, Pernau und Wenden befindlichen an die orthodoxen Geistlichen dieser Städte, so die Dorpater, Werroer und Rappiner Bauern an einen Popen dieser Kirchen, und endlich die in der Nähe der Marienburger mobilen Kirche wohnenden nach Marienburg. Zugleich werden die Gutsverwaltungen verpflichtet, nie mehr als einem Zehntel der Arbeitsseelen auf einmal Urlaub zu geben; 3) der ganzen Strenge des Strafgesetzes verfällt jedoch der, welcher den Urlaub verweigert; in diesem Falle würde es außerdem den Bauern nicht verwehrt sein, sich eigenmächtig vom Gute zu entfernen; 4) der Urlaub zur Anschreibung bei der orthodoxen Kirche darf auch dem nicht verweigert werden, der wegen eines Kriminalverbrechens unter Anklage steht, oder im Gefängniß gehalten wird, er muß in diesem Falle vielmehr unter Bewachung zum orthodoxen Geistlichen geleitet werden."

Am 10. October publicirt endlich die Regierung, daß der Czar den Uebertritt der Bauern nicht befehle, daß er im Gegentheil mit der Deportation nach Sibirien alle bedrohe, die ein derartiges Gerücht verbreiteten. Die Bewegung und Unordnung währte ungeachtet dessen fort. Darum verlangte die Regierung in der am 29. Nov. 1845 erlassenen Verordnung Aufklärung darüber, ob die Unruhen nicht etwa dadurch entstanden, daß die Grundherren die Uebertretenden unterdrückten? — Bezeichnend ist auch, daß man jedes Rescript schon einige Wochen vor dessen Kundgebung durch russische Emissäre in den Wirthshäusern und Dörfern verbreiten ließ, wodurch das Volk nur noch mehr in dem Glauben bestärkt wurde, daß, was in den Verordnungen mißfällig war, dem Einfluß der Grundherren zuzuschreiben sei, besonders aber, daß den Uebertretenden keinerlei Belohnung zu Theil werden würde.

Czar Nikolaus, der die Proselytenmacherei gerade nicht befahl, mißbilligte sie andererseits auch nicht. Denn als er im März 1846 eine Deputation des Herzogthums Livland empfing, sagte er dem Präsidenten des Consistoriums, daß der Streit zwischen den evangelischen Geistlichen und den Herrnhutern auch eine Ursache der Volksunruhen sei, und fügte hinzu: „Ich freue mich, daß die Letten zur griechischen Kirche übertreten; schreiben Sie es Ihren Geistlichen zu, unter denen viele Ausländer sind, die die Sprache des Volkes nicht verstehen. Im Allgemeinen raisonniren sie zu viel und lehren zu wenig. Uebrigens tritt das Volk auch wohl darum über, weil der griechische Glaube gut ist; für den großen Haufen gewiß der beste.“

Die massenhaften Uebertritte kamen zumeist im Herzogthum Livland vor, in Estland weniger, in Kurland gar nicht. Im ganzen ging ein Achtel, nach Einigen ein Sechstel des Volkes, der Zahl nach 100000 — 150000, der evangelischen Kirche verloren.

Bald jedoch zeigte es sich, daß das Volk irregeleitet worden war. Als die materiellen Vortheile ausblieben und die Bethörten zu sich kamen, folgte alsbald die bitterste Reue. Eine Wendung zum Bessern bezeichnet das J. 1848, dessen Ereignisse die Sorgen des Czaren nach einer andern Richtung lenkten und die gewaltsamen Befehlungen nicht rathsam erscheinen ließen. Anstatt Philarets ward im J. 1849 der frühere Vicar von Rowno, der geschmeidigere Platon, Bischof von Riga. Früher war, wer sich hatte anschreiben lassen, laut seinem Anschreibescheine zur Firmelung verpflichtet; die Behörden waren gehalten, einen solchen selbst mit Gewalt in die griechische Kirche zu führen. Jetzt gestattete eine Verordnung des Generalgouverneurs vom 4. Mai 1848, daß jeder, der nach Verlauf von 6 Monaten vom Tage der Anschreibung an nicht übertreten wolle, den Anschreibeschein vernichten könne. Aber die Uebergetretenen trieb man auch nachher noch mit Geldstrafen (1 Rubel 50 Kopeken) oder 15—40 Rutenstreichen zu den griechischen Ceremonien, besonders zur Taufe ihrer Kinder.

Die Strafen hatten die entgegengesetzte Wirkung; das Volk war bereit, alles zu erdulden, wenn es nur zur evangelischen Kirche zurückkehren durfte. Dies gestattete aber das Reichsgesetz nicht, nach welchem kein evangelischer Geistlicher bei Gefahr der Amtsentsetzung einen Orthodoxen aufnehmen darf. Endlich ermüdete man aber doch mit den Strafen; seit 1854 wurden sie kaum mehr angewendet.

Als der Czar Nikolaus am 18. Februar 1855 starb, übernahm sein Sohn Alexander II. die Regierung, wie wir wissen mit den besten Absichten, wenngleich letztere durch den in der Folge im J. 1863 ausbrechenden unglückseligen polnischen Aufstand, welcher den Fanatismus des russischen Volkes entfesselte, vielfach vereitelt wurden. — Im Herzogthum Livland hatten die Convertiten, hauptsächlich die Esten, nie aufgehört zu klagen und um die Erlaubniß zu bitten, zum Glauben ihrer Väter zurückkehren zu dürfen. Der Kaiser, der diese Bitten und Klagen vernommen, schickte im J. 1864, um sich von der Lage der Dinge an Ort und Stelle zu überzeugen, den Grafen Bobrinski nach Livland, der dann, am 18. April desselben Jahres, seinem Herrn einen Bericht *) erstattete, dem ich Folgendes entnehme.

*) Geschichtsbilderaus der lutherischen Kirche Livlands u. s. w. S. 171 ff.

Bobriniski hatte bloß den Fölliner und Bernauer Kreis besucht, in denen die größte Antipathie gegen die orthodoxe Kirche und deren Ceremonien, wie die Kindertaufe und das heil. Abendmahl herrschte, und wo auch die Sehnsucht, zur evangelischen Kirche zurückzukehren, am stärksten hervortrat. „In andere Kreise ging ich nicht, denn ich wußte bestimmt, daß mein bloßes Erscheinen hier Demonstrationen zu Gunsten der lutherischen Kirche hervorrufen würde.“ — Im Fölliner Kreise hatte er sieben, im Dorpater zwei, im Bernauer Kreise fünf russische Geistliche verhört und sie gefragt, ob sie eine orthodoxe Kirchengemeinde zu nennen wüßten, deren Majorität sich nicht zum Lutherthum zurücksehnte? und alle hatten ihm verneinend geantwortet. Um den Volksandrang zu verhindern, hatte er die Ortsbehörden gebeten, die Leute nur in bestimmter Anzahl vor ihn zu lassen. Er hatte darauf mit allen in Gegenwart der russischen Geistlichen und der Ortsobrigkeit gesprochen. „Der sittliche Zustand jener unglücklichen Familien, die vom Lutherthum abgefallen, der Rechtgläubigkeit in ihrem Innern nicht zugefallen sind, ist beklagenswerth, da sie thatsächlich gar keine Religion bekennen.“ — „Indem ich die Bauern entließ, erklärte ich ihnen, daß in Bezug auf die orthodoxe Kirche die bestehenden Gesetze unveränderlich seien, daß die Rechtgläubigen zur lutherischen Kirche nicht zurückkehren dürften und daß die Kinder gemischter Ehen unbedingt zur Orthodoxie getauft werden müßten. Sie vernahmen diese Eröffnung mit tiefem Schmerz, aber völliger Ergebung. Auf ihren Knien baten sie mich, Ew. Majestät ihre Hoffnungen auf Ihre Kaiserliche Barmherzigkeit vorzutragen.“ — Graf Bobriniski sagt, daß er aus der Zusammenstellung der Thatfachen die Ueberzeugung schöpfe, daß kaum ein Zehntel der 140,000 Orthodoxen (so viele giebt es deren nach den officiellen Angaben in dem Herzogthum Livland) wirklich orthodox sei; alle Andern kehren der Orthodoxie den Rücken und befolgen die Gebräuche und Anordnungen der lutherischen Kirche. „Ew. Majestät, als Rechtgläubigem und Russen war es mir peinlich, mit eigenen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieses officiellen Betrugs zu sehen. Nicht sowohl die rührenden Bitten jener unglücklichen Familien, den Glauben bekennen zu dürfen nach dem Zuge ihres Gewissens, sondern vornehmlich das machte auf mich einen so peinlichen Eindruck, daß dieser Allen bekannte officielle Betrug unzertrennlich mit dem Gedanken an Rußland und die Orthodoxie verknüpft ist.“

Graf Bobriniski hatte bloß mit russischen Geistlichen und rechtgläubigen Bauern verkehrt, wodurch die Unparteilichkeit und Glaubwürdigkeit seines Berichts außer Zweifel gestellt wird. In dem dem

letzteren beigefügten Memorandum spricht er aus, daß unter den lutherischen Bauern, die im J. 1845 zur griechischen Kirche übergetreten seien, kein einziger dies aus religiöser Ueberzeugung gethan habe, sondern allein, um seine materielle Lage zu verbessern. — In den Jahren 1845—1864 hätte die lutherische Geistlichkeit und die gesammte lutherische Bewohnerchaft jeden Versuch zur geistigen und materiellen Hebung der Kirchenzustände gemacht, und jeder Schritt zur allgemeinen Bildung und zum Wohlstand in diesen 19 Jahren habe in dem gesammten religiösen Zustand des Lutherthums Wiederhall gefunden. Die Schulen spielten eine große Rolle in dem Leben der livländischen Bauern, in diesen lernten sie lesen, schreiben und die Lehren ihres Glaubens; wegen der großen Entfernung der Kirchen von einander versammelten sie sich schon am Samstag zu Gebeten und Predigten, welche der Schullehrer oder ein Anderer vorliest. Bei der großen Vorgeschrithenheit der lutherischen Institute gegenüber denen der orthodoxen Kirche, bei der Unmöglichkeit, daß die russische Geistlichkeit sich dem Volke näherte, bei der großen Entfernung der Kirchen vom Wohnsitz der Gemeindeglieder seien selbst die Ceremonien und die äußeren Formen der Orthodorie den Convertiten fremd. Die russischen Geistlichen geständen offen, daß bei völliger Freiheit des Rücktritts, nur sehr wenige bei der orthodoxen Kirche verbleiben würden. Da aber Bobrinski es als eine Erniedrigung der Kirche betrachtet, jene, die im Herzen derselben fremd sind, mit Gewalt bei ihr zurückzuhalten, so räth er, den Rücktritt zu gestatten.

Der Kaiser hielt gleich am 24. April eine Berathung, zu der auch Platon berufen ward, welcher Protest erhob und den Wunsch äußerte, daß, bevor er seine Diocese selbst bereist haben würde, kein Beschluß gefaßt werden möge. Platon widmete dieser Rundreise 4 Monate (Anfang Mai — Ende August) und es scheint, der Kaiser war mit dem Erfolg zufrieden, denn er zeichnete ihn mit einem Diamantkreuz aus.

Nach oftmaligem Ansuchen und Drängen wurde endlich am 14. Mai 1865 dem livländischen Consistorium confidentiell ein kaiserliches Rescript mitgetheilt, das sowohl seines Inhalts, als der Art seiner Mittheilung wegen, bemerkenswerth ist. Die Reichsgeetze, welche im Allgemeinen den Austritt aus der orthodoxen Kirche verbieten, sollen auch ferner in den baltischen Provinzen aufrecht erhalten bleiben; doch wird von nun an bei den in gemischter Ehe gezeugten Kindern die Bestimmung des Glaubens der letztern der freien Wahl der Eltern überlassen. Früher hatten sich nämlich bei der zur Gültigkeit nothwendigen Einsegnung der gemischten Ehe die Parteien mittelst eines Reverses vor dem russischen Geistlichen verpflichten müssen, ihre Kinder in dem orthodoxen Glauben

zu erziehen.) Die kaiserliche Verordnung versichert die evangelischen Geistlichen, daß sie nicht zur Verantwortung gezogen werden würden, wenn sie Kinder aus gemischten Ehen taufte. Es herrscht jedoch noch keine Gewißheit darüber, ob auch den orthodoxen Geistlichen die Abnahme von Reversen verboten ist, vielmehr scheint es, daß ein solches Verbot bisher nicht erlassen wurde. Schon die vertrauliche Mittheilung des kaiserlichen Rescriptes beweist zur Genüge, wie schwer sie der russischen Regierung wurde und wie sehr sie dabei die orthodoxe Geistlichkeit fürchtete. Die Verordnung erschien nicht als Gesetz, sondern wurde, mit Umgehung des heiligen Synods, im Namen des Kaisers durch den Generalgouverneur den Kirchenbehörden der baltischen Provinzen mitgetheilt; selbst das Petersburger evangelische General-Consistorium erhielt erst nachträglich davon Kenntniß. Samarin schmiedet aus diesem Umstande eine schwere Anklage gegen die baltischen Provinzen und die Regierung. Jenen macht er einen Vorwurf daraus, daß sie die Religionsfreiheit nur für sich urgirten und nicht auch für die übrigen Protestanten des Reichs, und klagt sie deshalb des Bestrebens der Losreißung von letzterem an. Als ob Samarin nicht wüßte, wie unmöglich es gewesen wäre, so etwas für das ganze Reich durchzusetzen, da ja die unter ihren eigenen Gesetzen lebenden baltischen Provinzen dies nur durch die Berufung auf letztere für sich zu erreichen im Stande waren! Die russische Regierung aber klagt er deshalb an, „weil man nach Erlaß der Verordnung mit mathematischer Genauigkeit berechnen konnte, wann die orthodoxe Kirche in den baltischen Provinzen aussterben würde“ *). Samarin scheint nicht zu ahnen, wie sehr er dadurch die orthodoxe Kirche selbst erniedrigt. Auch ist er nicht damit zufrieden, was im Laufe der Zeit in Livland zu Gunsten der orthodoxen Kirche geschehen. Und doch waren hier im J. 1852 in 8 orthodoxen Blagotschins (Probsteien) erst 87 Kirchen und zwar zumeist hölzerne; jetzt, nach der neuesten Volkszählung, haben in demselben Herzogthum 158,674 orthodoxe Seelen schon 116 Kirchen, zumeist aus Stein gebaut; dagegen 746,654 protestantische Seelen nur 146 Kirchen. Dort also kommt schon auf 1350 Seelen, hier erst auf 5114 eine Kirche **), und jene wurden zumeist in wenigen Jahren auf Staatskosten erbaut. — Die Krone erhält und befördert also mit riesigen Opfern die orthodoxe Kirche in den baltischen Ländern; und doch muß selbst ein Samarin eingestehen, daß alles das nur wenig zur Ausbreitung der Rechtgläubigkeit in denselben beitrage.

*) S. Eckardt, Zuri Samarins Anklage (S. 60).

***) S. Eckardt, Zuri Samarins Anklage (S. 205).

In den Jahren 1866, 1867 und 1868 suchten wieder hier und da orthodoxe Priester das Volk mit Landvertheilungs-Versprechen zum Uebertritt zu verlocken. An manchen Orten vertheilten sie auch wirklich einzelne Parzellen von Kronländern und vermehrten hierdurch die Zahl der Anhänger der orthodoxen Kirche. — Aber ein solches Verfahren rächt sich von selbst. — Die Regierung schwankt gegenwärtig unentschlossen hin und her. Bald weicht sie der russischen Propaganda, bald schreckt sie vor ihr zurück, oder hält wenigstens inne.

Nach Eckardt betrachtete die russische Politik bis 1864 die Germanisirung der baltischen Provinzen gewissermaßen als natürliche Folge der historischen Verhältnisse. Als im J. 1863 der polnische Aufstand, sicherlich ohne Theilnahme der baltischen Provinzen, ausbrach, und dies die gewaltthätige Russifizierung in Litthauen nach sich zog, begann die russische Politik sich auch mit der Nationalitätenfrage der baltischen Länder eifrig zu beschäftigen. — In Livland war nach dem Ableben des General-Superintendenten v. Klot im J. 1854 Dr. Ferdinand Walter zu dessen Nachfolger gewählt worden, und dieser hatte auch bald darauf die volle Gunst des Kaisers erlangt. — Doch währte seine Thätigkeit in diesem Amte leider nur 10 Jahre. In seiner den livländischen Landtag von 1864 eröffnenden Predigt hatte Walter dem Wunsche Ausdruck verliehen, es möchten die Letten und Esten sich derjenigen Nationalität anschließen, welche im Lande die Intelligenz verträte. Diese von Vielen kaum bemerkten Worte brachten die russische Geistlichkeit und die Moskauer Zeitung in Feuer und Flamme, und die Agitation gegen Walter wurde so groß, daß der Kaiser ihm den Rath ertheilte, um seiner Entlassung zuvorzukommen, seine Würde niederzulegen. Walter trat am 29. Mai vom Kirchenregiment zurück. Seitdem ist der deutsche Einfluß aufs Volk, sei es durch Predigten oder durch den Schulunterricht, vor der russischen nationalen Partei, mit der die orthodoxe Kirche verbündet ist, verdächtig.

Der Rigaer Erzbischof Platon erließ im Frühjahr 1867 ein Rundschreiben an seine estnischen und lettischen Gläubigen und äußerte sich in demselben so verlegend gegenüber der evangelischen Kirche, daß die Censur die deutsche Veröffentlichung des Rundschreibens in den Zeitungen nicht gestattete, da sie Straßenunruhen gegen Se. Eminenz befürchtete. Da auch der Generalgouverneur das Verbleiben des Erzbischofs in Riga für gefährlich hielt, versetzte die Regierung Platon nach Nowo-Tscherkast am Don. Um sich einigermaßen zu rechtfertigen, erklärte der Erzbischof in einem an die Rigaer Zeitung gerichteten Brief, daß die lettisch geschriebene Kirchengeschichte des Probstes Döbner seine Ausbrüche gegen die evangelische Kirche verursacht habe.

Im Auftrag der livländischen Synode hatte nämlich Döbner im J. 1864 eine Kirchengeschichte in lettischer Sprache herauszugeben begonnen; das dritte Heft, das bis zur Trennung der orientalischen von der abendländischen Kirche (1054) reicht, erschien 1866. Platon begann nun auf Kosten des dirigirenden Synods in demselben Jahre Rundschreiben und Abhandlungen zur Belehrung der Esten und Letten in estnischer und lettischer Sprache abzufassen*). Sein vierter Brief, der die Ursache seiner Entfernung von Riga wurde, erschien jedoch in russischer Sprache. Es ist eine leere Ausflucht, wenn Platon behauptet, daß Döbners Buch Ursache seiner Ausfälle gewesen sei, denn dieses spricht nur von der griechischen Kirche des VIII. und IX. Jahrhunderts, deren Schilderung unmöglich auf die russische Kirche des XIX. Jahrhunderts Anwendung finden konnte. Traurig genug, daß auf den Brief Platons in der Rigaer Zeitung zu antworten verboten ward. Dagegen wurde alsbald Döbner ebenfalls seines Amtes entsetzt.

Mit der Entfernung Platons und der Absetzung Döbners war jedoch die religiöse Spannung in den baltischen Provinzen keineswegs beseitigt. Das vertrauliche Rescript bezüglich der Taufe der Kinder gemischter Ehen ließ immer noch alle jene unbefriedigt, die in den Schoß der verlassenen Kirche, aus welcher sie, wie sie behaupteten, durch falsche Vorspiegelungen gelockt worden, zurückzukehren wünschten. Besonders die Esten sehnten sich zurück. Auch gegenwärtig sind sie es vornehmlich, die lieber den Tod erleiden als nach den Ceremonien der russischen Kirche leben zu wollen erklären. Da aber die evangelischen Geistlichen nicht wagen, gegen die Reichsgesetze, wenn diese auch unrechtmäßiger Weise, einjt auf die baltischen Provinzen ausgedehnt worden, zu handeln, und die Bittenden daher nicht aufnehmen: so sind, wie ich höre, gegenwärtig 50,000 entschlossen, wenn sie nicht wieder lutherisch werden dürfen, lieber gar keiner Kirche anzugehören. Ein furchtbarer Zustand, den die kaiserliche Regierung verschuldet, indem sie entweder nicht den Willen hat oder nicht wagt, die zu Recht bestehenden Gesetze der baltischen Länder wieder herzustellen.

Die Schule ist gegenwärtig von viel größerem Einfluß als sie es einst war, was nicht nur Graf Bobrinski erfahren hat, sondern auch Samarin zugiebt. Der letztere fürchtet sich vor den estnischen und lettischen Schulen, da sie den russischen Einfluß paralyßiren. Es scheint, Samarin wünschte, daß die kaiserliche Regierung sowohl die russischen als die lutherischen Schulen unter ihre Fürsorge nehme und den Einfluß

*) Harleß S. 188 u. f. w. S. 206 u. f. w.

der Geistlichkeit überhaupt ausschließe. Das wird aber schwerlich geschehen, denn die russische nationale Partei braucht die griechisch=orthodoxe Geistlichkeit und wirkt darum mit dieser in enger Verbindung. Sie billigt alle Uebergriffe und schüchtert durch den Einfluß derselben auch die kaiserliche Regierung ein.

Wenn schon auf die Letten, die doch vermöge ihrer Sprache dem Ruffenthum etwas näher stehen, die Einwirkung des letztern nur eine sehr geringe ist, so müßte sie noch viel weniger bei den Esten möglich sein, deren Sprache von der russischen ganz und gar abweicht. Trotzdem sehen die baltischen Deutschen nicht ein, daß sie nur durch die estnische Schule das estnische Volk bei der Kirche erhalten und gleichzeitig zu jener Bildung erziehen können, zu welcher dasselbe Neigung hat. Jene Partei, deren Vorkämpfer Samarin ist und die, wie es scheint, auch in Petersburg immer mächtiger wird, hofft nur durch die Russifizierung zum Siege zu gelangen: die Deutschen würden das estnische Volk am sichersten vor derselben beschützen, wenn sie es in seiner eigenen Sprache unterrichteten, nicht nur in den Dorf-, sondern auch in den Stadtgemeinden. In neuerer Zeit scheint sich übrigens das Verständniß hierfür doch langsam Bahn zu brechen, wie dies die hie und da gespendeten Geldgaben zum Zweck einer estnischen Elementarschule darthun.

Die gegenwärtige griechisch=orthodoxe Propaganda in den baltischen Provinzen gleicht ganz dem Vorgehen Stephan Bathory's in denselben im 16. Jahrhundert. Durch ein Dekret vom 3. Dec. 1582 hatte dieser das Bisthum Wenden (f. S. 31) errichtet und es mit reichen Schenkungen dotirt, um die katholische Religion, die in jener Zeit beinahe verschwunden war, wieder herzustellen. „Denn nachdem er mit Gottes Hilfe das Land aus der Hand des mächtigen russischen Herrschers befreit, wollte er nun mit der neuen Regierung auch den katholischen Glauben stärken (ut una cum imperio Religio quoque catholica proferretur).“ Aber noch vor Errichtung des Bisthums hatte er aus anderen Ländern Katholiken nach Livland gerufen, indem er ihnen Felder und andere Nutzungen und zehnjährige Steuerfreiheit versprach. Die benachbarten Fürsten aber hatte er ersucht, jene ihrer Untertanen, welche nach Livland ziehen wollten, zu entlassen, insbesondere deshalb, da ja er, der König, nicht seinen eigenen Nutzen suche, sondern die Rekatholisierung der Provinz anstrebe, was zu großem Vortheil der ganzen Christenheit gereichen werde.

Stephan Bathory suchte also durch Ansiedlung fremder Katholiken und durch Herstellung der katholischen Hierarchie das Land dem Katholicismus zurückzugewinnen; und wenn dies den polnischen Königen da-

mals nicht gelang, so war dies nur den bald darauf eintretenden Ereignissen zuzuschreiben.

Die jetzige russische Politik will durch Befehrungen und durch Errichtung der russischen Hierarchie das Land der orthodoxen Kirche gewinnen, es also russifiziren. Ob auch jetzt unvorhergesehene Ereignisse diesen Plan vereiteln werden, wer vermöchte dies im Voraus zu wissen? Oder sollte in der russischen Politik selbst eine Wendung eintreten? *)

*) Nach der Augsb. Allgem. Zeitung hat Alexander II. auf der Villa Berg bei Stuttgart am 30. Juni 1870 einer Deputation, welche die Bitte um Gewissensfreiheit für die evangelischen Brüder in den baltischen Provinzen vortrug, Folgendes geantwortet: Es lege niemand jenen ein Hinderniß in den Weg, die zurücktreten wollten (in die evangelische Kirche); allein das Gesetz verbiete den Rücktritt, er aber könne das Gesetz nicht ändern!!

VI.

Die estnische Literatur.

(Estnische Volksagen. Kreuzwald nicht in Dorpat. Lydia, eine estnische Schriftstellerin; der Wassermüller. Jannsen und die estnische Journalistik. Leo Meyer. Die Dorpater Universtät. Die Sammlungen der Estnischen Gelehrten Gesellschaft. Bogulisches Evangelium. Historische Skizze der estnischen Literatur. Entstehung und Thätigkeit der Estnischen Gelehrten Gesellschaft. Das Gedicht der Kalevi-poeg-Sage. Andere Arbeiten Kreuzwalds. Wiedemanns estnisches Wörterbuch.)

Von Pest und Berlin hatte ich einige Bücher mitgebracht, als: Eesti rahva ennemuistased jutud (Sagen und Märchen des estnischen Volkes), Ahlquists bereits erwähnte Geschichte der estnischen Literatur (s. S. 76) und Ojamölder (Wassermüller). Ich hatte sie, um in meinen Mußestunden darin lesen zu können, auf den Tisch meines Zimmers gelegt.

Als ich einst nach Hause kam, fand ich in demselben den Hausknecht des Gasthofes eifrig mit meinen Kleidern beschäftigt und sah, daß er mit einiger Berlegenheit etwas auf den Tisch niederlegte. — Was haben Sie angesehen? frug ich. — Ich habe in diesem Buch gelesen, sagte er, auf die estnischen Sagenweisend. — Gefällt Ihnen das Buch? — Oh, es ist sehr schön! — Nehmen Sie es mit sich, Sie dürfen darin lesen. — Wenn es zu haben wäre, würde ich es gleich kaufen! — Ich glaube, daß Sie es bei den hiesigen Buchhändlern finden werden. — Andern Tags früh trat er zu mir herein und zeigte mir seinen gekauften Schatz: die Sagen des estnischen Volkes waren in seiner Hand.

Kreuzwald hat dieselben gesammelt und die Finnische Literatur-Gesellschaft in Helsingfors hat sie im J. 1866 herausgegeben; auch fügte ihnen letztere voriges Jahr ein estnisch-finnisches Wörterbuch bei, das von Aminoff ausgearbeitet ist. Der Sammler der Sagen und Märchen, Kreuzwald, lebt als Arzt in Werro, und ist nicht nur durch seine zahl-

reichen sonstigen Gedichte, sondern vornehmlich durch das Kalevi-poeg-Epos berühmt: er ist gewiß der Erste der lebenden estnischen Schriftsteller! — Und doch fehlte er merkwürdiger Weise auf dem estnischen Nationalfeste! Von seinem Schwiegersohn, Herrn Gymnasiallehrer Blumberg, mit dem ich bekannt wurde, hörte ich, daß er ziemlich zurückgezogen lebe; Andere behaupteten, sein Nichterscheinen hätte andere Gründe. Ich bedauerte es jedenfalls unendlich, daß ich mit ihm nicht zusammentreffen konnte. Da jedoch sein Schwiegersohn, der sich andern Tags zur Reise nach Werro, wo seine Frau während der Ferien verweilte, anschickte, nicht mit einer Silbe mir gegenüber den Wunsch äußerte, ihn zu seinem Schwiegervater zu begleiten, wagte ich es auch nicht, auf eigene Hand dorthin zu gehen.

Blumberg zeigte mir unter andern eine seiner Arbeiten, die er eben damals drucken ließ und in welcher er von den Quellen des Kalevi-poeg handelt. Einige nämlich werfen Kreuzwald vor, er hätte das estnische Volks-Epos nicht so mitgetheilt, wie er es aus dem Munde des Volkes sammeln konnte; Blumberg hatte nun seinen Schwiegervater gebeten, ihm die Aufklärung des Sachverhalts zu überlassen.*) Auch einen Brief las mir Blumberg vor, den ihm Kreuzwald bei einer besonderen Gelegenheit geschrieben hatte: Unter der Gymnasialjugend hatte es einst Schlägerei gegeben; der beleidigte Knabe war ein Est, der Beleidiger ein Deutscher, und die Gymnasiallehrer hatten — so schien es mir — gegen die Billigkeit die Partei des Deutschen ergriffen. Diese kleinen Unannehmlichkeiten erfahrend, theilt Kreuzwald in seinem an den Schwiegersohn gerichteten Brief einige traurige Erinnerungen aus seiner Jugend in charakteristischer Weise mit. Da Kreuzwald noch zur Zeit der Leibeigenschaft geboren und erzogen worden, war er Zeuge vieler Dinge gewesen, die einem Jüngling von heute kaum mehr begegnen können. Ich erinnere mich deutlich an folgende Stelle des Briefes: „Wenn ich erzählen wollte, was ein armer estnischer Knabe in meiner Zeit unter den Deutschen erdulden mußte, wie viel Hindernisse er zu besiegen hatte und wie viel Zurücksetzungen er erfahren mußte: die Welt würde, wie vom Kalevi-poeg, sagen, ich hätte es erdichtet!“

Ich bereute übrigens doch später, daß ich aus Rücksicht für Kreuzwald, um ihn nicht zu belästigen, den Besuch bei ihm unterlassen hatte; ich empfand in meinen Erfahrungen dadurch eine große Lücke.

Der vollständige Titel des Ojamölder (Wassermüller) lautet: „Der

*) Seitdem ist das kleine Werkchen unter folgendem Titel erschienen: Quellen und Realien des Kalevi-poeg, nebst Varianten und Ergänzungen. Von G. Blumberg. Dorpat 1869. Mit einer Karte der Spuren des Kaleviden und der Fundorte der Sage.

Wassermüller und seine Schwiegertochter. Eine Geschichte zur Belehrung und Unterhaltung des estnischen Volkes. Dorpat 1864.“ Ein kleines Büchlein, dessen Vorwort ich hier citire, weil daraus ersichtlich, inwiefern dasselbe Interesse hat. —

„Liebes estnisches Volk! Wir wissen alle, daß was die Eltern thun, die Kinder nachahmen; wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Als ich im Jahre 1848 Sönumetojat *) schrieb, kam die Verfasserin des Wassermüllers, damals ein fünfjähriges Kind, dessen Kopf kaum bis an meine Knie reichte, oft auf den Schoß des am Schreibtisch sitzenden Vaters und fragte: Papa, lieber Papa, was schreibst Du? — Mein Kind, ich schreibe zur Unterhaltung und Belehrung des estnischen Volkes, antwortete ich; gehe zurück zu Deiner Mama und spiele. — Aber Papa, wenn Du klein sein wirst und ich groß geworden bin, erlaubst Du mir dann auch, ein Buch zu schreiben? — Mehrere, mein Kind, Du bist doch ein estnisches Mädchen, wer könnte es Dir verbieten! — Aber Papa, wirst Du mir auch eine Feder schneiden und mich auf Deinem Sessel sitzen lassen? nicht wahr, Du wirst es? — Ja, ja; doch jetzt gehe, Deine Mama ruft, hörst Du? — Nur so konnte ich sie jedesmal los werden. — Gott ist allmächtig, dachte ich bei mir und dich, mein Kind kann bis dahin noch Vieles treffen! —

Hier, freundlicher Leser: das Buch, das ich Dir darreiche, hat jenes Kind geschrieben; es ist aber nicht mehr so klein, als es damals war. Ob Dir dieses sein erstes Buch gefallen wird, weiß ich nicht, aber das Kind hat nach Möglichkeit Wort gehalten.

Sei so gütig, lieber Leser, und empfangе mit Liebe diese erste Gabe; sie kommt von einem Volksgenossen. Gott gebe uns allen Gesundheit, was ja das Beste ist.

Pernau, im August 1863.

Johann Jannsen.“

Der eifrigste Beförderer des estnischen Festes also hat das mitgetheilte Vorwort geschrieben und seine Tochter, mit Namen Lydia, ist die Verfasserin des Wassermüllers. —

Man klopf an die Thüre, zwei junge Männer treten ein: Swan, der Leiter einer Helsingforscher Privatschule, und Aspelin, Amanuensis des finnischen Reichsarchivs. Sie waren zum estnischen Fest aus Finnland herüber gekommen und bei Jannsen abgestiegen. Bald gingen wir alle drei zu letzterem.

*) Unter diesem Titel hat der Verfasser mehrere Jahre hindurch ein Unterhaltungs- und Belehrungsblatt veröffentlicht; 1857 erschien der 6. Jahrgang.

Jannsen wohnt nahe bei der estnischen Kirche in einer Hauptstraße im eigenen ebenerdigen Hause. Auf dem Thürschilder ist zu lesen: Eesti posti mees (Estnischer Volkshote), der Titel der weitverbreitetsten estnischen Zeitung, die Jannsen redigirt und herausgibt. Als wir eintraten, empfing uns der eben nach Hause gekommene Hausherr und stellte mich seiner Familie, seiner Frau und seinen beiden Töchtern, vor; da die beiden jungen Finnen Hausgäste waren, so war nur ich unbekannt. Nach einem kurzen Gespräch entfernten sich Frau Jannsen und eine Tochter, die der Mutter sehr ähnlich sieht und ihr, wie es scheint, in den häuslichen Geschäften zur Hand geht, und das Gespräch leitete nun blos der Hausherr und die zurückgebliebene andere Tochter, die, wie aus allem ersichtlich war, eine gewisse geistige Suprematie im Hause ausübte. Es ist Lydia, die Verfasserin des Ojamölder, und beiläufig die erste estnische Schriftstellerin. Ihre Gedichte zeichnet sie Emajõe Ööpik (die Nachtigall des Embachs); sie ist also die erste estnische Nachtigall.

Was ist denn so Außerordentliches dabei, höre ich manchen Leser ausrufen, wenn ein unter besserer Erziehung aufgewachsenes Mädchen, deren Vater Schriftsteller ist, ebenfalls Novellen und Verse schreibt. Auch ich sage: An sich liegt wahrhaftig nichts besonderes darin; in der englischen, französischen, deutschen Literatur, sogar schon bei uns in Ungarn verdiente das nur dann Erwähnung, wenn die Schriftstellerin wirklich Hervorragendes leistete. Anders bei den Esten. Hier läßt es jene Entwicklung ahnen, die erfordert wird, um ein Volk überhaupt zu den gebildeten zu zählen; es ist eine Frühlingsblüthe des städtischen Estenthums, die unter den noch nicht lange verflossenen Zuständen unmöglich war. Wir verstehen allsogleich die Bedeutung der Erscheinung, wenn wir Herrn Jannsen mit einigem Stolz sagen hören: „Ich bin schon in der freien Zeit geboren!“ — denn alle Esten waren ja bis 1819 leibeigen; und noch heute glaubt der städtische Altbürger, daß in der Stadt eine estnische Elementarschule überflüssig sei!

Vielleicht vermag ich der Empfindung, die mich in dem Hause Jannsens unwillkürlich überkam, nicht den richtigen Ausdruck zu geben. Ich wähnte mich, wenn ich mir noch eine Anzahl junger Leute gegenwärtig dachte, so zu sagen in dem Kreise des jungen Estenthums, als dessen geistiger Führer, während meines Besuches, der Hausherr, als dessen besonders anziehendes Mitglied aber Fräulein Lydia erschien. Ihr reiches braunes Haar, das der moderne Kopfpuz deutlich sehen läßt, beschattet eine hohe Stirn und ein hübsches, ja schönes Gesicht, auf welchem sich Gemüthstiefe und Gedankenreichthum ausdragen. Ihre Stimme klingt angenehm, deutsch spricht sie, wie im allgemeinen die gebildeten

Bewohner der baltischen Provinzen, sehr schön; Rede und Bewegungen sind lebhaft, aber nicht heftig. Ihre Gestalt ist etwas über die mittlere Statur hinaus.

Man fragte mich viel über Ungarn, und ich nahm wahr, daß sowohl Jannsen als seine Tochter die Individualität Franz Deáks besonders interessirte. Ich aber leitete das Gespräch stets wieder auf die Bestrebungen, Hoffnungen und Aussichten der Esten zurück. Jannsens Ueberzeugung ist, daß die Esten allein im Bunde mit den Deutschen reussiren könnten; er wünscht von den Deutschen nur eine Annäherung, damit jene Kluft verschwinde, die heute noch zwischen diesen beiden Klassen des Landes besteht. Der Este soll sich auch in den Städten zur Geltung bringen können; es soll Rechtsgleichheit auch in der Gesellschaft bestehen; das Uebrige überläßt er der Entwicklung der Dinge. Er ist ein Feind jeder Uebereilung und selbst nachgiebig gegen jene Vorurtheile, deren Wurzeln in früher Zeit erstarrten und nicht plötzlich verdorren können, die aber mit Gewalt ausrotten zu wollen thöricht wäre; denn entweder würden sie noch mächtiger werden, oder sie würden auch anderes, gesundes Erdreich aufreißen. Sein Hauptaugenmerk geht dahin, das Volk zu bilden und es betriebsam zu machen.

Wir sehen, Jannsen, vielleicht das Hauptwerkzeug der estnischen Civilisation, ist ein billig denkender, gemäßigter Mann; seine Thätigkeit kann also segensreich sein, denn er baut und zerstört nicht.

Ueber die estnische Zeitungsliteratur konnte mir Jannsen die sicherste Aufklärung geben, denn er ist das Centrum derselben, beinahe ihr einziger Redacteur und Herausgeber. Da das deutsche Bürgerthum und die Grundbesitzer die estnischen Journale beinahe gar nicht lesen: so bilden deren Leserkreis, mit Ausnahme einiger Geistlicher, nur die Schullehrer, die städtischen Esten und das Volk auf dem Lande. Aber auch die städtischen Esten sind nicht zahlreich, selbst wenn wir die größere Hälfte der städtischen Bewohner dazu zählen, da die Zahl der Bewohner im Ganzen nicht groß ist. Die estnischen Zeitungen halten und lesen demnach zumeist die estnischen Bauern.

Im 3. 1869 existirten fünf estnische Zeitungen, und zwar in Dorpat 4, in Pernau 1. Die in Dorpat erscheinenden redigirt Jannsen allein, nämlich:

1. Den estnischen Postboten (Eesti posti mees), der wöchentlich einmal erscheint, in 2000 Exemplaren.
2. Die Märchenstube (Jutu tuba), wöchentlich einmal, in 2000 Exemplaren.

3. Den Missionar (Missionar), alle vierzehn Tage einmal, in 1000 Exemplaren.

4. Den Landmann (Pöllo mees), monatlich einmal, in 1000 Exemplaren.

In Bernau erscheint wöchentlich einmal in 750 Exemplaren

5. Der Bernauer Postbote (Perno posti mees).

Die diese Journalliteratur geringschätzen, mögen bedenken, daß das gesammte Estenthum nur auf 600,000 Seelen zu schätzen ist; daß ferner jene Esten, die in den eigentlichen russischen Gouvernements, also außerhalb Estlands und Livlands, leben, wohl kaum zu den Abonnenten gehören; endlich erinnere man sich auch dessen, daß der größte Theil der Leser der estnischen Blätter nur estnisch sprechende Bauern und Schulmeister in Est- und Livland sind.

Jannsens luden mich zu Tische ein und ich nahm die Einladung dankend an. In der Veranda, die gegen den Garten zu liegt, war der Tisch gedeckt, an dem wir unser Gespräch fortsetzten.

Nachmittags verließ ich die interessante Gesellschaft. — Aber ich muß die estnische Schriftstellerin als solche, wenn auch nur kurz, mit dem Leser bekannt machen. Ich gebe daher im Folgenden den wesentlichen Inhalt des Wassermüllers, denn auch daraus kann man Auffassung und Art der Verfasserin beurtheilen; und dann finden wir darin ein kleines Bild des estnischen Lebens.

„Wenn Glück und Zufriedenheit immer dort wohnen würden, wo volle Beutel und fette Aecker sind, dann wäre gewiß der alte Andreas Trim, oder Wassermüller, wie ihn die Leute nach seiner Mühle nannten, der glücklichste Mensch in dem Dorf Mäniko gewesen. Schon seine 48 Koostellen *) Land und Wiesen, seine Mühle, sein Haus und sein Meierhof machten ihn zum reichen Mann; daß aber seine eiserne Truhe unter dem Bette im Schlafzimmer nicht mit Ziegelsteinen gefüllt war, darauf möchte ich wetten; der Wassermüller hatte einen Schatz, das wußte jedes Kind in Mäniko.

„Aber es ist die sonderbare Gewohnheit des Glückes und der Zufriedenheit, daß sie, wie die Weisen sagen, lieber unter einem Strohdach, als in einem großen steinernen Hause wohnen.

„Der Wassermüller ist bei allem seinem Vermögen, seinem Geld unglücklich und unzufrieden. — Warum? Nun, einmal deshalb, weil er geizig ist und ein Anbeter des Mammon, der nie genug hat und

*) Das Koof nennen die Esten vakka, was scheinbar dem ungarischen véka gleich; es ist aber ein größeres Maß (s. S. 105).

dem nichts nach Wunsch geht; zweitens deshalb, weil seine Kinder ihm große Trauer und Sorge verursachen, wie er zu erzählen pflegt.

„Was wahr ist, ist wahr; in Betreff seiner Tochter hat Andreas vollkommen recht. Das von Kindheit an verwöhnte Mädchen ging in die Stadt zur Schule und endlich — weil sie ein schönes glattes Gesicht, ihr Vater aber einen guten runden Geldsack hatte — wurde sie die Frau eines leichtsinnigen städtischen Kaufmanns. Nun konnten weder der Vater, noch die Tochter, den Kopf hoch genug tragen. Das Rätchen des Wassermüllers die Frau eines Kaufmanns, welche unendlich große Ehre! Dies dauerte auch so ein Jahr lang. Dann hieß es auf einmal, der Kaufmann Lindner sei gefallen! Wie denn so schnell? Das städtische Leben ist ja bekannt: Lindner hat großartig gelebt; auch die junge Frau hat nicht gespart; und als Lindners Finger den Grund des Beutels spürten, dachte der achtungswerthe Schwiegersohn: besser mit Etwas, als mit Nichts, entflohe zur rechten Zeit und segelte nach Amerika wo er zum zweiten Mal ein Betrüger werden kann. Gern oder ungerne, der Vater war gezwungen, Rätchen zu sich zu nehmen und ihr das Gnadensbrod zu geben.

„Aber so leichtsinnig auch Rätchen war, dieser Schlag traf ihr Herz und verwundete es tief. Sie wurde schwach, krank, und als die Engel- und Schlüsselblumen sich wieder öffneten und die Knaben munter auf der Wiese lärmten, ruhte das Rätchen des Wassermüllers mit ihrem Säugling schon in der kühlen Erde auf dem Kirchhof;

„Jakob, der einzige Sohn und Erbe des Müllers, ist ein tüchtiger Junge, so sagten die Dorfleute; außerdem ist er der hübscheste Bursche im Dorf, das sagten insbesondere die Dirnen, und wer hätte das besser wissen können als sie? — Das alles wäre ganz gut; damit wäre auch der Vater zufrieden; aber daß Jakob unter dem ganzen Mädchenschwarm gerade die Anna des Schullehrers zur Gattin auserkor, wo so viele andere nach ihm schmachteten, das verursachte dem Wassermüller so viel Leid, daß er manchmal nichts essen und nichts trinken konnte. Warum? Hm! Anna ist wohl ein liebes, sittsames Mädchen, überdies schön wie ein Engel; aber sie besitzt einen Fehler, sie hat kein Geld!

„Geld, viel Geld! war aber der nächtliche Kummer und die tägliche Sorge des Wassermüllers; Jakob kann ihm kein größeres Herzeleid verursachen, als wenn er ein armes Mädchen liebt.

„Elisabeth, die Frau des Müllers, ist ein kluges, sanftes und freundliches Wesen, die nur mit großer Mühe bisher den Frieden zwischen Vater und Sohn aufrecht zu erhalten vermochte. Sie sieht aber deutlich, daß dies nicht lange so bleiben kann, denn der Zorn Andreas' gegen

seinen Sohn wird von Tag zu Tag größer, und erst vor wenigen Tagen drohte er ihm, ihn aus dem Hause zu jagen, wenn er die arme Kirchenausmaus nicht verlasse. Und Andreas ist der Mann, der sein Wort hält, denn es giebt 10 Werst in der Runde keinen rauhern und stolzern Menschen als den Wassermüller.

„Das Herz der armen Frau brach beinahe von dem fortwährenden Lärm und Zank, der sich Abends mit dem Hausherrn niederlegte und mit ihm des Morgens aufwachte. Seine Augenbrauen sind den ganzen Tag in Falten gelegt, er bricht in beleidigende Worte aus, er murt und brummt fortwährend und lauert innen und außen. Ueberdies verstand Elisabeth das Herzeleid des Sohnes sehr gut; denn auch sie hatte es als Mädchen erfahren. Nicht ihr Herz, sondern der Wille ihres seligen Vaters machte sie zur Frau des Wassermüllers; sie selbst hatte einen Andern gewählt. Mit schwerem Herzen gehorchte sie endlich ihrem Vater. Der rauhe Sinn des Müllers mußte ihr dafür nie Dank; auch jetzt sieht er scheel auf seine Frau, ob sie Jakob nicht ermuntere? Daß daher Elisabeth keine goldenen Tage hatte, kann sich wohl jeder denken.

„Als die Eltern Anna's plötzlich gestorben waren, nahm Anton Sutelap die Waise gegen Bezahlung zur Erziehung an; aber es war ein trauriges Brod, das sie aß! — Da ihre selige Mutter eine Freundin der Müllerin war, so wurden Jakob und Anna bald mit einander bekannt, und aus den spielenden Kindern wurde ein liebendes Paar. —

„Jede Stadt und jedes Dorf, ja jede Familie hat einen Neuigkeitsfrämer, von dem man jedesmal zuerst erfährt, was gut wäre, so spät als möglich zu erfahren. Kaum hatten sich Jakob und Anna ihre Liebe gestanden, so hinterbrachte es auch schon dem Müller der Schreiber Rothkopf, denn so hieß ihn das Volk, weil er rothes Haar hatte und schreiben konnte, ohne den kein Kauf geschah, und der auch ungebeten sich in alles mischte. Auch Elisabeth wünschte Anna zur Schwiegertochter; dies reizte aber Andreas noch mehr, denn der Rothkopf hatte nicht unterlassen, ihn auch daran zu erinnern, daß der Vater des Mädchens einstmal's Elisabeth's Auserkornner war. Die Verwicklung wurde dadurch vollkommen, daß Sutelaps des Schreibers Rothkopf Schuldner waren.

Andreas wollte die drohende Gefahr abwenden und ging im 3. 1811 am ersten Advent-Sonntag, während alle anderen in der Kirche die Andacht verrichteten, im Dorf herum, um seinem Sohn eine Braut zu suchen. Erst spät Abends kam er nach Hause und erklärte seiner mit Besorgniß wartenden Gattin, daß binnen kurzem die Verlobung Jakobs stattfinden werde. — „Um Gottes Willen! Andreas, willst Du Deinen Sohn ebenso ins Verderben stürzen, wie Deine Tochter, die Du nicht dem

Söhne unseres wackern Nachbarn gegeben hast." Andreas gibt getreu seinem Naturell weder auf den Rath seiner Gattin, noch auf die Weigerung seines Sohnes Acht. So vergeht die Zeit. Samstag vor Ostern schickt Andreas früh Morgens Jakob in die Stadt, Getreide zu verkaufen. „Der könnte aber auch schon zurück sein. — Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein," sagt Andreas; „die jungen Pferde sind feurig." — „Jakob ist vorsichtig," sagt die Mutter, „und die Stadt ist weit." Aber siehe, das Geräusch eines eilenden Wagens wird hörbar; die Pferde des Müllers rasen ohne Kutscher in den Hof, wo man sie mit Mühe zum Stehen bringt; auf dem Boden des Wagens liegt Anna ohnmächtig. Nachdem das Mädchen zu sich gekommen war, erzählte sie, daß sie mit einem großen Bündel auf dem Rücken von der Stadt heimwärts gegangen, als Jakob sie eingeholt und eingeladen, sich auf den Wagen zu setzen. Während nun Jakob das Bündel auf den Wagen gehoben, seien die erschrockenen Pferde ausgerissen. — Darüber war nun Andreas noch mehr aufgebracht, sowohl gegen Anna, obgleich weder an dem Wagen, noch an den Pferden ein Schaden geschehen war, als auch gegen Jakob, der nicht lange darauf hinter dem Wagen einher nach Hause gelaufen kam. Als Jakob das zornentbrannte Gesicht seines Vaters sah, rief er hinein: „Mutter, schütze mich vor meinem Vater und vor mir selbst!" Aber bevor die arme Frau noch ein einziges Wort reden konnte, schrie ihm der Vater entgegen: „Bleib stehen, ich schieße Dich nieder wie einen Hund," und ergriff das geladene Gewehr. — „Fliehe mein Sohn!" rief die Mutter und stürzte sich besinnungslos vor das geladene Gewehr.

Jakob flüchtete sich in das benachbarte Dorf zu einem Verwandten; es geschah also wenigstens nichts, was nicht wieder gut zu machen gewesen wäre. Aber Andreas wüthet und macht sich sogar mit dem Schreiber Rothkopf zusammen, den er sonst nicht leiden konnte. Der schlaue Mann benützt die blinde Leidenschaft zu seinem Vortheil. Wenn Andreas ihm 300 Rubel zahlt, so nimmt er selbst Anna zur Frau, und alles Uebel hat ein Ende. — „Wenn Du sie haben könntest!" — „Oh, ich habe ein Mittel, sie dazu zu bewegen," antwortet der Schreiber. — Dreihundert ist viel Geld. Endlich vereinigen sie sich auf 280.

Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, der Schreiber Rothkopf freie um Anna. Auf die Nachricht lacht alles im Dorfe, Weiber und Mädchen, aber Anna lacht nicht. Der Schreiber verlangt sein Geld zurück; wenn Sutleps nicht zahlen, so jagt er sie aus dem Hause oder sie müssen ihm Anna zur Frau verschaffen! „Uns willst Du unglücklich machen, die wir Dich auferzogen haben; erbarme Dich unser, Du bist ja ein gutes Mädchen. Auf Jakob wartest Du vergebens, der Müller

wird es nie zugeben, daß Du seine Frau werdest. . . . Müllers sind schon Deinethalben unglücklich, nun willst Du auch uns unglücklich machen!" Solche Reden muß das arme Mädchen fortwährend hören, sie weiß nicht mehr, was sie thun soll. In dem Gebet findät sie noch Trost; sie vertraut auf Gott und bleibt standhaft.

Bald erscholl durchs ganze Land der Ruf: Napoleon kommt! Nachdem er das übrige Europa besiegt, führte er seine Armee gegen Rußland. Wer da konnte, wurde Soldat; was nicht freiwillig ging, wurde gezwungen. Auch Jakob schlich sich zu seiner Mutter, um Abschied zu nehmen; wohl wußte er, daß er als einziger Sohn des Hauses nicht Soldat zu werden brauchte, aber auch er ging, Kaiser und Vaterland zu vertheidigen, ohnedies duldete ihn sein Vater nicht daheim. — „Was wird Anna sagen?“ unterbrach ihn die Mutter. — „Anna ist ein gutes Mädchen, sie wird Dich trösten und lieben; ich vertraue auf sie. Wenn ich zurückkehre, ändert sich vielleicht die Sache; falle ich, so liebe Anna statt meiner.“

Auch der Müller fängt an besorgt zu werden: wie sollte auch der, der Geld hat, nicht bangen, wenn der Franzose kommt; auch wegen Jakob ist er bekümmert, er bedauert ihn doch. Aber er verscheucht bald seine Sorgen und erinnert selbst kurz darauf den Schreiber an den geschlossenen Pakt.

Eines schönen Morgens spann Anna allein im Zimmer, als der Schreiber zu ihr eintrat. Erst fragte er nach Frau Sutlep, — und doch hatte er alles so geordnet, daß er mit dem Mädchen unter vier Augen allein sein konnte; dann setzte er sich zu ihr und nahm ihr scherzend den Spinnrocken. — „Geben Sie ihn zurück!“ — „Umsonst nicht; aber ich begnüge mich fürs erste Mal mit einem Kuß.“ — In einem Moment ist der Spinnrocken in Anna's Hand und der unverschämte Freier wandt zur Thür hinaus. — O Himmel! Frau Sutlep tritt herein; Anna kommt aus dem Regen in die Traufe. Alle Flüche donnern über ihr Haupt. — „Ich dulde Dich noch bis St. Martin, keinen Augenblick länger, hörst Du?“ — Schreiber Rothkopf beruhigt die Frau, denn wie er sagt, wird Anna doch die seinige: die Zeit werde es schon lehren.

Wer zu viel umfaßt, ergreift wenig. Die Wahrheit dieses goldenen Spruches erfüllte sich auch an Napoleon, nicht nur am Wassermüller und dem Schreiber. Der französische Kaiser ist gezwungen, aus dem brennenden Moskau sich zurückzuziehen; Kälte und Hunger vernichten sein Heer. Er selbst eilt auf einem Schlitten nach Hause; ob seine Soldaten hier am Leben bleiben oder zu Grunde gehen, darum kümmert er sich nicht; daheim sind noch immer genug.

Das Dorf Mäniko zieht sich an der Landstraße hin; den Heeren folgt Hunger und Pest nach. Zuerst bricht letztere in der Mühle aus; der alte Johann, die rechte Hand Andreas', wird krank. — „Hinaus mit dem Kranken aus dem Haus, für Geld pflegt ihn schon ein Anderer.“ — Aber Elisabeth giebt es nicht zu, daß Andreas auch diese Sünde noch begehe. Sie pflegt ihn selbst. Der alte Johann stirbt und Elisabeth fährt in die Stadt, um einiges Nothwendige einzukaufen. — Als sie zurückgekehrt und Andreas sie sieht, ruft er: „Weiß, Du bist krank, läugne es nicht.“ — „Gottes Wille geschehe,“ antwortet Elisabeth zähneklappernd und legt sich zu Bett. Dieser Schlag beugt Andreas tief darnieder. Er denkt, wie anders es bei ihm sein könnte, wenn er nicht so gehandelt hätte, wie er gethan. Selbst an Anna denkt er jetzt. Bald erkrankt auch er und Niemand ist da, der ihn pflegt.

Schreiber Rothkopf ist der Erste, der bei Sutleps erzählt, daß in der Mühle die Pest ausgebrochen sei. — „Sie werden sehen, Gebatter, jetzt geht's mit dem Geizigen zu Ende!“ sagte er. Anna hörte dies; sie wußte, daß Niemand in der Mühle sei, die jetzt alle mieden. Sie geht hin, Elisabeth zu pflegen, geschehe, was da wolle! Die Kranke erkennt Anna: „Jakob hat doch wahr gesprochen,“ sagte sie. Seitdem theilt Anna ihre Sorge zwischen beiden Kranken: Elisabeth erholt sich langsam, nicht so Andreas, der sich seinem Ende nähert. Bald kommt auch Jakob nach Hause, obwohl verwundet; doch seine Wunde heilt bald, und Andreas kann noch ihn und Anna segnen. — „Sei auch Du glücklich, liebe Elisabeth,“ sagt er, und nach einem Vaterunser entschläft er in Frieden.“

Der lieblichen Novelle entspricht, wie ich glaube, der historische Untergrund keineswegs, da in dem estnischen Dörfchen im J. 1812 unmöglich solche sociale Zustände geherrscht haben können, als die Dichterin sie im J. 1863 schildert, und wie sie dort erst in der neuesten Zeit überhaupt denkbar sind. Aber diesen Anachronismus können wir ihr, die so innig und psychologisch feinfühlig zu erzählen weiß, gerne verzeihen.

Dorpats anmuthigster Platz sind wohl die auf dem Dom angelegten und gut gepflegten Promenaden. Da sie sich auf einem höher gelegenen Punkt der Stadt befinden, so erfreut sich der Spaziergänger dort oben nicht allein an den schönen Anlagen, sondern auch an der herrlichen Fernsicht, die er über die Stadt hinaus genießt. Auch die Ruinen der gewaltigen Domkirche, welche noch Reste ihrer einstigen Größe aufweisen, fesseln den Beschauer, dem es zu Muth ist, als sähe er die

gepanzerte Brust der Kreuzherren aus den alten Säulen herauschimmern. Das ganze Gebäude, soweit es sichtbar, besteht aus rothen Ziegelsteinen, die sehr groß und dick sind, vielleicht zweimal so dick, als wie man sie bei uns sieht. Die dünnen Wölbmauern, die Jahrhunderte hindurch von Regen, Schnee, Hitze und Kälte heimgesucht worden, halten immer noch und geben somit Zeugniß von der Güte des Baumaterials. —

Ich wandte mich nach dem Hause Leo Meyer's, welches in der Vorstadt, hinter dem Dom in einer Seitengasse und zwar zwischen Gärten versteckt, liegt.

Leo Meyer wurde von der Göttinger Universität nach Dorpat berufen und hat unter den Philologen einen geachteten Namen.*) Er war unter den Universitätsprofessoren beinahe der einzige, der zum estnischen Freiheitsfest in Dorpat geblieben war, die andern verbrachten die Ferien anderswo; selbst der Rector der estnischen Sprache und Literatur war nicht anwesend.

Ich fand in Meyer einen mir sehr sympathischen Mann, und schätze seine Bekanntschaft sehr hoch. Seine Frau ist eine liebenswürdige Erscheinung. Trotzdem, daß Beide ganz fremd hierher kamen, fühlen sie sich doch schon recht heimisch. Meyer hat einen hübschen Garten, in dessen Hintergrunde in einem kleinen Häuschen Ernst Karl Baer den stillen Abend seines arbeitsamen Lebens zubringt. Da Baer es besonders gewesen, der unsern Reguly**), in Petersburg unterstützt und protegirt hatte, so hätte ich ihm sehr gern meine Aufwartung gemacht, wäre er nicht zur Feier der Domschule, deren Schüler er einst gewesen, nach Reval gegangen.

Meyer, als Hauptvertreter der Philologie an der Universität, ist auch diesjähriger Präsident der Estnischen Gelehrten Gesellschaft; denn diese Gesellschaft hat nicht nur in der Universität ihre Sitzungen und ihre Bibliothek, sowie andere Sammlungen, sondern sie steht auch sonst in enger Verbindung und Wechselwirkung mit derselben. Darum ersuchte man Meyer um die Annahme der Präsidentschaft, zu der er sich selbst nicht für fähig hielt, denn er hatte bis dahin der estnischen Sprache und Literatur nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Aber die Mitglieder der Gesellschaft dachten, daß ein tüchtiger Philologe den Vorsitz der Gesellschaft, deren Verhandlungssprache ohnedies die deutsche ist, gut

*) Ich erwähne hier unter den bedeutenderen Werken Meyers: Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache. I. u. II. Bd. Berlin 1861 — 1865. — Die gothische Sprache, ihre Lautgestaltung, insbesondere im Verhältniß zum Altindischen, Griechischen und Lateinischen. Berlin 1869.

**) Reguly, ein ungarischer Reisender und Sprachforscher.

zu führen vermöchte; und auch ich glaube, daß Meyer selbst die Wissenschaft der estnischen Sprache besser und wärmer befördern werde, als viele heimischen Gelehrten, die die historischen Forschungen den philologischen vorziehen. Da die Estnische Gelehrte Gesellschaft, deren Verbindung mit der Universität ich oben andeutete, auch im engsten Verhältniß zu den estnischen Literaturerscheinungen steht, so dürfte hier der Ort sein, von beiden etwas eingehender zu handeln.

Obwohl Peter der Große in einem Punkte seiner am 4. Juli 1710 unterschriebenen Kapitulation die livländische Universität aufrechtzuerhalten und deren „Benefizien“ und „Privilegien“ eher zu vermehren, denn zu vermindern, versprochen: so blieben doch die baltischen Provinzen bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts ohne Universität. Den Mangel derselben — scheint es — fühlte man dort lebhafter, als bei uns die ungarischen Protestanten. Die Söhne der Wohlhabenderen gingen zwar auf deutsche Universitäten hinaus: doch blieb deshalb das Bedürfniß einer einheimischen nicht weniger fühlbar, denn die außerhalb der vaterländischen Verhältnisse erworbene Wissenschaft war nicht immer auf diese anwendbar. Die Provinzen mußten jenen belebenden und erhebenden Einfluß entbehren, den eine gute Hochschule auf weite Kreise des Landes auszuüben pflegt; darum wurde auch die baltische Ritterschaft nicht müde, in Petersburg die Wiederherstellung derselben zu betreiben.

Endlich nahm der Wiederhersteller der Constitution in den baltischen Provinzen, Czar Paul, als er aus politischen Gründen die im Auslande studirenden Est-, Liv- und Kurländer nach Hause rief, im J. 1798 die Wiedererrichtung der Hochschule ernstlich in Angriff. Er berief die Landtage der Provinzen, um Vorschläge für die Neubegründung der Universität zu machen. Der Adel begann hierauf Sammlungen für dieselbe und erging sich in Berathungen; doch zog sich der kurländische Adel, als die Aussicht, daß Mitau der Sitz der Universität werden würde, sich nicht verwirklichte, größtentheils im J. 1801 wieder zurück und forderte auch die Rückerstattung der dargebrachten Geldspenden. Als Czar Paul am 23. März 1801 das Leben verlor, bestärkte der Czar Alexander am 5. Januar 1802 die Schenkungen seines Vaters für die Universität, insbesondere den Dom und die Marienkirche in Dorpat, und stiftete selbst für das Universitätsgebäude 125,000 Rubel. Der livländische Adel schenkte 45431, der estländische 36062 Rubel; auch die Städte trugen viel bei; selbst Wiborg, im finnischen Theile des damaligen Rußlands. So konnte die Universität am 21. April 1802 eröffnet werden.

Das Curatorium der Universität hätte aus einem Adelscomité bestehen sollen. Dies gefiel aber den Leitern des neuen Instituts nicht,

und es begab sich daher der Prorector Parrot im Herbst 1802 nach Petersburg und erwirkte dort die Autonomie und Unabhängigkeit der Universität vom Adel. Am 12. Dec. 1802 erschien das neue Statut, demgemäß die Dorpater Universität unmittelbar dem neu eingesetzten Ministerium der Volksaufklärung untergeordnet wurde. Es wurde ein neues Schuldepartement, das Dorpater, gebildet, welches Est-, Kur- und Livland und das russische Finland, oder den Viborger Bezirk, in sich begreift. Danach feiert man das offizielle Erinnerungsfest der Gründung der Universität am 12. December, während die Studirenden den 12. April festlich begehen.

Viele bedauern es, daß die Universität dadurch aufhörte eine Anstalt der Provinzen zu sein, und in Folge dessen mit diesen in gar keiner politischen Verbindung stehe. Im Nothfall könnte sie auch nicht auf die Unterstützung der Provinzen rechnen. Bisher hat wohl die russische Regierung die Autonomie der Universität noch nicht verletzt. Wenigstens ist es bis jetzt noch nicht vorgekommen, daß sie die Ernennung eines Professors, den der akademische Senat vorgeschlagen, zurückgewiesen hätte. Man kann aber nicht wissen, was die Zukunft in ihrem geheimnißvollen Schoße birgt und ob nicht eine Zeit kommen wird, in der der Universität das Patrocinium der Provinzen zu Statten käme.

In den Jahren 1803—1810 hob sich die Hochschule bedeutend; nach einander entstanden die Bibliothek (wie wir wissen, in einem Theile der Domruine), das Klinikum, das anatomische Institut, der botanische Garten und die großartigen Anlagen am Dom. Der Hauptfonds der Universität bestand von Anfang an in dem von der Krone geschenkten und 204 Faden betragenden Grundbesitz, welchen jene jedoch alsbald unter ihre direkte Bewirthschaftung nahm und sich dafür zur Zahlung von 126,000 Rubel jährlich verpflichtete.

Der Bau des großartigen Universitätsgebäudes begann im J. 1829; die Reichsschatzkammer trug die Kosten desselben. Das Gebäude wird im Winter so geheizt, daß zugleich alle äußeren Localitäten, die Gänge, die Treppen bis unter das Dach hin erwärmt werden. Meyer behauptete, man könne sich in Deutschland gar keine Vorstellung davon machen, wie sehr man hier die Verfertigung der Heizapparate und das Heizen verstehe, wobei im Ganzen sehr wenig Holz verbraucht werde.

Die Universität verwaltet ihr Vermögen selbst; sie braucht jährlich 200,000 Rubel. Das Honorar jedes ordentlichen Professors beträgt 2400 Rubel; auch für Kunstgegenstände sind jährlich 600 Rubel disponibel. Nach fünfundzwanzigjähriger Amtsführung kann jeder Professor mit Fortbezug des bisherigen Gehalts sich in den Ruhestand versetzen

lassen; fühlt er sich aber noch ganz rüstig, so darf er noch fünf Jahre unter Erhöhung seines Gehaltes lehren. Nach dreißigjährigem Lehramte muß er abtreten, wenn er auch sonst seinen amtlichen Pflichten nachkommen könnte.

Die Dorpater Sternwarte wurde schon unter Wilhelm Struwe, dem Entdecker der Doppelsterne, berühmt; Mädler, seit 1839 sein Nachfolger, hat durch seine Untersuchungen und Hypothesen über die Centralsonne den Ruf der Dorpater Wissenschaft nicht wenig vergrößert. v. Middendorf, Parrot, Fr. Schmidt, v. Engelhardt zeichneten sich in den geographischen Wissenschaften aus; Karl Schmidt wurde durch seine physiologischen Werke berühmt. In neuerer Zeit machte auch die juristische und historische Wissenschaft der Provinzen in Dorpat große Fortschritte, und hat in dieser Beziehung der mehrfach erwähnte Professor Carl Schirren hervorragende Verdienste.

Die bisherigen Curatoren der Universität waren: Graf Klinger, der berühmte Dichter der Sturm- und Drangperiode, nach ihm Fürst Lieven, Krassström, unter dessen Curatorium das Universitätsleben manche Beschränkung und Maßregelung erlitt. Unter Anderm wurde die Zahl der Schüler festgesetzt, die verpflichtet waren, in Uniform zu gehen; diese Bestimmung wurde erst im J. 1862 aufgehoben. Unter demselben Krassström wurde das fünfzigjährige Jubiläum der Universität im J. 1852 gefeiert, bei welcher Gelegenheit Kreuzwald im Namen der Estnischen Gelehrten Gesellschaft ein in estnischer Sprache verfaßtes Gedicht herausgab. Wie ich mich erinnere, wurde es seiner Zeit in dem Berliner „Magazin für die Literatur des Auslandes“ mitgetheilt *). Auf Krassström folgte Bradke, nach dessen Tode im J. 1862 Graf Kehlerling, ein in vieler Hinsicht ausgezeichnete Mann und Freund der Wissenschaft, das Amt des Curators übernahm. Die russischen Ultras, wie Samarin, erblickten in ihm einen Hauptförderer des Deutschtums, der eben darum des russischen Tadel's um so würdiger ist. Die Schirren-Affaire erschütterte, wie ich hörte, auch die Stellung Kehlerling's und

*) Den Titel des Gedichtes finde ich in dem Bücher-Verzeichniß der Estnischen Gelehrten Gesellschaft folgendermaßen: Tarto Alma materile viekümne aasta löppetuse rõemo-pühjal sel 12. teetsembril 1852. Uetleb täno ja sovil õne Eestima-kele-ja kirja-koggoduse nimmel. Fr. Kreutzwald. Tartus. — Zur Feier des fünfzigsten Jahres der Dorpater Alma mater am 12. Dec. 1852. Im Namen der estnischen Sprach- und Literatur-Gesellschaft Fr. Kr. Dorpat.

verursachte noch andere Veränderungen, die aber erst nach meiner Reise eintraten *).

Als mir Professor Meyer die Localitäten der Universität zeigte, führte er mich auch in die „Musse“, das Gesellschaftslocal eines aus Professoren und Studirenden bestehenden Clubs, wo Zeitschriften und Journale gelesen werden, und auch sonst mancherlei Art von Unterhaltung stattfindet. Auch besteht daselbst eine vollständig eingerichtete Speisewirthschaft. Ich sah hier viele wissenschaftliche und vorzügliche politische Zeitungen, welche die Musse hält. Sie werden nicht gesammelt, sondern am Ende eines jeden Jahres verkauft. Die Studirenden der Pester Universität entbehren, meines Wissens, einen solchen Sammelpunkt.

Wir besuchten nachher die Räume der Estnischen Gelehrten Gesellschaft, in denen sie ihre Sitzungen hält und ihre Bibliothek und sonstigen Sammlungen hat. Kaum dürften anderswo so viele estnische Bücher und Handschriften sich finden, als hier, obwohl die Bibliothek an und für sich, wie die ganze Literatur überhaupt, nicht groß ist. Aber der Sammeleifer ist bereits erweckt und so wird denn, was noch zu retten ist, vor dem Untergang bewahrt. Besonders interessant war für mich ein Buchbinder aus Pernaу, Michael Jürgens, den man mir einmal in dem Speisezimmer der Banemuine-Gesellschaft gezeigt hatte und der stolz darauf ist, die vollständigste estnische Bibliothek zu besitzen, nämlich 1400 estnische Werke und 232 estnische Kalender. Er sammelt auch die Bilder berühmter Männer, was freilich in unseren Tagen, wo die Photographie eine solche Ausdehnung gewonnen hat, gerade nichts Außerordentliches, aber immer nicht ohne Interesse ist. Schon hat er 352 Portraits beisammen. Nach seinem Tode, sagte er, solle seine Sammlung in den Besitz der Estnischen Gelehrten Gesellschaft übergehen.

Als wir die Bücher der obengedachten Bibliothek durchmusterten, unter welchen das älteste aus dem J. 1632 herrührt, fand ich auch eines unter Nr. 5158, das ich mir sogleich zur Benutzung erbat. Es ist das Evangelium Matthäi, von G. Popov in die Sprache der Kondawogulen überetzt. Ich hatte davon keine Kenntniß, und vielleicht wäre es mir auch fremd geblieben, da eine andere solche Uebersetzung, von Lucian Bonaparte herrührend, nur in 250 Exemplaren gedruckt und durch den Buchhandel nicht zu beziehen ist **).

*) Nach dem Sturze Keyserling's wurde Gervais Curator des Dorpater Lehrbezirks. A. d. E.

***) Ich darf wohl hier, wo so oft ethnographische und ähnliche Notizen vor-

Während ich in den Localitäten der estnischen Gesellschaft umherging, füllten sich die Räume nach und nach mit den estnischen Gästen vom Lande, welche gekommen waren, zu sehen und zu bewundern, was sie noch nie zuvor gesehen hatten. Daß besonders glänzende Gegenstände ihre Aufmerksamkeit reizten, ist natürlich; auf solche richtet sich überall die Neugierde der unerfahrenen Landbewohner. Man explicirte ihnen der Reihe nach die Antiquitäten und ich betrachtete unterdessen ihre Gesichtszüge. Ein Portraitmaler hätte gewiß so Manchen unter ihnen gern in sein Skizzenbuch aufgenommen.

Die wahre Mutter jeder Nation ist die Sprache; die in derselben bewahrten und von Mund zu Mund wandernden Sagen und Gesänge sind die Erinnerungen, Erfahrungen und Betrachtungen des nationalen Kindesalters; die Literatur aber ist die Geschichte des nationalen Geistes, die sicher und bestimmt ist, wie die Wirklichkeit.

Erinnerungen, Erfahrungen, Vorstellungen und Reflexionen hat jede Nation, sie sei groß oder klein; zu einer Literatur gelangt aber nicht jedes Volk. In der orientalischen Kirche wurde schon in frühesten Zeit der Gottesdienst in der Sprache des Volks abgehalten, und so erhielten die Slaven, namentlich die Bulgaren und nach ihnen die Russen, gleich mit der Aufnahme des Christenthums ihre Kirchenbücher in der eigenen Sprache. Hier trat also die Möglichkeit des Besizes einer eigenen Literatur bald ein. Bei den Christen des Abendlandes war dagegen die lateinische Sprache die des Gottesdienstes, die Einführung des Christenthums war hier also an und für sich kein Sporn zur Literatur; die kleinen Nationen der lateinischen Kirche blieben daher lange oder vielleicht immer ohne eigene Literatur. Und wem wäre es eingefallen, auf die estnische Volkssprache die Aufmerksamkeit zu lenken, da die Kirchensprache der Bischöfe und Geistlichen die lateinische, die Sprache des Adels und der städtischen Bürger ausschließlich die deutsche war?

Ueberall, wo die Reformation sonst Eingang fand, bemächtigte sie sich zur Verbreitung ihrer Lehren der Volkssprache; man übersezte vor

kommen, der großen Verdienste Lucian Bonaparte's um unsere specielle Wissenschaft gedenken. Er wendete seine Aufmerksamkeit auch den ungarischen und finnischen Sprachen zu und gab Uebersetzungen, namentlich die oben erwähnte des Evangeliums Matthäi, unter Aufsicht Wiedemann's in St. Petersburg heraus, dem es leicht ist, mit Hilfe Solcher, welche die betreffenden Sprachen sprechen, sie durchzusehen und gewissermaßen zu corrigiren. Lucian Bonaparte ließ letztere dann in London in 250 Exemplaren drucken.

allen Dingen den Katechismus; wenig später die Bibel. Das estnische Volk wurde dieser Wohlthat nicht theilhaftig; es merkte kaum, daß es seine Religion verändert hatte. Der Adel kümmerte sich wahrscheinlich auch nicht viel um die religiöse Erziehung des Volkes, wenigstens beweist die Fortdauer des heidnischen Aberglaubens, daß das Christenthum bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und weiter bis in die neuere Zeit in den Herzen des Volkes keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte.

Nach Ahlqvist war der Prediger Witte der erste, der den Katechismus in's Estnische übersetzte, welcher letztere dann auf Kosten des Herrmeisters Heinrich Galen (1551—1557) im J. 1553 in Lübeck gedruckt wurde. Denn die typographische Kunst war damals im Lande noch unbekannt *); die deutschen Bücher für die Herren kamen alle aus Deutschland. Dieser Katechismus war also das erste in estnischer Sprache gedruckte Buch. Der wirkliche Beginn der estnischen Literatur datirt jedoch erst seit den Werken von Heinrich Stahl und Joachim Rossinius.

Stahl war in Reval geboren und bildete sich, nachdem er das Gymnasium daselbst absolvirt hatte, in Deutschland weiter aus; von dort im J. 1623 zurückgekehrt, wurde er erst in Estland Pastor und später im J. 1641 Superintendent von Ingermanland. Er begann neben deutschen auch Bücher in estnischer Sprache herauszugeben, so: „Hand- und Hausbuch für das Fürstenthumb Esthen in Liffland.“ Der erste Theil dieses Buches, der in Reval 1632 erschien, enthält den kleinen Katechismus Luther's und einige Gebete in deutscher und estnischer Sprache; der zweite Theil, ebendasselbst im J. 1637 gedruckt, ein Gesangbuch, ebenfalls in beiden Sprachen; der im J. 1638 erschienene dritte und vierte Band besteht aus den Evangelien und Episteln, der Passionsgeschichte, 14 Psalmen, Predigten und Gebeten; alles wieder sowol in deutscher als estnischer Sprache. Größere Wirkung erzielte Stahl mit seinem auf Kosten der Königin Christina in den Jahren 1641 und 1649 und zwar diesmal ausschließlich in estnischer Sprache herausgegebenen „Lehen-Spiegel“. Endlich erschien von ihm im J. 1637 eine Sprachlehre: „Anführung zu der Estnischen Sprache.“

Zu derselben Zeit fungirte Joachim Rossinius in Dorpat als

*) Ahlqvist erwähnt auf der 5. Seite seines oft citirten Buches, daß die erste Buchdruckerei in Riga im J. 1518 errichtet wurde; in Dorpat existirte eine solche während des Bestandes der Universität von 1632—1656 und später von 1690—1699. Alsdann erhielt Dorpat erst wieder im J. 1789 eine Druckerei, zu welcher sich 1837 eine zweite gesellte. In Mitau entstand die erste Buchdruckerei im J. 1667; in Libau existirt eine solche erst seit 1823. In Reval wurde die erste 1632, die zweite 1802 gegründet.

Geistlicher, und gab daselbst 1632 die Evangelien und die Episteln und die Leidensgeschichte Christi heraus. Doch ergänzt sich die Thätigkeit Rossinius' und Stahl's nicht, denn sie schreiben in zwei verschiedenen Dialekten. Die estnische Sprache hat nämlich zwei Hauptdialekte, den sogenannten Revaler, und den Werro=Dorpater, welcher letzterer aber jetzt nur in 17 Kirchspielen gesprochen wird. Die Werke Stahl's sind in dem Revaler, die von Rossinius in dem Werro=Dorpater Dialekt geschrieben. Ein Umstand, welcher auf das Aufkeimen der estnischen Literatur vielfach hemmend wirkte. Der Unterschied zwischen den beiden Dialekten ist übrigens nicht viel größer als der der deutschen Sprachdialekte, aus welchen doch nur eine Literatursprache entstand; ja er ist nicht einmal so groß als der zwischen dem östlichen oder karelischen und dem westlichen oder hämeläischen finnischen Dialekte, welche gleichfalls zu einer Literatursprache sich verschmelzen. Ist doch die ganze estnische Sprache, bei allen ihren Variationen, nur als ein Dialekt der finnischen zu betrachten, so wie die russisch=karelische, die wotische, wepsische und livische Sprache. So faßt diese Sprachen auch Ahlqvist auf, der im vorigen Jahre in Helsingfors für seine Universitätszuhörer „Das Buch der finnischen Dialekte“, enthaltend estnische (sowohl in Revaler als Dorpater Dialekt), russisch=karelische, wotische, wepsische und livische Lesestücke herausgegeben hat. Er fügte zwar ein erklärendes Wörterbuch in finnischer Sprache bei *): aber auch zum Verständniß der deutschen Dialekte ist ein Wörterbuch nöthig, wie sehr man auch sonst in der deutschen Schriftsprache bewandert sein mag. Wenn der Lauf der Geschichte ein anderer gewesen wäre, so wären vielleicht die finnischen, estnischen, russisch=karelischen, wotischen, wepsischen und livischen Dialekte ebenso zu einer mächtigen Literatursprache verschmolzen, wie die vielen deutschen Dialekte. Dies geschah nicht; im Gegentheil entstanden sogar in der wenig verbreiteten estnischen Sprache die Anfänge zweier Literaturen.

Von den Büchern Stahl's, welche alle bloße Uebersetzungen aus dem Deutschen sind, ließ der in Reval tagende Predigerconvent im J. 1656 eine verbesserte Ausgabe veranstalten; ebenso gab die Dorpater Pastorenversammlung das Dorpater Gesangbuch zum zweiten Mal heraus; auch wurde der verbesserte Katechismus im J. 1673 im Revaler, 1684 im Dorpater Dialekt veröffentlicht. Ein A=B=C-Buch erschien erst im J. 1687. Jedenfalls war aber ein Anfang gemacht. Nach Stahl gab

*) Suomalainen Murteiskirja, tahi lukemisia Viron, Karjalan, Vajan, Vepsän ja Livin kielillä, suomalaisten, sanastojen kanssa. Toimittanut Aug. Ahlqvist. Helsingissä 1869.

Johann Gutslaff im J. 1648 „Observationes grammaticae circa linguam Esthonicam“, Heinrich Göselen im J. 1666 „Manuductio ad linguam Oesthonicam“ heraus, letzteres Werk verbunden mit einem estnisch-deutschen Wörterbuche. Durch diese verschiedenen Bücher war die Aufmerksamkeit auf die estnische Sprache gelenkt; nicht lange darauf erschien von Johann Hornung in Riga im J. 1693: „Grammatica Esthonica brevi, perspicua tamen methodo ad dialectum Revaliensem edita“, welches Werk die Eigenheit der Sprache besser auffaßt und lehrt, als seine Vorgänger.

Auch das Neue Testament hatten Gutslaff in den Dorpater und Göselen in den Revaler Dialekt übersetzt; leider vernichtete der im J. 1656 ausbrechende Krieg die Manuscripte. Im Dorpater Dialekt erschien das Neue Testament dann dreißig Jahre später, im J. 1686; im Revaler konnte es der größte Theil des estnischen Volkes damals noch nicht lesen. Um es auch in diesen zu übertragen, hatte Karl XI. im J. 1684 achthundert Silberthaler ausgesetzt; 1687 erschien alsdann eine Uebersetzung von Hornung, welche zur Zeit des großen nordischen Krieges von den vielen damals in Reval zusammengedrängten Geistlichen zur Basis für eine neue Ausgabe genommen wurde, welche dann im J. 1715 erschien. Hornung, der auch schon an die Uebersetzung des Alten Testaments gegangen war, starb in russischer Gefangenschaft. Im J. 1739 wurde die ganze Bibel im Revaler Dialekt von Anton Thor Selle veröffentlicht. Derselbe war schon früher an die Herausgabe einer Grammatik gegangen, hatte diese jedoch, durch die Bibelübersetzung zu sehr in Anspruch genommen, wieder ruhen lassen. Unterdessen erschien eine solche von Eberhard Gutslaff im J. 1732 unter folgendem Titel: „Kurzer Unterricht in der estnischen Sprache, enthaltend 1) Grammatik, 2) Wörterbuch, 3) Sprüchwörter, 4) Räthsel, 5) Gespräche.“ Dieses Werk verbessernd bearbeitete Wilhelm Hupel 1780 in Leipzig seine estnische Grammatik nebst Wörterbuch; die zweite Auflage erschien 1818 in Mitau; sie blieb bis in die neueste Zeit hinein in Pest das einzige Hilfsbuch zur Erlernung der estnischen Sprache.

Nachdem seit Anfang dieses Jahrhunderts, besonders seit Beendigung des französischen Krieges im großen russischen Reiche Ruhe eingetreten war, machte die estnische Literatur erfreuliche Fortschritte. Vieles trug hiezu die Emanicipation von 1819 bei, welcher die Bauern-Ordnung von 1804 und andere Bestrebungen vorangingen. Es erstanden Männer, die mit immer größerem Eifer und mit wachsender Kenntniß die Sprache des estnischen Volkes und seine Erinnerungen kultivirten und durchforschten.

Rosenplänter, Pastor von Pernau (geb. 1782, gest. 1846), gab von 1813—1832 „Beiträge zur genauern Kenntniß der estnischen Sprache“ heraus, ein Sammelwerk, in welchem die damals lebenden Freunde der estnischen Sprache ihre auf letztere bezüglichen Ansichten und Kenntnisse mittheilten. Insbesondere sprach Heinrich Zannau im 19. Heft der Sammlung über die estnische Grund- und Ursprache, sowie darüber, wie eine allgemeine estnische Literatursprache zu schaffen wäre. Unter den Verfassern der Beiträge zeichnete sich am meisten Fr. Arnold Knüpper aus (geb. 1777, gest. 1843), der über die Bildung und Abstammung der estnischen Wörter, ferner über die Suffixe der Hauptwörter u. s. w. schrieb und alles fleißig sammelte, was zur Aufklärung der Sprache dienen konnte. Fr. Johann Heller (geb. 1786, gest. 1849) hingegen wurde dadurch bekannt, daß er über die sogenannten Casus der estnischen Hauptwörter, insbesondere die richtige Anwendung des Nominativs, Genitivs und Accusativs, die auch in der finnischen Sprache die meisten Schwierigkeiten verursachen, Abhandlungen schrieb; der Auffassung Heller's haben sich die neuesten Sprachlehren angeschlossen.

Während die Genannten sich zumieist mit der Wissenschaft der Sprache befaßten, bereicherten einige von den Grundherren der Insel Desel, Frey, Willmann und Luce, mit ihren in estnischer Sprache geschriebenen Artikeln die Sammlung Rosenplänter's. Heinrich Peter Frey gab schon im J. 1793 neue heilige Gesänge (ued vaimolikud laulud) heraus, welche das Volk sehr lieb gewann; er hat auch das bekannte Vaterunser Witschel's übersetzt. In der Sammlung von Rosenplänter schrieb er über die bisher begangenen Fehler gegen die Regeln der estnischen Poesie —, was wenigstens darauf hinweist, daß man damals über diesen Gegenstand nachdachte. Frey gab ferner das erste Rechenbuch in estnischer Sprache heraus, Dorpat 1806. — Wilhelm Willmann (geb. 1746, gest. 1819) ließ schon 1782 in Reval: „Fabeln und witzige Räthseln, sowie Unterweisung im Haushalt, für das estnische Volk,“ drucken. Dies Buch enthält 90 Thierfabeln, 125 Räthsel, größtentheils aus dem Munde des Volkes, und Unterricht im Haushalt.

Ludwig Wilhelm Luce veröffentlichte 1807 in Mitau „Saaremaa jutõ raamat,“ d. i. Deseler Fabelbuch, das nachher in Pernau und Reval in mehreren neuen Auflagen erschien. In der Sammlung von Rosenplänter stellte er 1815 den Antrag zur Gründung einer estnischen literarischen Gesellschaft, die er und sein Colleague Frey, auch 1817 in Arensburg (Saaremaa lin = Inselburg) auf der Insel Desel zu Stande brachten, die aber als zu weit von dem Mittelpunkte des Estenthums entfernt, im J. 1842 sich wieder auflöste.

Den wahren Geist der estnischen Sprache erkannte zuerst und am besten Masing (geb. 1763, gest. in Dorpat 1832). Schon in dem im J. 1795 verfaßten A-B-C-Buch hatte er die traditionelle Kirchensprache verlassen und einen volksthümlichen Ton angeschlagen. Im J. 1816 begann er ein Werk herauszugeben: „Originale estnische Blätter für Deutsche,“ in welchen er auch über solche Dinge schrieb, die dem Bewußtsein des estnischen Volkes ganz und gar fern lagen. Seine Zeitgenossen erstaunten, daß man derlei auch estnisch ausdrücken könne; noch mehr aber darüber, daß Masing unmittelbar estnisch schrieb und nicht erst aus deutsch geschriebenen Arbeiten übersetzte, wie die Meisten zu thun pflegten. Von 1819—1827 übersetzte er die von der Regierung erlassenen Verordnungen ins Estnische; unter diesen Uebersetzungen ist die wichtigste ein im J. 1820 erschienener, 204 Seiten zählender Quartband, welcher das Gesetz über die Emancipation der livländischen Bauern und über deren Verhältniß zu den Behörden enthält. Im J. 1821 gab er Leseblätter für Volksschulen heraus, nebst einer Anweisung, wie dieselben zu benutzen seien. Auch schrieb er das erste estnische Journal (Wochenblatt), das 1821, 1822, 1823 und 1825 erschien. Ferner Kalender von 1824—1826, welche für das Volk werthvolle Lesestücke enthielten, z. B. von Peter dem Großen, von der Schlacht bei Narva u. s. w. Da Masing die Sprache vollkommen beherrschte, so war er auch bestrebt, die übliche, sehr mangelhafte Orthographie zu verbessern, was ihm vielen Verdruß und Unannehmlichkeiten zuzog.

Unter den estnischen Schriftstellern jener Zeit muß noch Graf Mantuffel erwähnt werden, der sich als gewandter Versmacher und noch gewandterer Erzähler hervorthat. Sein Buch „Unterhaltung bei dem Licht eines Kienspanes“ (= ajavite peeru valgusel) erschien in mehreren Auflagen.

Einen bedeutenden Wendepunkt in der estnischen Literatur bezeichnet das J. 1838, in welchem mit Genehmigung der Regierung die „Estnische Gelehrte Gesellschaft“ entstand, und zwar in Dorpat, dem Sitz der Universität, mit der Aufgabe, die Alterthümer des estnischen Volkes zu erforschen und seine Sprache und Literatur zu befördern. Unter den ersten neunzehn Mitgliedern der Gesellschaft waren 11 Geistliche, 3 Lehrer und Professoren und 2 Aerzte, also alles Männer, die mit dem Volke in nächster Berührung standen und so an unmittelbarer Quelle schöpfen konnten. Die erste Jahresitzung wurde am 18. Jan. 1839 abgehalten. Das Hauptstreben war auf die Ergänzung und Verarbeitung des bisher gesammelten Materials, insbesondere auf die Abfassung eines vollständigen Wörterbuches gerichtet. Die einzelnen Arbeiten

für das letztere wurden an Sachverständige übertragen, die sie dann an den mit der Prüfung und Zusammenstellung des Ganzen betrauten Ackermann einlieferten. Letzterer starb jedoch im J. 1855, bevor man noch mit dem Druck hatte beginnen können.

Glücklicher war die Gesellschaft mit den Sagen des Volkes. Eines ihrer Mitglieder, Robert Fr. Fählmann (geb. 1799, gest. 1850), der selbst aus dem Volke stammte, hatte, obwohl er im J. 1818 sich den medizinischen Wissenschaften zugewandt, sowohl als Student, wie als praktischer Arzt ununterbrochen die Volksmärchen gesammelt und die Sprache erforscht, und schon in den ersten Publicationen der Gesellschaft (Verhandlungen der Estnischen Gelehrten Gesellschaft zu Dorpat) Einiges mitgetheilt, unter Andern das Märchen von Koit und Amarik (siehe S. 76), das mit Recht die Aufmerksamkeit der Leser auf sich zog. Als er nach Jürgenson im J. 1842 Lector der estnischen Sprache an der Universität wurde, begann er seine Zeit ganz der Sammlung der estnischen Sagen und der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache zu widmen, wovon ihn bis dahin seine ärztliche Praxis abgehalten hatte; leider starb auch er schon frühe, im J. 1850.

Nach seinem Tode übergab die Gesellschaft seine Sammlungen dem Werroer Arzte Robert Friedrich Kreuzwald, der als intimer Freund Fählmann's dessen Plan genau kannte und auch selbst fortwährend die estnischen Sagen gesammelt hatte. Wenn irgend Jemand, so schien Kreuzwald seinen Kenntnissen und seiner dichterischen Begabung nach der seiner harrenden großen Aufgabe gewachsen. Es war dies die Herausgabe des Kalev-Epos. Viele Bruchstücke, welche Fählmann in den ersten Sitzungen der Gesellschaft vorgelesen, hatten bei den Hörern den Eifer zu ferneren Nachforschungen angeregt. Die Erbschaft Fählmann's in dieser Beziehung trat nach dessen Tode Kreuzwald an.

Er selbst sagt über diese seine Arbeiten: „Alles, was ich seit meiner Jugend von der Kalev-Sage im Gedächtniß behalten hatte und was ich später von Andern hörte, war bereits aufgezeichnet, als ich mit der gelehrten estnischen Gesellschaft in Unterhandlung trat.“ Die Sammlung erweiterte dann der Werroer Pastor Kolbe, der aus dem Kirchspiel Bartholomäi stammte, durch reiche Mittheilungen aus dieser Gegend; ein Mann aus Pais, der in Werro wohnte, kannte ebenfalls viele Sagen, und war überdies auch in sprachlicher Beziehung Kreuzwald von Nutzen. Die meisten Beiträge aber kamen von den pleskauer Esten, insbesondere in Gefängen, obwohl sie mit denselben gerne zurückhielten und sich hüteten, sie Lieder Kalev's zu nennen, als ob es verboten wäre, solche zu kennen. Auch aus Kodasfer, Torma und Tarwast bekam Kreuz-

wald Material; und insbesondere paßten, wie er sagt, die Tarwaster Bruchstücke oft so vorzüglich zu den pleskauer Gefängen, als ob sie von diesen abgerissen worden wären.

Den erlangten Stoff, dessen richtige Auswahl manchmal sehr schwierig war, brachte Kreuzwald in eben solche Verse, wie die vom Volke herührenden Gefänge Kalev's. In den Publikationen der Estnischen Gelehrten Gesellschaft erschien dann von 1857—1861 „Das Kalevi-poeg, eine estnische Sage“ in 20 Gefängen, welche im Ganzen 19043 dimetrische Verse enthalten *). In der Ausgabe der Gesellschaft befindet sich neben dem estnischen Originaltext die von Karl Reinthal verfaßte deutsche Uebersetzung, an welcher jedoch manches getadelt wird. Der estnische Text allein erschien im J. 1862 in der finnischen Stadt Kuopio.

Kreuzwald erwarb sich auch durch andere Arbeiten um die Aufklärung der Alterthümer des estnischen Volkes viele Verdienste. Insbesondere durch die mythischen und magischen Gefänge der Esten, die er im Verein mit Neus sammelte und welche die Petersburger Akademie 1854 herausgab. Ferner durch die Anmerkungen zu den unter Voeklers Namen im J. 1685 erschienenen „estnischen abergläubischen Gebräuchen und Ceremonien“ (herausgegeben von der Petersburger Akademie im J. 1854 zugleich mit dem genannten Werke). Endlich durch die estnischen Märchen und Fabeln, welche er aus dem Munde des Volkes sammelte, und welche die finnische literarische Gesellschaft in Helsingfors im J. 1866 veröffentlichte. Zu diesen Märchen schrieb Aminoff ein estnisch-finnisches Wörterbuch, herausgegeben von derselben Gesellschaft in Helsingfors 1869. Durch diese beiden Ausgaben hat die finnische literarische Gesellschaft der estnischen Sprache nicht nur in Finnland, sondern auch im Auslande einen großen Dienst geleistet.

Bevor noch die Kalev-Gefänge erschienen, hatte H. Neus durch die Herausgabe estnischer Volkslieder (Estnische Volkslieder. Urschrift in Uebersetzung von H. Neus, Reval 1850—1852) die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf die Sagen und Gefänge der Esten gelenkt.

Unterdessen schritt die Wissenschaft auch auf dem Gebiete der Grammatik und des Wörterbuchs vorwärts und leistete namentlich bezüglich des letztern Vorzügliches. Die estnische Grammatik beförderte nach Möglichkeit der Kusaler Pastor, Eduard Ahrens, doch hatte er nur den Revaler Dialekt im Auge, welchen gegenwärtig die meisten Esten sprechen. Der erste Theil seiner Grammatik, die Formenlehre, erschien 1843 in

*) Verhandlungen der Estnischen Gelehrten Gesellschaft IV. 1—4 Heft. V. 1—3 Heft. Dorpat 1857—61.

Reval; den zweiten Theil, die Satzlehre, gab er erst mit der zweiten Auflage des ersten Theils 1853 heraus. In der ersten Auflage befolgt Ahrens noch die bisher übliche Orthographie, aber in der zweiten Ausgabe der Formenlehre und in der Satzlehre nahm er die finnische Orthographie an; auch berücksichtigte er hier, wenn auch nur im Allgemeinen, die finnische Sprache, welche der beste Commentar für die estnische Sprache ist.

Es war ein großes Glück für das Wörterbuch, daß es in die Hände des ordentlichen Mitgliedes der Petersburger Akademie, J. F. Wiedemann, gelangte, der schon als griechischer Sprachlehrer am Revaler Gymnasium durch seine fürjänische, wotjakische, tscheremissische u. a. Sprachlehren, später aber durch die Herausgabe der Werke Sjögren's, insbesondere von dessen livischer Grammatik und Wörterbuch, als vorzüglicher finnischer Sprachforscher sich ausgezeichnet hatte. Mitglied der Petersburger Akademie, war es ihm vergönnt, mit deren Unterstützung ganz Estland zu bereisen, um vorhandene Lücken auszufüllen oder Verfümmtes nachzuholen. Außer der immer reicher werdenden Literatur, welche den Stoff ununterbrochen vermehrte, standen ihm auch die Sammlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft und der Privaten zur Verfügung. Demzufolge konnte Wiedemann ein Wörterbuch der estnischen Sprache liefern, wie es die Gegenwart nur wünschen mag. Als er es der Petersburger Akademie im J. 1866 vorlegte, beschloß sie den Druck, der im J. 1869 vollendet wurde *). Jetzt arbeitet Wiedemann an der estnischen Grammatik, welche man mit Ungeduld erwartet.

Die Estnische Gelehrte Gesellschaft, die alljährlich ihren Präsidenten wählt, setzt ihre Thätigkeit mit wachsendem Erfolg fort; die Zahl ihrer Mitglieder vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Aus dem in der großen Sitzung am 18. Januar 1869 verlesenen Bericht entnehmen wir, daß sie damals deren 120 zählte, darunter 20 Ehrenmitglieder, 70 ordentliche und 30 korrespondirende. Der Universität gehörten 16 an. Die Gesellschaft hat nur geringe Mittel, die zumeist aus den jährlichen Beiträgen der ordentlichen Mitglieder gewonnen werden. Das Jahreseinkommen bestand 1868 aus 265 Rubel 99½ Kopeken, wovon 244 Rubel allein Mitgliederbeiträge; die Ausgaben betrug 141 Rubel 10½ Kopeken. Wie man hieraus sieht, ist die Gesellschaft außer Stande, die Leistungen ihrer Mitglieder zu vergüten. Nichtsdestoweniger arbeiten diese freudig und uneigennützig weiter. Der Berichterstatter sagte unter

*) Estnisch-deutsches Wörterbuch von J. F. Wiedemann, ord. Mitglied der kaiserl. Akad. der Wissensch. St. Petersburg 1869.

Anderm, um die Versammlung zu neuem Eifer anzuspornen: „Meine Herren, erinnern wir uns beim Jahreswechsel der Aufgabe der Gesellschaft, welche nicht nur in der Erforschung der Geschichte und Sprache des estnischen Volkes, sondern auch des von demselben bewohnten Landes besteht; hiemit steht aber wieder die Geschichte der hiesigen Deutschen im engen Zusammenhang.“

Die Sammlungen der Gesellschaft sind: gedruckte Werke (5237), Handschriften (585), Alterthümer (856), Münzen (4510), Dokumente (234), Siegel (530) u. s. w. Sie steht im Verkehr mit 30 inländischen und 54 ausländischen gelehrten Gesellschaften, Akademien und Redaktionen. Ihre Publikationen erscheinen unter folgenden Titeln: 1) Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat; diese berichten über die Monats- u. Jahresitzungen; 2) Schriften der Gelehrten Estnischen Gesellschaft; unter diesem Titel erscheinen die von der Gesellschaft acceptirten Arbeiten; 3) Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, in deren 4—5 Bänden das Kalev-poeg in estnischer Sprache mit deutscher Uebersetzung, während der Jahre 1857—1861, erschien.

• Auch die für das estnische Volk herausgegebenen Bücher, abgesehen von den Andachtsbüchern, deren wir schon an anderer Stelle gedachten, vermehren sich alljährlich, insbesondere auch die Schulbücher. Ein so hübsch und geschickt verfaßtes, mit schönen Holzschnitten versehenes Volksschul-Lesebuch, wie das Jacobson'sche, dessen erster Theil vor mir liegt, habe ich in Ungarn kaum je gesehen*).

Unter den europäischen Völkern, welche eine Literatursprache besitzen, steht wohl das estnische Volk, der Zahl nach, sehr weit zurück; auch das nationale Bewußtsein ist bei ihm erst seit kurzer Zeit erwacht. Wenn aber seine geistigen Arbeiter und Führer mit der wirthschaftlichen Entwicklung des Volkes gleichen Schritt zu halten wissen, wenn sie seiner Empfänglichkeit entsprechen können, dann wird es, wenn auch das kleinste, doch bald nicht das letzte sein in Europa.

*) Kooli lugemise raamat. Kirja pannud C. R. Jacobson gümnaasi koolmeister. Esimene jagu. 80 pildiga. Tartus 1867 = Schullesebuch, geschrieben von C. R. Jacobson, Gymnasiallehrer. I. Theil. Mit 80 Bildern. Dorpat 1867.

VII.

Ueber Fellin nach Reval.

(Die Johannisnacht in Dorpat. Zum Gottesdienst eilende Wagen. Umzäunungen der Acker. Die Kirche von Pohja-küla. Volk auf dem Wege nach Kanno-kirk. Kobben- und Fett. Wirtz- oder Wörts-järv. Der Embach berühmt. Märchen vom Emmu- und Wirtz-järv. Hauswirth in Meieküla, seine Gebäude und Leistungen. Fellin. Aufenthalt in Wöhna. Anni-küla. Die Leistungen der Kijaer Bauern. Ankunft in Reval.)

Der Johannistag ist auch bei den Esten ein Feiertag. In der vorchristlichen Zeit war hier das Sommerfest ein Freudenfest; an Stelle des heidnischen Gottes trat dann der christliche Johannes der Täufer, und das Fest blieb. In den von Kreuzwald und Neus herausgegebenen „mythischen und magischen Liedern der Esten“ *) findet sich darüber aus der Felliner Gegend folgende Mittheilung von Lagus: „Der Johannistag war Allen ein Tag der Freude und des Glücks, und auch ein zum Gedächtniß des weisen Johannes (targa Jaani) bestimmter Tag. An diesem mußte Alles erleuchtet werden, sowohl Thiere als Menschen; auch mußte ein großes Feuer angezündet werden, damit alle das ganze Jahr hindurch gesund, und die Milch so rein bliebe, wie das Silber und die Sterne des Himmels, und die Butter so gelb wie die Sonne, das Feuer und das Gold.“ Die Esten erwähnen darum auch heute noch oft das Johannisfeuer (Jaani tul oder Jaaniste tul), sowie es anderswo und auch bei uns noch vorkommt, wenigstens bei den Zipsler Deutschen, in deren Ortschaften am heil. Johannisabend die Dorfjugend das Johannisfeuer (Gehons-Feuer) schwingt **). Bei den Esten hat wahrscheinlich Jaani

*) Mythische und magische Lieder der Esten. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Kreuzwald und H. Neus. St. Petersburg 1854.

***) Das im Zipsler Comitatz gebräuchliche Gehon ist wie das altfranzösische Jehan die alte Form von Johann.

(Johann) die Stelle der heidnischen Götter Wanemuine oder Taara eingenommen, denn auch die nannte man Weise (targad).

Das Dorpater städtische Publikum brachte den heil. Johannisabend in dem Garten des Handwerkervereins zu, in den mich Herr Professor Dr. Stieda begleitete, welcher mir bei dieser Gelegenheit Mittheilungen über die Entstehung und die Aufgabe des Vereins machte.

Wie in Deutschland überall, so war auch in Riga der Gedanke erwacht, die verschiedenen Schichten der Gesellschaft einander zu nähern und gewissermaßen zu einigen. Man beschloß zu diesem Zwecke Vereine zu gründen, in welche jeder eintreten und an deren Unterhaltungen jeder theilnehmen könne. Nach dem Beispiele Riga's entstand so auch in Dorpat der Handwerkerverein, dessen Mitglied zu werden so zu sagen die Mode erforderte. Vorlesungen, Concerte, Gesangsfränzchen, daneben mannichfache andere Unterhaltungen, Turn- und Körperübungen waren die Mittel der gegenseitigen Annäherung. Der Verein erwarb in Dorpat am Ende der Stadt, schon außerhalb des städtischen Territoriums, ein großes Grundstück, auf dem er nach der Straße zu ein hübsches hölzernes Haus erbaute, mit vielen bequemen Localitäten; daran stößt ein ausgedehnter Garten mit riesigen, alten Bäumen, einem wasserreichen Teich und bequemen Spaziergängen. Leider wird der beabsichtigte Zweck nicht recht erreicht; gerade diejenigen, denen zu Liebe der Verein entstand, bleiben demselben fern: die Handwerker zeigen sich nur selten. Trotzdem besteht der Verein fort. Im Winter werden wöchentlich einmal populäre Vorträge gehalten, im Sommer versammelt man sich monatlich einmal. Heute, 5. Juli / 25. Juni, als am Johannisabend, fand ein außerordentlicher Unterhaltungsabend statt.

Als wir zum Hause kamen, machte mich Herr Professor Stieda darauf aufmerksam, daß die vor demselben Ordnung haltenden Polizeibeamten nicht Bedienstete der Stadt, sondern der Provinzialbehörde seien, weil wir uns hier nicht mehr auf städtischem Boden befänden. Wir lösten Eintrittskarten und gingen hinein. An der dem Garten zugewendeten Seite des Hauses dehnen sich Verandas und weite Galerien aus. Am linken Flügel nehmen die Musiker und Sänger Platz, am rechten harren Blumensträuße, zu denen Lose angeboten werden, des glücklichen Gewinners. Man will aus dem Erlös einen Theil der Unterhaltungskosten bestreiten; die Erhaltung von Haus und Garten, den nöthigen Möbeln, der Bedienung u. s. w., ist sicher kostspielig.

Bei unserem Eintritt sang eine estnische Gesellschaft, die dann von deutschen Sängern abgelöst wurde. Es ist zahlreiches Publikum zugegen. Die Einen promeniren, die Andern fahren zu Boot; die Kähne:

werden mit Rädern getrieben, wodurch sie Dampfschiffen ähnlich sehen; noch Andere sitzen in den Veranden bei einem frischen Trunk. Da trotz des Johannistages kühles, regnerisches Wetter ist, so gehen Alle wärmer gekleidet einher. Unter den auf und ab Wandelnden sehe ich auch Jansen, von einer großen Gesellschaft umgeben. Auch Professor Meyer mit seiner Frau und seinem Töchterlein ist da. Mein Begleiter redet einen Canonicus an, und bald entspinnt sich zwischen uns ein Gespräch. Der Domherr ist Universitätslector für die wenigen katholischen Studierenden, außerdem erfüllt er Seelsorgerpflichten in der Umgegend. Einmal des Jahres muß er auch die Inseln besuchen; gerade jetzt bereitet er sich zu diesem ihm unangenehmen Wege vor, denn er fürchtet sich vor dem Meer, da zwischen den Inseln keine Dampfschiffe verkehren. Er schien mir sehr vereinsamt, dieser freundliche Geistliche, in der lutherischen Umgebung. Aber er war doch in der Gesellschaft, während ich mich nicht erinnere, einen russischen Geistlichen gesehen zu haben, deren in Dorpat mehrere sind.

Zum Schluß der Abendunterhaltung sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden; ich wartete es jedoch nicht ab, sondern ging schon vor 11 Uhr nach Hause, da ich den andern Tag früh Dorpat verlassen wollte. Ich verabschiedete mich von allen meinen Bekannten und kehrte ins Hôtel zurück.

Am Morgen des 7. Juli / 25. Juni erschien zur bestimmten Stunde der Gste, der mich nach Fellin bringen sollte; auch mein Reisegefährte, der Finne Swan, der mich bis Reval begleitete, um dann direkt mit dem Dampfer nach Helsingfors zu gehen, fand sich ein. Wir fuhren nicht auf dem kürzesten Wege nach Reval, sondern über Fellin, da ich auch diesen Theil des Landes, den man sowohl seiner Fruchtbarkeit als seiner wackern Bewohner wegen rühmt, kennen lernen wollte.

Es ist Sonntag, ein schöner Morgen; wir gelangen sehr bald aus der Stadt zwischen die herrlichen Saatsfelder. Mein Kutscher, ein estnischer Stadtbürger, ist sehr redselig und stolz auf seine Nationalität; er spricht auch gut deutsch. Er fährt selbst, denn er wollte mich nicht einem seiner Knechte überlassen. Kaum sind wir eine halbe Stunde unterwegs, so bemerkt er, daß eines seiner Pferde zu hinken anfängt. Er untersucht den Fuß, ob vielleicht ein Sandkörnchen unter das Hufeisen gekommen sei; da er aber die Ursache nicht entdecken kann, so kehrt er nach einigem Kopfschütteln um, denn mit einem hinkenden Pferde kann er sich auf keinen größern Weg machen. Lange dauert es, bis wir seine am entgegengesetzten Ende der Stadt befindliche Wohnung erreichen. Er ruft seine Leute, die das Thor öffnen, und bald ist ein anderes Pferd angespannt.

Da wir nun rüstig zufahren können, so geht es rasch vorwärts. Nicht lange darauf begegnen wir überall einspännigen Wagen, die zur Kirche fahren; nur selten taucht ein Zweispänner auf. Das Volk, sowohl die Männer, als besonders die Frauen, finde ich hübsch, sogar schön. Die Frauen tragen nicht die abscheuliche Kevaler Haube, sondern Tücher wie die ungarischen Frauen; auch die Kleider haben lebhaftere Farben: Weiß, Roth und Grün zeigen sich häufig. Der Anzug der Mädchen unterscheidet sich von dem der Frauen in Nichts. Die Tracht der Männer ist auch hier deutsch. Die Wagen und Pferde sind auffallend klein; oft sieht man Tücher und Decken auf Knien und Füßen der Reisenden; der noble Gebrauch wird auch auf den Dörfern Mode, und weist, wenn auf nichts Anderes, doch auf Wohlstand hin.

Man sagt von den Esten, daß sie gerne in Dörfern beisammen wohnen, nicht so wie die Letten, die das Wohnen in einsamen Meierhöfen vorziehen. Was ich aber an estnischen Dörfern sah, das würde man bei uns kaum mit diesem Namen bezeichnen, sondern eher Vereinigungen zerstreuter Gehöfte nennen; in der Mitte der Ortshäfen stehende Kirchthürme habe ich nirgends außer in Städten gefunden. Die Dorfkirchen stehen hier (wie in Finnland) ganz einsam. An vielen Orten, oder vielleicht überall, befinden sich in der Nähe der Kirchen Holzbuden. Es sind dies die Asyl der Kirchenbesucher bei rauhem Wetter. Denn da die Kirchengemeinden (Kirchspiele) sehr ausgedehnt sind, so fährt der größte Theil der Andächtigen zu Wagen zum Gottesdienst; ja, wie wir bereits erwähnten (s. S. 111), sammeln sich die weiter Wohnenden schon Samstag Abend zur Kirche.

Auffallend ist auch, besonders für den, der das ungarische Alföld (die großen Ebenen) kennt, die Umzäunung der Ackerfelder. Im Allgemeinen, vielleicht nur mit Ausnahme der nächsten Umgebung der Städte, führen nicht nur die Feldwege, sondern auch die Hauptstraßen zwischen Einzäunungen hin. Die Einzäunungen sind liegende, an Hecken oder Holzstämme gebundene Stangen. Zu diesen Zäunen wird sehr viel Holz verbraucht.

Wir nähern uns der Kirche von Pohja-küla, zu welcher überallher umzäunte Wege führen. Die angekommenen Wagen und Pferde stehen in langen Reihen längs den Zäunen. Das Volk bewegt sich in verschiedenen Gruppen; Frauen, Mädchen machen ihre vom Sitzen zerdrückten Kleider zurecht; die Männer nehmen die abgelegten Röcke um und stäuben die Stiefeln ab. Das Volk ist im Allgemeinen besser gekleidet als in ungarischen Dörfern. Aus den Thurmsfenstern schauen Bursche herab, die wahrscheinlich das Zeichen zum Läuten abpassen. Wir sehen

aber noch keinen Schulmeister oder Kantor, ebenso wenig einen Pastor. Um die estnische Dorfkirche, deren Thüre bereits offen stand, anzuschauen, ließ ich den Wagen anhalten.

Da man heute den heil. Johannistag feierte, so war der mit großen Steinplatten belegte Fußboden der Kirche dicht mit Birkenblättern bestreut, auch in den langen Bänken steckten Birkenäste, der Altar und die Kanzel waren mit Blumen geschmückt. Bei uns, in einigen Gegenden des ungarischen Oberlandes, pflegt man zu Pfingsten die Kirchen mit Lärchenzweigen zu schmücken, die um diese Zeit noch zart und wohlriechend sind und darum auch Maizweige genannt werden. Hier ist, wie ich sehe, das Johannistfest zugleich ein Blumenfest.

Die Kirchenstühle sind mit Holzfarbe angestrichen; der Altar ist für eine einfache Dorfkirche fast zu prächtig; ihm gegenüber befindet sich die Orgel, welche auf einem von Holzsäulen getragenen Chore steht, der drei Seiten des Gebäudes umgiebt. Die Kirchenfenster sind schmal, vielleicht absichtlich mit Rücksicht auf die rauhe Winterszeit so angelegt; in der Sakristei steht ein Thonofen. Mit großem Interesse betrachtete ich die einfache Dorfkirche, in welcher die Andächtigen eifrig sangen und beteten. Leider konnten wir den Beginn des Gottesdienstes nicht abwarten, denn wir wollten noch am selben Tage Fellin erreichen.

Die Landstraße von Dorpat nach Fellin läuft auf der Mittagsseite des Embaches, und macht später sogar eine ziemlich starke Biegung gegen Süden. Wir trafen unterwegs viele kleine Einspänner, welche zur Ranno-kirk (zur Kirche Randen) fuhren. Das Volk dieser Gegenden ist, wenn ich nach dem Außern urtheilen darf, vielleicht das schönste und reichste, das ich in Liv- und Estland überhaupt gesehen.

Da das Wetter namentlich gegen Mittag sehr schön wurde, so stiegen wir vom Wagen und gingen auf einem kleinen nebenher laufenden Waldwege zu Fuß. Da wir so etwas langsamer vorwärts kamen, so erreichte uns bald ein einspänniger Wagen, dessen städtisch gekleideter Kutscher gleichfalls neben dem Wagen einherging. An sein kleines Fuhrwerk war noch ein anderes leichteres gebunden, und auf diesem plätscherte etwas in einem offenen Fasse. — Wohin fahren Sie? frug ich ihn. — Nach Fellin. — Was führen Sie in dem Fasse? — Robbenfett. — Ich sah es an; speckartige Stücke schwammen in einer Fettmasse, deren Geruch sehr unangenehm war. — Wozu wird es verwendet? — Es ist ein Mittel gegen die Bremsen, das man in Fellin mit Sehnsucht erwartet. In der vorjährigen Dürre vermehrten sich die Bremsen derart, daß man zur warmen Tageszeit das Vieh vom Feld heim treiben mußte, sie hätten es sonst getödtet. Mit dem Robbenfett beschmiert man

die Pferde und das Hornvieh an Stellen, wo es die Bremsen selbst nicht wegtreiben kann. Das Insekt kann den Geruch nicht ertragen und belästigt dann auch das Thier nicht. — Und woher gelangt das Robbennfett? — Vom Peipus, wohin es von der Küste des Meeres gebracht wird. Feuer war ein sehr starker Robbenschlag, und darum ist auch das Fett billig.

Der Robbenspeck ist bräunlich; die äußere Haut beinahe schwarz; auch das Fett ist dunkel und wirklich so übelriechend, daß man sich rasch davon abwenden muß.

Zwischen den Lichtungen des Waldes hindurch sah ich große Steinmassen hindurchschimmern; bald hörte ich auch ein Geräusch, gleich einem dumpfen Murmeln; ich wußte im Moment nicht, woher dasselbe rühren könne, bis ich mich auf der Landkarte orientirte und fand, daß wir uns dem Wirzsee näherten. Wir gelangten bald an das Ufer desselben, das wir nun in nördlicher Richtung verfolgten.

Ein Südwestwind schlug die Wellen des Sees kräftig an das Ufer, welches, so weit wir es übersehen können, sich in flacher Ebene ausbreitet; nur ferne in südlicher Richtung scheint es waldig zu werden. Von unserm Standpunkte aus könnte man den See für einen Meerbusen halten. Die Landkarte zeigt ihn in birnenförmiger Gestalt, das breite Ende gegen Norden gerichtet. Unser Weg führt um diesen Theil herum. Nach Supel beträgt seine Länge fünf, seine nördliche Breite zwei deutsche oder geographische Meilen. Viele kleine Flüsse führen ihm ihr Wasser zu; der Embach von Süden, wo er die Grenze zwischen dem Dorpater und Felliner Kreise bildet, deren Fortsetzung der See ist. An der nordöstlichen Spitze tritt der Embach als mächtiger Fluß heraus, über welchen eine auf Pfählen und mächtigen Rähnen ruhende lange Holzbrücke führt. Diesen Ausfluß nennt man die Jöe-suu, d. h. Flußmund. In dem jenseits der Brücke gelegenen großen Wirthshause gleichen Namens, das mehrere Gastzimmer hat, nahmen wir unser Mittagmahl ein.

Nach seinem Austritt aus dem Wirz-järv nimmt der Embach seine Richtung abwärts in den Peipus; zwischen beiden Seen, beinahe in der Mitte, liegt die Stadt Dorpat, von wo schon Dampfschiffe in den Peipus und bis nach Pleskau gehen. Aus letzterem See ergießt sich die Narva in nördlicher Richtung in den finnischen Meerbusen; die Wasserkommunikation ist also vom Meere bis zum Wirzsee ununterbrochen. Auch von hier über Fellin bis Pernau scheint der Wasserweg durch die vielen kleinen Flüsse, welche sich in einander ergießen, möglich zu sein.

Mitten auf der Brücke, an der Stelle, wo das Wasser zwischen zwei Rähnen am stärksten dahinströmt, wurde gefischt. Ich blieb stehen und sah eine Weile zu. Man tauchte ein kleines Handnetz ins Wasser und hielt es eine Minute lang gegen den Strom. Alsdann wurde dasselbe wieder herausgezogen, und ich erblickte oft das halbe Netz voll kleiner Fische, die hier silgud (silk, silgu), Strömlinge, genannt werden. Man schüttet sie in ein Faß und wirft das Netz von Neuem aus; der Fluß scheint von solchen Fischen zu wimmeln. Dieses Jahr, erzählte man mir, sei übrigens ein besonders fischreiches. — So sah ich hinter dem Wirthshause Brennholz aufgeschichtet, und von Weitem schien es mir, als ob dort aufgespannte Lammfelle an der Sonne getrocknet würden; als ich näher trat, erblickte ich große Fische, welche der Länge nach aufgeschnitten waren, auf Holzstücken braten; das Fett tropfte ordentlich von ihnen herab. —

Den Embach oder Mutterfluß (Ema = Mutter) erwähnen die estnischen Sagen sehr oft; wir wissen bereits, daß ihn auch Heinrich der Letzte „mater aquarum“ nennt, was die wörtliche Uebersetzung von Ema-jõe ist. Warum er Mutterstrom heißt, läßt sich heute schwer sagen. Neus theilt in dem ersten Theile (S. 58. 59) seiner estnischen Volkslieder folgende den Emafluß verherrlichende Verse mit:

Es hat nicht Jedermann das Glück,
Das Glück und auch den Lohn,
Auf Ema's Wasser zu wandeln,
In Ema's Wellen zu sehen,
Der Ema laut zu hören,
Auf Ema's Rücken zu rudern,
In Ema's Auge zu blicken,
Sich selbst darin zu schauen *).

Diese Verse legen Zeugniß ab von der Bedeutung des Flusses in der alten Estenwelt. Merkwürdig ist noch, was Neus an derselben Stelle erwähnt, daß in dem Pleskauer Gouvernement sich ein Fluß Namens Iša (Vater) befindet, der sich in die Welikaja und mit dieser in den Pleskauer und Peipussee ergießt. Es gewinnt dies vielleicht einige Klarheit durch folgende Sage, welche ich aus der von Kreuzwald herausgegebenen Sammlung estnischer Märchen hier mittheile:

Der Emmusee und der Wirtsee.

„Als die Gnade des alten Vaters das Menschengeschlecht auf die Erde gesetzt, damit es hier lebe; als er die Oberfläche der Erde frucht-

*) Ei köigile ei önneks antud,
Önneks antud, palgaks pantud u. s. w.

bringend für dasselbe gemacht und die Wälder mit Vögeln und vierfüßigem Wild bevölkert hatte: schuf er auch einen See mit reinem, frischem, erquickendem Wasser, damit die Menschen hier immer gutes Getränk finden möchten. An den hohen Ufern des Sees grüntes Eichen und Linden, in dem Schatten der Wälder blühten lachende Blumen, in dem Laube der Bäume sangen Morgens und Abends die Vögelein, so daß des Menschen Herz überall Freude erfüllte. Ein solches Glück bereitete der alte Vater seinen Kindern.

„Aber das Volk lebte nicht lange in diesem Glück, denn es ward hochmüthig. Es that Alles, wozu es das Herz anstachelte, und mit der Zeit wurde es ganz und gar verderbt, so daß der alte Vater keine Freude mehr an ihm fand, denn sein Ohr hörte nur von bösen Thaten. Da sagte der alte Vater eines Tages: Ich will die aufgeblasenen Kinder für ihre Bosheit strafen, indem ich ihnen das gute Wasser wegnehme; die Qual des Durstes wird sie niederbeugen und auf den Weg des Guten zurückführen.

„Und siehe, einst gegen Mittag entstand eine furchtbar große Wolke; sie näherte sich dem Emmusee und blieb gleichsam um auszu-ruhen, über demselben stehen. Darauf neigten sich ihre Ränder wie Säulen zum Wasser herab. Dieses begann auf einmal zu kochen und erhob sich langsam, bis es sammt den Wolkensäulen verschwand. In einigen Augenblicken war alles Wasser des Sees dahin, kein Tropfen blieb zurück. Die große finstere Wolke jagte mit ihrer Last davon und verschwand gegen Abend vor den Augen der Zuschauer. Die Stelle aber, wo der See gewesen, blieb leer, nichts als Schlamm für die Frösche war zurückgeblieben; auch dieser vertrocknete nach wenigen Tagen unter dem Hauche des Windes und der Hitze der Sonne.

„Jetzt erscholl unter dem Volke großes Wehklagen wegen des Durstes; nirgends fand es einen Trank, als in den Lachen des an flachen Stellen zusammengeflossenen Regenwassers. Mit der Zeit füllten wohl Regenwolken und der schmelzende Schnee im Frühjahr auch den Emmusee bis zum Rand, aber das Wasser war weich und schmutzig; es konnte den Durst nicht löschen und dem Körper keine Kraft geben. Das Volk nannte ihn darum Wirtzjärv (Sumpfssee), und dieser Name blieb ihm bis heutigen Tages. Auch die lieblichen Ufer mit ihren grünenden Lindewäldern und Blumen um den See verschwanden und an ihrer Stelle entstanden Moräste, in denen nichts anderes gedieh, als einige armfelige Fichtenbäume.

„Als der heftige Durst die Menschen um ein wenig gebessert hatte und ihre Klagen und Gebete alltäglich zu den Ohren des alten Vaters

drangen, da ward dieser versöhnt und wandte ihnen seine Gunst von Neuem zu. Er gab ihnen zwar den See nicht zurück, aber er ließ überall unter der Erde kleine Gänge graben, und in diese goß er das Wasser des Emmusees, damit es seiner Bestimmung gemäß aus der Erde hervorsprudelte und den Durst der Menschen lösche. Damit aber die Wasseradern im Winter nicht zu kalt, im Sommer nicht zu warm würden, bestimmte seine Weisheit, daß im Frühling kaltes, im Herbst warmes Gestein die Quellen bedecke.

„Darum erkalten die Quellen nie so sehr, wie andere Wasser, wie Bäche, Flüsse und Seen, die im Winter unter der Eisdecke verborgen sind.“ —

Der Sage nach hätte also der Wirksee oder Wörksee (er wird auch so genannt) seinen Namen von seinem trüben Wasser, und bedeutet sonach ganz dasselbe, was das ungarische Fertö (so heißt nämlich der Neusieder-See *). Vordem war der Name des Sees: Emmu, was, obwohl es auch Kreuzwald so schreibt, doch eins ist mit dem finnischen emo, was wieder ebensoviel bedeutet als emä, oder estnisch ema, d. h. Mutter. Den Stamm dieses Wortes haben wir auch im Ungarischen in den Wörtern em-lö (Mutterbrust), csecs-em-ö (Säugling), em-tet (säugen). Der Wirk- oder Wörksee (Fertö) hieß also in früherer Zeit auch Muttersee. Der Peipussee, in den sich der Fluß Namens Vater (isa) ergießt, ist um vieles größer. Es ist daher leicht möglich, daß in dem Worte Peipus, das man auch Peips ausspricht, die Bedeutung Vater verborgen liegt, und daß die dichterische Auffassung des Volkes den kleineren See und Fluß Mutter, den größern See und Fluß aber Vater nannte. Die Russen nennen den Peipus Tschudisches, d. i. Finnisches Meer; die Gegenden des letztern, des Embachs und Wirksees sind die berühmte Heimath der estnischen Sagen.

In Ido=juu lernte ich unter Anderm auch folgendes Sprichwort:

Parem suu-täiz soolast,
Kui mau-täiz magedat.

d. h.

Besser ein Bissen vom Salzigen,
Als gesättigt vom Süßen.

*) Es mag bemerkt werden, daß früher auch große Seen „Sümpfe“ hießen. Den Neusieder-See in Ungarn nennt man ungarisch „Fertö“, Sumpf, oder Schmutziger; der viel größere Platten-See, ungar. „Balaton“, hat seinen Namen vom slavischen „blato“, russisch „boloto“ (Sumpf), denn vor den Magyaren waren dessen Umwohner Slaven. Die Alten nannten sogar das Asow'sche Meer „palus Maeotis“, d. h. Mäotischer Sumpf.

Ich muß mir nur dieses Sprichwort merken, so oft von estnischen Sagen die Rede ist, da ich sie doch nicht vermeiden kann, auch durchaus nicht vermeiden will.

Nachdem die Pferde gehörig geruht hatten, setzten wir unsern Weg fort. Wir begegneten bald darauf den vom Gottesdienst Heimkehrenden und ich konnte auf diesem Wege eine förmliche Volks-Revue abhalten. Ich hatte wohl in Dorpat Esten aus mehreren Gegenden und in größerer Zahl gesehen, aber mit Ausnahme der Dorpaterinnen, waren es lauter Männer gewesen; jetzt passirten Männer, Frauen und Mädchen aller Kirchspiele vorüber, durch welche mein Weg führte. — Man hält das Volk des Felliner Kreises für das schönste. Ich fand in demselben ein wackeres Völkchen. Wenn wir einen Blick auf die S. 87 citirten Zahlenverhältnisse werfen, welche die Anzahl der von den Bauern erstandenen Güter veranschaulichen, so sehen wir hieraus auch, daß gleich nach den Esten des Pernauer Kreises die Felliner verhältnißmäßig das meiste angekauft haben.

Da in Neie-küla (Mädchen Dorf) der Weg hart an dem Gehöfte eines estnischen Bauern vorbeiführt, so ließ ich den Wagen halten, um dasselbe zu besichtigen. Durch eine kleine Kiegelthür (wäraw, ungarisch weröze) eintretend, gelangten wir in das Innere des Gehöftes (talo = dem ungar. telek, Grund?). Es ist überall von hölzernen und steinernen Zäunen eingefast. Seine Theile sind: das Hauptgebäude; diesem gegenüber zwei oder drei kammerartige Gebäude; auf der einen Seite die Sommerküche, oder das Sommerhaus, auf der andern die Ställe. Die Familie sahen wir auf der Holzstiege und der Schwelle der einen Kammer um eine große Schüssel geschälter, dampfender Kartoffeln sitzen; wie ich sah, aßen sie die Kartoffeln mit Milch. Ohne Verlegenheit oder Erstaunen standen sie auf, und es kamen der Hausherr — mit entblößtem Haupt, wie er war — und seine Gattin — beide schon etwas ältlich, die Frau aber dem Anscheine nach älter als der Mann —, dann zwei jüngere Frauen oder Mädchen, deren eine wahrscheinlich eine Magd war, entgegen. Mein estnischer Kutscher trug mit etwas Wichtigthuerei unsern Wunsch vor, und die Mitglieder des Hauses zeigten große Bereitwilligkeit zu Allem, was wir von ihnen begehrten.

Zuerst ließ ich mich in das Hauptgebäude führen. Es ist ein aus mehreren Theilen bestehendes hölzernes Haus mit einem hohen Strohdach; die Balken der Wände sind weder von außen noch von innen mit Lehm beworfen, nur die Zwischenräume derselben sind mit solchem und mit Moos ausgefüllt. Auch von Außen unterscheidet man am Gebäude drei Theile. Wir treten in den kleinsten ein, es ist das toa edine, die

Vorstube. Der Erste nennt das Zimmer tuba (finnisch tupa, ungar. szoba, vielleicht vom deutschen: Stube), im Genitiv toa, also toa edine = das vor der Stube seiende, sc. Zimmer. Die Vorstube ist nicht breit, denn daneben sind nacheinander noch zwei Kammern; diese drei Räume bilden die Breite des Gebäudes. In der Vorstube steht der zerlegte Webestuhl (teljed). Aus derselben treten wir in die erste Kammer, wo wir die Handmühle finden, die man vesk-kivi = ungarisch malom-kö, nennt. Die Achse der Drehscheibe des Steins befindet sich im Balken, den Stein dreht man mit der Hand. So einfach mögen auch die Mühlen gewesen sein, auf welchen nach der Erzählung der Odyssee die Mägde im Hause des Ulysses das Getreide mahlten. Die zweite Kammer dient als Schlafgemach.

Jetzt treten wir aus der Vorstube oder toa edine in die eigentliche Stube (tuba), die die ganze Breite des Gebäudes einnimmt. Links von der Thüre ist eine große Feuerstelle, rechts in der Wand zwei Fenster, die auf den Hof schauen, in der gegenüber befindlichen Wand ist kein Fenster; aber der Thüre gegenüber befindet sich eine größere fensterähnliche Oeffnung, durch welche man in die Scheune gelangen kann. — Die Stube hat weder oben noch unten Gebälk; den Fußboden bildet gestampfte Erde, der Plafonds besteht aus dünnen Hölzern (estnisch parred), zwischen welchen hindurch man das Strohdach sehen kann. In der Stube steht nur ein leeres Bett; sie ist im Sommer nicht bewohnt: das ganze Innere ist ruhig, denn sie ist zugleich riie, oder rei, finnisch riihi, d. h. Getreidedörre. Auch die Deutschen nennen es Riege. Bis her kannte ich das alles nur aus der Beschreibung.

In Finn- und Estland wird nämlich das Getreide nicht in die Scheune eingeheimst, sondern in Schobern auf den Aekern gelassen; der Schober heißt kuhi. Will man dreschen, so fährt man von den Schobern so viel nach Hause, als auf den Trockenboden gelegt werden kann, alsdann wird der große Herd geheizt. Ist das Getreide genügend getrocknet, so wirft man es durch die nach der Scheune führende Oeffnung, wo es gedroschen wird; unterdessen trocknet wieder anderes Getreide auf dem Boden. Diese Trockenstuben waren bei den Esten und Letten während des Winters zugleich Wohnstuben und sind es zum Theil noch heute, wie bei dem Bauer, den wir jetzt besuchen. In neuerer Zeit wird die Trockenscheune von der Wohnung abge sondert gebaut, aber am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts verbrachte der arme Erste mit seinem ganzen Gesinde und Vieh den Winter darin. Der Rauch zieht durch keinen Rauchfang, sondern durch Thür und Fenster oder sammelt sich, durch das feuchte Getreide angezogen, oben an. Man kann

sich daher leicht vorstellen, wie es sich in einem solchen Raume gewohnt haben muß.

Die Scheune neben der Stube ist jetzt leer, nur ein Wagen steht darin; sie hat gegen den Hof zu ein Thor. Diese Scheune nennt der Dorpater Dialekt riie alone, sonst riie alune, oder rei, rehe alune = ungarisch száritó aljá, d. h. das Untere der Trockenstube.

Der wegen seines Namens interessanteste Theil des estnischen Bauernhofes ist aber die sogenannte Sommerküche. Sie heißt nämlich koda, finnisch kota, ungar. ebenfalls haz, denn das k der finnisch-estnischen Wörter entspricht im Ungarischen dem Laute h*). Dieses Wort kommt nicht nur in allen verwandten Sprachen vor, sondern es bildet auch überall ähnliche Beziehungswörter (Postpositionen), z. B. ungarisch megyek haza, finnisch menen kotia, ich gehe nach Hause; jövök hazul, finnisch tulen kotoa, ich komme vom Hause; ebenso auch estnisch. — Wenn auch das finnische tupa, estnisch tuba, ungarisch szoba, ein fremdes Wort wäre (deutsch Stube, altschwedisch stofa u. s. w.), so ist hingegen kota, koda, haz gewiß ein einheimisches Wort; obwohl äußerlich ház, Haus, mit haz gleich klingt. Das koda des estnischen Bauern ist eine enge Holzhütte, wie z. B. die hölzernen Hütten der karpathischen Schäfer, in denen sie Käse pressen und Schafmilch kochen. Auch der Kessel (pada, ungar. fazék) hängt ebenso über dem Feuer, wie in diesen. Da sie im Sommer die Trockenstube nicht bewohnen, so kochen sie im koda.

Die dem Hauptgebäude gegenüberliegenden Kammern (ait, aida) sind Kleider- und Speisekammern. Sie sind etwas höher gebaut, so daß man einige Stufen zu ihnen emporsteigen muß; wahrscheinlich, damit die Frühwasser und die Winterwasser keinen Schaden anrichten können. Ich beschaue auch deren Inneres und finde Kleider und insbesondere Leinwand in großer Menge in den Kisten (kirst), auch ein wenig Getreide (Korn und Gerste), und ein ganzes Faß soolad = Salze; (die Esten gebrauchen nämlich das Wort in der Mehrzahl). Alles deutet darauf hin, daß die Familie nicht eben arm ist.

Im Hof, nicht weit von dem Orte, wo das Brennholz aufgestapelt

*) So das finnisch-estnische kuol, ungarisch hal, er stirbt; das finnische und estnische kuul, ungarisch hall, er hört; das finnische und estnische kala, ungarisch hal, der Fisch. Das t im Finnischen und Estnischen entspricht zumeist dem ungarischen z, wie das finnische und estnische kät, ungarisch kez, kéz, die Hand, denn käsi, käzi ist der Nominativ, der Stamm aber kät; das finnische und estnische sata, ungarisch száz, hundert u. s. w. Das finnisch-estnische p entspricht im Ungarischen dem f, wie das finnisch-estnische pata, pada, ungarisch faz-ok, faz-ék, Topf, das finnisch-estnische pilvi, ungarisch felhő, Wolke, finnisch-estnisch pelj, ungar. fél, er fürchtet, puoli, ung. fél, halb u. s. w.

ist, befindet sich der Schwengelbrunnen, kaev, finnisch kaiva; die Brunnenfäule heißt kaev sammas; der Brunnen Schwengel kaev vinn, der Wassertrug kaev küna. Ich versuchte das Wasser und fand es sehr gut.

Nachdem ich die Gebäude besichtigt hatte, ließ ich mich von dem Wirth des Hauses, pere-meess, über seine übrige Wirthschaft unterrichten. Seine Felder betragen zusammen 16 vakka. Im Estnischen heißt vakka (ähnlich dem ungarischen véka) dasselbe, was der estländische Deutsche Loof nennt. Als Kubikmaß beträgt das Loof, löf und vakka $2\frac{1}{2}$ ungar. véka (s. S. 105), als Flächenmaß, in dieser Bedeutung von den Deutschen Loofstelle genannt, ist es gleich 1100 □ Klafter oder einem kleinen ungarischen Joch (s. S. 85), 16 vakka sind also gleich 16 ungar. Jochen. Ich fragte, was der Wirth für dieselben dem Grundherrn zahle? — Der pere-meess antwortete hierauf: küüs kümmand üks pool, d. h. 61 und einen halben, nämlich Rubel. • Da ein Rubel in unserm Gelde 132 Kreuzer beträgt, so zahlt der estnische Bauer seinem Grundherrn jährlich 81 Fl. 18 Kr., außerdem noch eine Staatssteuer, über deren Höhe ich mich nicht genau unterrichtet habe. So viel weiß ich jedoch, daß nirgends eine Klage gegen die Steuer erhoben wird, dieselbe mag also für die dortigen Verhältnisse nicht bedeutend sein. — Da der pere-meess für 16 vakka 61 Rubel 50 Kopfen oder 81 Fl. 18 Kr. zahlt, so entfallen auf eine vakka jährlich 3 Rubel 84 Kopfen oder 5 Fl. $7\frac{1}{2}$ Kr. —

Vom Wirth erfuhr ich ferner, daß das Gut zwei Pferde, drei Kühe, zwei Ochsen (manchmal auch etwas mehr) und einige Schafe und Schweine besäße.

Ich fragte ihn darauf, wo er das Brennholz kaufe? — Ma ostan saks herrast = ich kaufe es vom Sachsenherrn, d. i. vom Grundherrn, und arbeite ihm dafür. — —

Ich dankte dem estnischen Manne für seine Freundlichkeit, nahm von ihm Abschied und setzte meinen Weg fort. Bald tauchte Fellin auf. Wir stiegen nach unserer Ankunft in einem Gasthause ab, in welchem auch die Post einquartiert ist. Ich bezahlte den Dorpater Kutscher, der mich für 12 Rubel hieher gefahren hatte, und trug ihm noch einige Grüße an Bekannte auf. Dann begann ich mit meinem Reisegefährten mich zu berathen, ob wir in Fellin übernachteten, oder weiter reisen sollten?

Fellin, estnisch Willand, ist eine sehr kleine, aber hübsche Stadt; die Häuser sind zumeist aus Holz erbaut; die Einwohnerzahl beträgt 3000. Trotzdem befinden sich hier zwei evangelische Kirchen, eine deutsche und eine estnische. Zur estnischen Gemeinde (der Gastwirth nannte sie

„finnische Gemeinde“) gehören auch die in der Umgegend wohnenden Esten; sie ist daher auch viel größer als die deutsche. Auch eine russische Kirche ist da, obwohl nur wenige Orthodoxe in Fellin wohnen. Diese und die dazu gehörigen Gebäude sind vom Staat erbaut, der sie auch erhält; ob auch gleich keine Gemeinde vorhanden ist, ein Pope ist dennoch da, den gleichfalls der Staat besoldet.

Der Wirth, zugleich Posthalter, ist ein freundlicher, gesprächiger Mann; seine Wohnung ist sehr schön meublirt, auch für seine Gäste hat er ebenso schöne Zimmer bereit. Es ist kaum zu begreifen, wie in einer so kleinen Stadt ein solches Gasthaus sich erhalten kann. Aus allem ist ersichtlich, daß auch der Verkehr in Fellin nicht groß sein kann.

Heinrich der Letzte nennt Fellin Wiliende. Es war schon im heidnischen Alterthum eine bedeutende Festung, welche die Deutschen mit Hilfe der unterworfenen und nun mit ihnen verbündeten Liven und Letten im J. 1210 einnahmen und von Neuem besetzten. Die Festung lag nahe bei der Stadt gegen Norden auf einem Hügel, und in derselben befehligte zur Zeit des Ordens ein Comthur (s. S. 28). Da es die stärkste Festung war, so bezog sie der Herrmeister Fürstenberg; aber das russische Belagerungsheer nahm sie im J. 1560 ein und führte Fürstenberg gefangen nach Moskau (s. S. 29).

Während ich mich mit meinem Reisegefährten in der Stadt umsah, bereitete der Gastwirth für uns ein gutes Abendessen; dann entstand wieder die Frage, ob wir hier bleiben oder noch in der Nacht weiter reisen sollten. Wir entschlossen uns endlich zu dem Letztern und verlangten von unserm Wirthe Pferde. Er war auch gleich bereit, uns solche zu verabfolgen, doch behauptete er, vor einen Wagen, in welchem 2 Personen saßen, nicht weniger als 3 Pferde vorspannen lassen zu können, für deren jedes er 4 Kopelen per Werst berechnen müsse, denn bis zur ersten Station Wöhma seien 30 Werst. Da auf dem Wege, den wir fahren wollten, kein regelmäßiger Postverkehr ist, so sind hier natürlich auch andere Preise und wir mußten uns, wenn wir weiter kommen wollten, die Forderung schon gefallen lassen.

Die Pferde des Felliner Posthalters sind allerdings so schöne Thiere, daß man mit ihnen selbst eine Brautfahrt würde unternehmen können. Es war eine ordentliche Freude, die 3 prächtigen Apfelschimmel, die vor unserm Wagen gespannt waren, anzusehen. Ueberhaupt sind die estnischen Pferde fast durchgehend starke, muskulöse Thiere und von seltener Ausdauer; magere Klepper sah ich auf unserem ganzen Wege, obwohl wir viel Bauergepännen begegneten, nirgends.

Wir stiegen in den Wagen und auf einen leisen Pfiff des Rutschers

trugen uns die Pferde davon. Aus der Stadt heraustretend, gelangten wir auf einen freien Platz, auf dem hier und da Hütten aufgeschlagen wurden; morgen, sagt der Kutscher, findet hier Markt statt. Mein Reisegefährte hatte wahrscheinlich die vergangene Nacht nur wenig geschlafen; es fielen ihm bald die Augen zu. Ich fühlte mich wieder so einsam als damals, da ich von Reval nach Dorpat fuhr. Die Nacht ist dunkel, denn der Mond geht erst sehr spät auf und ist noch im ersten Viertel. Die drei Pferde gehen in gleichem Trabe vorwärts, man braucht ihnen nicht einmal zuzupfeifen. Auf der Mitte des Weges läßt sie der Kutscher ein wenig sich verschmaufen, dann ging es wieder gleichmäßig vorwärts. Gegen Mitternacht kamen wir in Böhma an.

Böhma ist kein allein stehendes körtz, ungar. korcsma (Wirthshaus), denn ringsumher zeigen sich Gebäude; auch den Ton einer Geige vernimmt man, doch sehen wir keine Menschen; das körtz ist still, als ob es ausgestorben wäre. Nach langem Klopfen weckt endlich unser Kutscher Jemanden, dem er sagt, daß Reisende da seien, denen er Pferde verschaffen solle. Ein Lämpchen schimmert durchs Fenster, es zeigt sich ein Mädchen, dann ein Knabe; bald erfahren wir, daß wir eigentlich nicht auf der Landstraße fahren. Man geht, um Pferde herbeizuschaffen; sie sind aber zwei Werst von hier auf der Weide. Endlich erscheint auch der Hauswirth, nach und nach auch einige Gestalten aus der Nachbarschaft; die Einsamkeit erhält Leben. Die Töne der Geige erklingen fort, und verrathen einen geschickten Dilettanten. Ich frage den Hausherrn, wer da geige? — Kaup-meess Müller, der Kaufmann Müller, der dort ein Haus und ein Geschäft hat. — Dauert es noch lange, bis wir Pferde erhalten? — Sie sind weit, doch da höre ich sie schon kommen. Der Ton eines Pferdeglöckchens, der immer näher kam, schien anzudeuten, daß wir bald am Ziel unserer Wünsche sein sollten. Endlich kommt ein Pferd gegen uns herangetrabt, aber es ist leider nicht das unseres Wirthes.

Die Geige tönt fort: gehen wir also zum Kaufmann Müller, um uns mittlerweile die Zeit zu vertreiben, dachte ich. Wir machen uns auf den Weg; wie wir uns aber dem Hause nähern, verstummt plötzlich das Spiel. Es herrscht völlige Ruhe; nirgends auch zeigt sich ein Licht. Selbst Hundegebell vernimmt man nicht. Wahrscheinlich hat der Violinspieler, nicht ahnend, daß er noch Besuch bekommen werde, in dem Moment den Schlaf gesucht, da wir mit ihm zu plaudern kamen. Es schien mir beinahe grausam, anzuklopfen und die nächtliche Ruhe in einem Hause zu stören, dessen Bewohner wir nicht kannten, ohne einen andern Grund als den, uns die Langeweile zu vertreiben.

Wer bei uns in Ungarn nächtlicher Weile in ein einsames Dorf gekommen ist, weiß, welchen Höllenlärm dort die vierfüßigen Wächter der Gehöfte zu machen pflegen. Hier fiel es mir außerordentlich auf, daß man nicht das geringste Hundegebell hörte. So geringfügig die Sache ist, so giebt sie doch zu denken. Fürchten wir uns in Ungarn so sehr vor Räubern, daß wir weder im Dorf, noch auf der Pusta ohne drei oder vier Hunde zu schlafen wagen: und ist hier in Estland die Sicherheit so groß, daß man selbst an dem einsamsten Orte kein knurrendes Hündchen hält?

Zu unserm Wagen zurückgekehrt, fanden wir ihn so, wie wir ihn verlassen hatten; die Pferde waren noch immer nicht da. Endlich, nach zweistündigem Harren bringt man sie. Man spannt ebenfalls drei an. Ich wage nichts dagegen einzuwenden; denn wie ich hörte, sind von hier bis Anni-küla, wo wir wieder auf die ordentliche Poststraße kommen, 43 Werst, also mehr als 6 Meilen. Wenn daher der Felliner Posthalter bereits drei Pferde vor unsern nicht schweren Wagen spannen ließ, so dürfte der Wöhmaer Bauer wohl auch vier einspannen können.

Ich war neugierig, wie viel ich zu zahlen haben würde. Der körtz-meas (Wirth) verlangte 6 Rubel 45 Kopeken. Ich erklärte das für zu viel; erhielt aber zur Antwort: en söidata = dann lasse ich nicht fahren. Ich sah wohl, daß der Bauer einen höhern Preis verlangte, als ich selbst in Dorpat (12 Rubel für 12 Meilen) gezahlt hatte, und wollte darum etwas abdingen. Nach langem Wortwechsel, den unsere Ungeübtheit in der estnischen Sprache nicht abzukürzen vermochte, — mein finnischer Kamerad, der sich freilich leichter ausdrücken konnte wie ich, war im Allgemeinen sehr wortfarg —, ließ unser Wirth endlich den Kutscher für sechs Rubel aufsitzen und wir konnten weiterziehen. Da die Nacht schön war, so wurde uns das lange Warten unter freiem Himmel nicht lästig; eine kleine Langeweile ist in solchen Fällen nicht in Anschlag zu bringen.

Der Wöhmaer Kutscher war genöthigt, etwas stärker zu pfeifen als der Felliner, denn die Pferde kamen von der Weide; trotzdem ging es ziemlich rasch vorwärts. Um 6 Uhr Morgens langten wir in Anni-küla an, wo ich mich gewissermaßen heimisch fühlte, da mir der Posthalter bereits bekannt war.

Wir ruhten ein wenig aus, nahmen den Kaffee zu uns, und hörten unserem Wirth zu, der uns erzählte, daß während meiner Abwesenheit ein großer Nachtreif gefallen sei; seine alte Mutter, die sich gern um uns bewegte, fügte hinzu, man höre, daß er hie und da den Kartoffeln geschadet hätte. — Das ist ein großes Unglück! seufzte mein Reise-

gefährte, denn dann ist zu befürchten, daß in meiner Heimath der Frost noch bedeutender gewesen und den schönen Saaten geschadet hat, welche im ganzen Lande große Hoffnungen erweckten.

Wäre ich nicht vor einigen Jahren selbst Zeuge von den großen Verheerungen gewesen, die spät eintretende Nachtfröste auch bei uns verursacht hatten, so wäre ich für die Nachricht und die Angst meines Reisegefährten vielleicht unempfindlicher gewesen. So konnte ich deren ganze Bedeutung wohl würdigen. Wenn es in Estland Frost gegeben, so war er in Finnland gewiß bedeutender gewesen und seine Folgen konnten furchtbar werden; die gute Ernte von 1868 vermochte die vorangegangenen Mißjahre nur auszugleichen, wenn auch die heurige Ernte gut wurde. Die Nachricht schlug meinen Kameraden sehr nieder und ich war nicht im Stande, ihn zu trösten. Zum Glück hörten wir auf unserm weitem Weg nichts mehr von Frösten, und so konnten wir gegründete Hoffnung hegen, daß der Unfall in Anni-küla vielleicht nur unbedeutend und localer Natur gewesen.

Zu Mittag waren wir in Kissa oder richtiger Kisa. Während unseres kurzen Aufenthalts hieselbst erkundigte ich mich, wie viel die Kisaer Bauern ihren Grundherren jährlichen Zins zahlten? — Das können wir ganz zuverlässig erfahren, antwortete der Posthalter, denn es sind gerade einige Bauern draußen. Bald brachte er uns die Nachricht, daß der Preis für 44 vakka (Loostellen) Ackerland 75 Rubel betrage. Da ich dies nach meinen früheren Erfahrungen für wenig hielt, so frug ich weiter: ob die Felder hier etwa schlecht seien? — Im Gegentheil, erwiderte der Posthalter, man rühmt den hiesigen Boden ganz besonders, denn in demselben gedeihen die besten Kartoffeln. — Was der Grund dieses auffälligen Verhältnisses sei, konnte ich leider nicht erfahren, da die betreffenden Bauern schon weggegangen waren, als ich selbst mit ihnen sprechen wollte.

Gegen Abend kamen wir in Reval an. Meine früheren Reisegefährten, die ich seiner Zeit im Hôtel St. Petersburg zurückgelassen hatte, waren in ein anderes Hôtel gezogen, das am Hafen nahe bei einem Bade liegt und bequemer als das in der Stadt ist. Hier suchte ich sie auf.



VIII.

Reval.

(Reval und die Kalev-Sage. Die dänische Eroberung. Die Geschichte der Stadt. Peter der Große in Reval. Die städtische Verwaltung und ihre Beamten. Die städtischen Unterthanen. Die städtischen Einnahmen. Die Bevölkerung der Stadt. Ihre Kirchen. Estnische Kirche und estnischer Gottesdienst. Statistischer Ausweis der estnischen Gemeinde. Das Haus der großen Gilde. Geschichte der Domschule. Ernst Karl Baer, ihr einstiger Schüler, rühmt sie. Verschiedene Systeme derselben. Die für die militärische Laufbahn sich Vorbereitenden werden russisch unterrichtet. Die Störung der Schule im J. 1854. Sie feiert das Jubiläum Baer's im J. 1864. Baer schreibt im J. 1844 über Regulh. Heutige Verfassung der Domschule. Die russischen Gymnasien. Die Vielsprachigkeit ist nirgends zu vermeiden. Katharinenthal. Kosch. Die Brigittenruine. Eine Art Einstebler-Wohnung. Kahnfahrt auf bewegter See.)

Wenn ich von meinem Gasthose, der am Hafen liegt, die Richtung nach der Stadt einschlage und den nach rechts führenden Weg wähle, so gelange ich schnell auf jenen Erdrücken, der gleich einem stumpfen Vorgebirge in's Meer hineinragt und das westliche Ufer des Hafens bildet. Die Aussicht von dort ist schön, mag man sich gegen das Meer oder gegen die Stadt wenden. Der Bergrücken war vor dem Krim-Kriege mit Bäumen bepflanzt und erfreute mit seinen angenehmen Spaziergängen das Badepublikum. Aber im Beginne jenes Krieges, als man einen Angriff der englischen Flotte auf St. Petersburg befürchtete und ein Abstecher derselben nach Reval nicht unwahrscheinlich war, ließen die russischen Vertheidiger der Stadt alle Bäume aus strategischen Rücksichten umhauen. Seitdem ist der Hügel baumlos; die Aussicht auf's Meer aber ist noch heute dieselbe wie damals. Wenn wir hier oben auf der Bergspitze stehen, so richten sich unsere Gedanken unwillkürlich auf die Vergangenheit, und Sage wie Geschichte werden vor unserem inneren Auge lebendig. So scheint es uns, als ob der Held der estnischen Sage,

der Sohn des Kalev, von hier aus in's Meer gesprungen sein müsse, als er nach Finnland schwamm, seine Mutter zu suchen und Rache zu üben an dem finnischen Zauberer, der sie geraubt hatte. Ist doch laut dem Mythos der bergige Theil der Stadt, der sogenannte Dom, das Grab Kalev's. Und wenn wir die nebelhafte Zeit und die Gestalten der Sage verlassen und uns dem Boden der Geschichte nähern, so ist es ebenfalls hier, in dem vor uns liegenden Hafen, wo die Schiffe Waldemar's II. im J. 1219 landeten, um die heidnischen Esten zu bekriegen und die dänische Macht auch über diese Gegend auszubreiten.

Und zwar geschah dies folgendermaßen. Der Rigaer Bischof Albert und seine Schwerritter hatten die Liven bereits unterworfen; im J. 1211 kam auch die mächtige Festung der Esten, Fellin, in ihre Gewalt, und sie dehnten ihre Eroberungen unter letzterem Volke nun immer mehr aus. Da riefen die Esten die benachbarten russischen Fürsten gegen die Deutschen zu Hilfe, um ihnen den Preis der bisherigen blutigen Siege wieder zu entreißen. Gegen die vereinigten Russen und Esten war die Kraft der deutschen Bischöfe und Ritter zu schwach, das wußte Albert; er suchte daher Hilfe bei dem Dänenkönig Waldemar II., der damals der mächtigste Monarch an den Gestaden des baltischen Meeres war. Er beherrschte nicht nur die dänischen Inseln und Vütland, sondern auch Hamburg und Lübeck, ferner die Wenden am baltischen Meere und Deutschland bis zur Elbe. Auch gegen die östlichen Provinzen hegte Waldemar seit lange feindselige Pläne; auf der Insel Desel kämpfte er schon 1206 tapfer, wenn auch nur mit vorübergehendem Erfolg; selbst der Papst unterstützte seine Bestrebungen und ernannte den Erzbischof von Lund, Andreas, zum Legaten für jene Provinzen „zur Befehrung der Heiden“ (ad convertendum circumstantes paganos). Laut den Berichten Heinrich's des Letten begab sich der Bischof Albert mit einigen anderen Prälaten im J. 1218 zu Waldemar II. und bat ihn flehentlichst, er möge im nächsten Jahre mit seiner Kriegsflotte gegen Estland ziehen, damit die Esten gedemüthigt würden und aufhörten, vereint mit den Russen die livländische Kirche zu beunruhigen. Als der König hörte, daß die Russen und Esten einen großen Krieg gegen die Liven vorhätten, versprach er, gegen sie zu ziehen zum Ruhm der heil. Jungfrau und zur Sühne seiner Sünden.

Den Feldzug selbst beschreibt Heinrich der Letzte folgendermaßen: Es erhob sich Waldemar II. mit einem mächtigen Heere. Mit ihm kamen Andreas, Erzbischof von Lund, der Bischof Nikolaus und noch ein dritter Bischof, Kanzler des Königs; ferner der in Riga geweihte estländische Bischof Theodorich, der wegen der Grausamkeiten der Heiden

„die livländische Kirche verlassen hatte und sich dem König anschloß“; endlich auch der Slavenfürst Wenzeslav mit seinen Mannen. Alle diese landeten im J. 1219 in der Revaler Bucht und nahmen Lindanissa, die Festung der Esten, mit Sturm ein. Letztere wurde von Grund aus zerstört und an ihrer Stelle eine neue erbaut.

Dies der Anfang des heutigen Reval. Der estnische Name der Stadt: Tallin oder Tallyin, d. i. Tan-lin, dänische Festung oder dänische Stadt, weist deutlich auf ihren dänischen Ursprung hin. Wie wir jedoch aus dem eben angezogenen Bericht sahen, bestand hier schon vordem eine estnische Festung Lindanissa oder Lindanisa; dieser Name führt uns abermals in das Reich der Sage. Linda nämlich ist die Mutter des Sohnes Kalev's, und Lindanisa bedeutet so viel als Linda's Brust. Da die dänische Festung, an deren Stelle früher Lindanisa stand, auf dem heutigen Schloßberg lag (auch der alte Thurm [s. S. 70] stammt aus der Dänenzeit), so ist dieser Schloßberg also die Brust Linda's und der Grabhügel Kalev's der alten Sage. In der Nähe der Stadt befindet sich ein See, der Obersee, der ebenfalls einen sagenhaften Ursprung hat. Es heißt, er sei aus Linda's Thränen entstanden, die den Tod ihres Gatten beweinte. — Wie wir sehen, hat Reval und seine Umgebung in der estnischen Sage eine große Bedeutung. Historisch ist die Existenz der estnischen Festung Lindanissa oder Lindanisa und der von den Dänen an deren Statt erbauten neuen, welche den Grund zum heutigen Reval legte.

Denn unterhalb der Festung entstand nach und nach (1219—1237) eine Stadt, die schon im J. 1248 vom dänischen König lübisches Recht und lübische Verfassung erhielt, nachdem sie im J. 1240 zur bischöflichen Residenz erhoben worden war; doch wohnte der Bischof in der Festung, nicht in der Stadt. Uebrigens war den Dänen die Eroberung nicht leicht geworden: die Esten sammelten sich und griffen das Lager des Königs an; sie hätten es ohne Zweifel vernichtet, wenn nicht der von Heinrich dem Letten erwähnte slavische Fürst, dem der Angriff nicht gelungen, den Feind überrascht hätte. Die Größe der Gefahr, in welcher die Dänen schwebten, wird durch das Wunder angedeutet, von dem die christliche Legende erzählt. Der König Waldemar wendete sich in seiner Noth zu Gott und flehte um Hilfe, und siehe, eine rothe Fahne, in welche ein weißes Kreuz gewebt war, ließ sich vom Himmel herab; als dies die fliehenden Christen sahen, wendeten sie sich um und errangen einen vollständigen Sieg. Zum Gedächtniß dieser wunderbaren Begebenheit wurde der dänische Danebrogorden gestiftet.

Reval besteht seit seiner Gründung aus zwei Theilen: dem höher

gelegenen, den man den Dom nennt, und der eigentlichen Stadt; in jenem herrschten in früher Zeit die königlichen Hauptleute, später die Komthuren, in dieser die städtische Behörde. Nachdem die Stadt im J. 1284 dem Hansabunde beigetreten war, wurde sie durch ihren Handel immer mächtiger, und auch ihr Deutschthum stärkte sich hiedurch zusehends, während die dänische Einwohnerschaft allmählig in die Festung zurückgedrängt wurde.

Wir wissen bereits von früher her, daß die dänische Macht in Estland immer schwächer wurde und daß die Kreuzherren im J. 1347 das Land von den Dänen kauften (s. S. 27); damit kam auch der Revaler Bischof, der früher dem Erzbischof von Lund unterstanden hatte, unter das Rigaer Erzbisthum. Wie in Riga und Dorpat, zerfiel auch in Reval das Bürgerthum in zwei Gilden, die bis heute existiren; ebenso besteht noch heute hier, wie in Riga, das Schwarzhäupter-Corps.

Die Stadt nahm im J. 1524 die Reformation an, die auf dem Dom und in der Provinz erst später zur Geltung gelangte. Denn erst im J. 1557 drängte die Ritterschaft den Bischof, daß er auf dem Dom „das reine Wort“ Gottes predigen lassen möge. — Mit dem J. 1558 trat die schreckliche Zeit des russischen Krieges (s. S. 29) ein, der die eigenthümliche politische Verfassung der baltischen Provinzen, die Conföderation der Bischöfe und der Ritter, auflöste. Der letzte katholische Bischof des Revaler Doms, Moritz Wrangell, übergab sein Bisthum dem dänischen Herzog Magnus, der, obwohl nicht mehr katholisch, sich doch Bischof von Desel und Kurland und jetzt Administrator des Revaler Bisthums nannte. In factischen Besitz desselben gelangte er nie. Die Stadt Reval begab sich im J. 1561 unter schwedischen Schutz; der Dom wurde nach einer sechswoöchentlichen Belagerung und Beschießung durch die Schweden vom Komthur des Ordens, Gaspar Oldenbockum, überliefert; damit hörte auch auf demselben der katholische Gottesdienst auf.

Reval und das estländische Herzogthum standen somit seit 1561 unter schwedischer Herrschaft, die nicht nur der Kirche und der Schule, sondern auch der unterdrückten estnischen Bauerschaft ihre Sorge zuwandte; die Erinnerung an die sogenannte schwedische Zeit hat sich bis heute im Volke erhalten. Jener Zeit entsprossen auch die ersten schwachen Keime der estnischen Literatur.

Der große nordische Krieg (s. S. 34) brachte Reval und das estländische Herzogthum unter russische Herrschaft; Reval unterhandelte am 29. Sept. 1710 mit Peter dem Großen, der die Privilegien und die Verfassung der Stadt bestätigte. Das Revaler Schwarzhäupter-Corps ist noch jetzt stolz darauf, daß Peter sich in dasselbe aufnehmen ließ. Ueberhaupt that

der Zar viel zur Hebung Revals, in dessen Hafen er seine Flotte sammelte. Er pflanzte den nach seiner Gemahlin „Katharinenthal“ benannten Park und weilte oft in dem für ihn daselbst errichteten Hause, das noch heute steht.

Auch in Reval war es das Verhältniß der Stadt zu ihren estnischen Unterthanen, was mich besonders interessirte. Um hierüber Erkundigungen einzuziehen, suchte ich den Bürgermeister, Namens Luther, auf, obwohl ich ihn nicht kannte, auch seinen Namen erst auf dem Rathhause erfuhr. Der Bürgermeister legte seine Arbeit bei Seite, und indem er mich in ein Nebengemach führte, erklärte er mir seine Bereitwilligkeit, mir jede ihm mögliche Auskunft zu geben. Nachdem wir uns auf einem bequemen Kanapee niedergelassen hatten, fing ich an, ihn über Verschiedenes zu fragen, worauf er oft Bücher und Schriften zur Hand nahm, aus denen ich dann die gewünschte Antwort erhielt. — Ich erfuhr Folgendes.

Die Stadt hat vier Bürgermeister, davon sind zwei Rechtsgelehrte, zwei Kaufleute; der Rath besteht aus 14 Gliedern, dem Syndicus und dem Obernotar. Der Syndicus ist der Vertreter der Bürgerschaft vor dem Rath; seine Pflicht ist, strenge zu achten, daß nichts gegen das Interesse der Bürger geschehe. Außerdem ist er Referent des Gerichtshofes; er verfaßt die Urtheile und konzipirt die Kaufverträge. — Der Obernotar protocollirt die Beschlüsse des Rathes und beaufsichtigt deren Vollziehung.

Die Wahl der städtischen Beamten, namentlich der Rathsglieder, fällt auf den zweiten Adventsonntag. Erst vollzieht das „Consilium consulum“, das aus den vier Bürgermeistern, dem Syndicus und dem Obernotar besteht, die Candidatur; dann wählt der Rath; an der Wahl nehmen jedoch auch die vier Bürgermeister theil; der Syndicus und Obernotar dagegen nicht. Jede Wahl geschieht auf Lebenszeit. Unter den Mitgliedern des Rathes müssen auch vier gelehrte sein, d. h. also Juristen. Der Jahresgehalt der Rathsglieder beträgt 120 Rubel; außerdem sind sie von der Soldaten-Einquartierung befreit, deren Ablösung (Quartierabgaben) auch 70—80 Rubel beträgt. Ehedem hatten sie noch andere Einkünfte, namentlich das Malzrecht, das nahezu 40 Rubel eintrug, gegenwärtig aber aufgehoben ist. —

Die Einkünfte der Stadt bestehen in 1) den städtischen Grundgeldern; 2) den grundherrlichen Einkünften der Stadt; 3) den Einnahmen aus den Hafenzöllen; 4) den verschiedenen Steuern der Bürger. —

Die Grundgelder fließen aus den Verpachtungen der städtischen

Grundstücke. Die grundherrlichen Einkünfte bestehen aus den Pachtsummen, welche die Stadt als Eigenthümerin zweier größerer Güter genießt, deren Revenuen streng für städtische Zwecke verwendet werden; außerdem besitzt sie drei Hospitalgüter, deren Einkünfte in den Gotteskasten fließen und aus welchen die Unterhaltungskosten der städtischen Kirchen, Schulen, Geistlichen, Lehrer und Spitäler bestritten werden.

Auf den städtischen Grundstücken wirthschaften Bauern, welche der Stadt Pacht zahlen. Wir wissen bereits, daß die der Stadt gehörigen Bauerngüter nicht veräußert werden dürfen; die Bauern derselben bleiben daher immer Pächter. — Die Art der Bewirthschaftung ist das Dreifeldersystem. — Nach der Aussage des Bürgermeisters hat der städtische Bauer in jeder Gewandung 6 Tonnen Ackerland; eine Tonne ist hier gleich zwei Rigaer Loofen, also gleich einem ungarischen Kübel oder zwei Mezen. Im Ganzen hat er 18 Tonnen (Kübel) Feld; außerdem noch Wiese, Weide und Strauchland. Für alles zahlt er jährlich 90 Rubel oder 117 Fl. als Pachtzins: oder, nach Abzug von Wiese, Weide und Strauchland für einen Kübel Feld 6 Rubel 88 Kopfen oder 8 Fl. 93 Kr.; was gewiß nicht wenig ist, wenn wir bedenken, daß das Feld alle drei Jahre brach liegt und daß man es gut düngen muß.

Zur Bestimmung des jährlichen Pachtzinses schätzte man die Ertragsfähigkeit des Bodens ab und nahm dann 5 Procent der so gefundenen Summe als Pachtzins. Auf meine Frage, ob die Schätzung nicht ein wenig zu hoch gegriffen sei, und ob der Bauer im Stande sei, die 90 Rubel zu bezahlen, antwortete der Bürgermeister, daß jener dies ohne alle Schwierigkeit thue, ja unter den obwaltenden Verhältnissen sogar noch etwas zurücklegen könne. Uebrigens, fügte er hinzu, der Revaler Satz ist „der geringste Satz“ in Estland, und ich, als Präses der Wirthschafts-Kommission, bin der Meinung, daß man bei Erneuerung des Pachtens den Zins nicht erhöhen soll, um den Bauern das Fortkommen nicht zu erschweren. Die Stadt schließt die Pachtverträge mit den Bauern auf sechs Jahre ab.

Der Hafenzoll oder das Portorium beträgt jährlich 8700 Rubel, aber die Stadt wird ihn nur noch 10 Jahre genießen. Als nämlich Reval mit dem Zar capitulirte, sicherte die Stadt sich insbesondere den Ertrag des Hafenzolls; natürlich übernahm sie auch die Lasten, welche die Hafenzölizei, die verschiedenen Bauten, der Leuchtturm u. s. w. ergaben. Da erkundigte sich nun einst Katharina II. bei einem Aufenthalte in Reval, wie viel denn eigentlich das Portorium abwerfe? Als sie erfuhr, daß der Ertrag desselben sich auf 8700 Rubel beliefe, sicherte sie denselben zwar der Stadt auch für die Zukunft zu, machte ihn jedoch

von der jedesmaligen Genehmigung der Krone, um die von 5 zu 5 Jahren nachgesucht werden sollte, abhängig. Gleichzeitig übernahm die Regierung ein- für allemal die oben erwähnten Lasten. Letztlin nun erhielt die Stadt auf ihr Gesuch den Bescheid, daß die 8700 Rubel nur noch 10 Jahre ihr gewährt werden würden. Ob die Krone jenes Privilegium ohne alle Entschädigung aufheben will, wußte mein Gewährsmann nicht zu sagen, ebensowenig, woher die Stadt den Ersatz für den stattfindenden Ausfall zu nehmen gedenkt. —

Ueber die von den Bürgern zu leistenden Abgaben nur so viel, daß der Rath im Einvernehmen mit den beiden Gilden dieselben ausschreibt. Auch die Ausgaben der Stadt werden so bestimmt. Jede Gilde stimmt corporativ. Wenn über den Vorschlag des Rathes nur eine Gilde mit Ja stimmt, so wird er Beschluß, stimmen dagegen beide mit Nein, so ist er verworfen.

Die vier Bürgermeister lösen sich jährlich im Präsidium ab; jeder f hrt der Reihe nach ein Jahr lang den Vorsitz oder, wie man sagt, „er ist am Wort“. Der pr sidirende oder wortf hrende Bürgermeister erhält 500, die anderen 250 Rubel Gehalt.

Die Stadt steht in jurisdictioneller Beziehung unmittelbar unter dem Petersburger Reichssenat (für Verwaltungsangelegenheiten ist die nächste Instanz die Gouvernementsregierung). Sie schickt auf den Landtag zwei Deputirte, die jedoch nur bei Landessteuerfragen Stimme haben.

Reval hat nach der letzten Volkszählung (Ende 1863) 25124 Einwohner. Unter diesen sind, nach Luther's Angaben, 13000 Esten, 8000 Deutsche, 800 Schweden; die übrigen, im Ganzen also 3300, sind Russen, Letten u. s. w. Da der Dom, d. h. die auf dem Schloßberge erbaute und mit eigenen Mauern umgebene Stadt, ihre eigene politische und kirchliche Verwaltung besitt, mit der die eigentliche Stadt gar nichts gemein hat, so betrifft das, was wir von der Verwaltung, den Beamten, den Eink nfsten und Ausgaben der Stadt gesagt haben, einzig und allein diese.

Die Stadt, oder vielmehr der Rath, ist Patron des städtischen Kirchen- und Erziehungswesens; er wählt und bezahlt die Geistlichen, den städtischen Superintendenten, die Lehrer, und sorgt überhaupt für Kirchen und Schulen. Die Einkünfte aus den Hospitalg tern, die in den Gotteskasten fließen, dienen zur Erhaltung dieser Institute. —

In der Sonntagsnummer der Revaler Zeitung vom 28. Juni / 10. Juli kündigte der „Kirchliche Anzeiger“ Gottesdienst in 6 Kirchen an: in der Dlauskirche, St. Nikolauskirche, Domkirche, Michaelskirche, St. Johannis- kirche und Karlskirche. Mit Ausnahme der Domkirche, die in der oberen Stadt auf dem Schloßberge liegt, gehören die übrigen fünf Kirchen zum

städtischen Verwaltungsgebiet. Die St. Claus- und Nikolauskirche sind deutsch; die St. Michaelskirche schwedisch (ob hier immer nur schwedisch gepredigt wird, weiß ich nicht); die St. Johannis- und Karlskirche estnisch.

Außerdem befinden sich in der Stadt zwei, in den Vorstädten mehrere kleinere russische Kirchen; auch an einer katholischen Kirche fehlt es nicht.

Die älteste Kirche ist die zum heil. Geist, in deren Hof die Geistlichen der estnischen Gemeinde wohnen und wo auch die estnische Schule sich befindet. In der Kirche selbst hält man nur selten Gottesdienst, dann zwar in estnischer Sprache.

Nach dem Bericht Luther's hatte der Rath den städtischen Esten zuerst die Kirche zum heil. Geist, oder die sogenannte Rathskapelle überlassen. Als die estnische Gemeinde sich vergrößerte, baute man ihr die St. Johanniskirche unter dem Schmiedethor, und jetzt noch die Dom-Karlskirche, die zwei Thürme erhalten wird (s. S. 70).

Die St. Clauskirche ist die größte, ihr Thurm ist nicht nur der höchste in den baltischen Ländern, sondern im ganzen russischen Reiche, wobei freilich zu bemerken ist, daß die russischen Kirchen sich nicht durch hohe Thürme auszeichnen. Der Thurm der St. Clauskirche erhebt sich, wie man sagt, bis zu einer Höhe von 429 Fuß. Der erste Bau der Kirche stammt aus dem J. 1329; der Blitz schlug zu verschiedenen Zeiten neunmal in dieselbe; nach ihrem letzten Brand von 1820 wurde sie erst 1841 wieder hergestellt.

Am Sonntag den 29. Juni / 11. Juli ging ich in die estnische St. Johanniskirche zum Gottesdienst, der hier früher beginnt, als in den anderen Kirchen. Das Gebäude ist neu und groß; auch der Thurm ist stattlich. Es traf sich, daß ich im Versehen durch die Sakristeithüre hineintrat; der Pastor bedeutete mich sehr freundlich und ließ mir durch den Kirchendiener einen Sessel in die Kirche tragen, da auf den Bänken kein Platz mehr sein dürfte. Und fürwahr, eine derartig gefüllte Kirche bei einem gewöhnlichen Gottesdienst habe ich kaum je zu sehen Gelegenheit gehabt. Nicht nur unten die Bänke und oben die Chöre waren vollgepfropft, sondern auch die Räume zwischen den Bänken; ja, es saßen sogar Jungen auf dem Steinboden und dem erhöhten Untertheile der Bänke; in den Bänken drängten sich namentlich Mädchen in zwei Reihen, abwechselnd die eine sitzend, die andere stehend. — Die Kirche besteht, wie fast alle älteren, aus drei Schiffen, von denen das mittlere

etwas höher als die beiden Seitenschiffe ist, und auf jeder Seite von vier Säulen getragen wird. Der Altar sieht einfach aus, wie es in protestantischen Kirchen Sitte ist, jedoch zierlicher als gewöhnlich bei uns. Das Altarbild ist groß, und soweit ich urtheilen kann, sehr schön gemalt; dem Altar gegenüber über dem Haupteingang befindet sich ein nach innen gerundeter weiter Chor mit einer sehr großen Orgel. Der Fußboden der Kirche ist mit Quadersteinen ausgelegt; Bänke, Thüren zeigen zierliche Schnitkarbeit, sie sind holzfarben angestrichen. Das ganze Gebäude weist auf einen geschmackvollen Erbauer.

Als ich eintrat, sang eben die Gemeinde zur Begleitung der Orgel. Es war ein Gesang, wie ich ihn bei uns in protestantischen Kirchen nie gehört habe. Schon in Dorpat war ich über den schönen Kirchengesang erstaunt gewesen; dort ließen jedoch außer den heimischen Esten nahezu 800 Sänger vom Lande mehr oder weniger einstudierte Gefänge hören, hier aber sang die Gemeinde, wie sie eben des Sonntags zum Gottesdienst zusammenkam. Alles ging in größter Regelmäßigkeit zusammen, und dabei hörte ich so wohlklingende, ja geradezu schöne Stimmen, daß ich voll Bewunderung stand und lauschte.

Der Kirchendiener trug eine vergoldete Bibel aus der Sakristei und legte sie auf die Kanzel, welche an einer Säule des mittleren Schiffes angebracht ist; nach ihm erschien der Pastor in schwarzem Ornat. Nach einem kurzen Gebet erfolgte die Verlesung des Textes, auf Grund dessen die Predigt gehalten werden sollte. Pastor Luther, ein Verwandter des Bürgermeisters, ist in der großen Kirche vollkommen hörbar, auch für mich, obwohl ich mich etwas seitwärts gesetzt hatte. Mit seiner kräftigen und dabei angenehmen Stimme thut er es den Dorpater Rednern zuvor, und doch sprachen dort manche, die ein vorzügliches Organ hatten. Nach der Predigt sang die Gemeinde einen Vers, während dessen der Pastor auf der Kanzel blieb. Hierauf folgte ein langes Gebet, das die ganze große Gemeinde meistens knieend mitsprach. —

Nach Beendigung des Gottesdienstes folgte die Auspendung des heil. Abendmahles. Die Ceremonie dabei ist hier viel feierlicher als bei uns. Der Gesang des Pastors vor dem Altar war wahrhaftig ausgezeichnet; — man hörte, daß er kein ungeschulter Sänger war. Von dem Chore antwortete und begleitete man die Handlung mit einem so wunderschönen Gesang, daß ich hinaufging, um mir die Sänger anzuschauen. Die große Orgel spielte ein junger Mann. Sie hat ein Pedal und drei Manualia über einander. Vorne an der Rundung des Chores saßen die Sänger. Zur Rechten des Dirigenten 7 Männer, darunter 2 Knaben, zur Linken 8 Mädchen, alle mit Noten versehen. Die Aus-

theilung des heil. Abendmahles begleitete nun ununterbrochener Gesang, aus dem manchmal die Stimme des Pastors hervortönte, wenn er in der einen Hand den Kelch haltend, mit der andern die vom Tische des Herrn sich Entfernenden segnete.

Unter den weiblichen Gliedern der Gemeinde fiel wohl da und dort der häßliche Kevaler Kopfsputz auf, der größere Theil aber war nach städtischer Mode gekleidet. Auch die Sängerinnen auf dem Chor trugen alle moderne Sommerhütchen. Die Männer boten einen ähnlichen gemischten Anblick dar; Städter und Landleute saßen bunt durcheinander.

Nach dem heil. Abendmahl sollten noch einige Tausen stattfinden; ich verließ jedoch nun das Gotteshaus; draußen vor der Thür harrete ein Kinderfarg mit weißen Spitzen der Einsegnung des Pastors.

Ich eilte in die Domkirche, wo, als ich ankam, der Gottesdienst eben beendet war. Das Innere der Kirche betrachtend, erblickte ich dasselbe mit einer großen Anzahl adeliger Wappen geschmückt. Die Kirche ist Eigenthum des Adels und wird von der Ritterschaft des Landes unterhalten, welche auch den General-Superintendenten wählt. Uebrigens sehen sich die Domkirche und die Klaus-, sowie die Nikolauskirche sehr ähnlich, nur befinden sich in der ersten die meisten Wappen und Grabsteine. Sie sind alle heizbar, was ich in der estnischen Kirche nicht bemerkte.

Auch in die Klauskirche kam ich gerade, als man eben nach beendigtem Gottesdienste das heil. Abendmahl austheilte. Die Ceremonie ist ganz dieselbe, wie in der Johanniskirche. Einen großen Unterschied nahm ich jedoch zwischen der Dom- und der Klauskirche einerseits, und der estnischen Johanniskirche andererseits wahr; in dieser fand ich außerordentlich viel andächtige Zuhörer, in jenen schien der Besuch des Gottesdienstes bei weitem schwächer zu sein; in der estnischen Kirche sah ich ferner nur einen einzigen, in seine Nationaltracht gekleideten, Kirchendiener; in den anderen gingen vier bis sechs in moderner Amtskleidung einher; auch sie sprachen jedoch untereinander ebenfalls estnisch.

Am andern Tag besuchte ich Herrn Pastor Luther, der in dem Hofe der Kirche zum heil. Geiste wohnt, und fand ihn sehr bereitwillig, mir einige Aufklärungen über die estnische Gemeinde zu geben. Er war eben mit der Herausgabe von Amtsschriften beschäftigt. Als er seine Arbeit beendet hatte, machte er auf meine Bitte für mich einen kleinen Auszug aus den Kirchenverzeichnissen. — Die estnische Gemeinde hat zwei Pastoren (gegenwärtig Luther als ersten [pastor primarius], der auch die Kirchenbücher führt, und Frese, der übrigens mit ihm gleichberechtigt ist). Sie werden vom Rathe der Stadt, nachdem dieser die Zustimmung der Gemeinde eingeholt hat, ernannt und besoldet.

Wie ich bereits vom Bürgermeister Luther vernommen hatte, war die Kirche zum heil. Geist, welche man auch Rathskapelle nannte, die erste estnische Kirche gewesen. Als sie für die immer mehr und mehr anwachsende estnische Gemeinde zu klein wurde, ließ die Stadt die St. Johannis-Kirche erbauen, welche nach Angabe des Pastors 75000 Rubel gekostet hat; für die Orgel, die 40 Register hat, bezahlte man 5500 Rubel. Im Ganzen beträgt das in unserm Gelde nicht viel mehr als 104,000 Fl.; man muß jedoch bedenken, daß der Werth des Geldes in Reval verhältnißmäßig viel größer ist als bei uns. Im J. 1867 wurde die neue Kirche eingeweiht. Jetzt baut man sogar noch eine estnische Kirche, die Karlskirche, oder Dom-Karlskirche, welche jedoch für das vorhandene Bedürfniß zu groß angelegt scheint.

Laut Kirchenregister vom Jahre 1868 wurden während des letzteren in der estnischen Gemeinde 221 Knaben und 160 Mädchen, zusammen 381 Individuen geboren. Im J. 1867 betrug die Zahl der Neugeborenen 460; 1866: 506. Dagegen kamen Sterbefälle vor im J. 1868: 596, wovon 304 Männer und 292 Frauen; 1867: 344, 1866: 421. Diese Abnahme der Geburten und Zunahme der Todesfälle ist als die traurige Folge der letzten Nothjahre zu betrachten.

Confirmirt wurden im J. 1868: 89 Knaben und 140 Mädchen, zusammen 229 Individuen; im J. 1867: 201 Individuen.

Getraut wurden 1868: 96 Paare; 1867: 106, vor drei Jahren 147.

Communicirt haben im J. 1868: 3615 Männer, 6212 Frauen, zusammen 9828; 1867 dagegen nur 9081.

Während unseres Gespräches trat der Kaufmann Wilhelm Meyer, Vorsitzender der großen Gilde, ein. In seiner Begleitung besuchten wir hierauf die Kirche zum heil. Geiste, die noch ganz in ihrem alten Zustande erhalten ist und in welcher noch gegenwärtig hin und wieder estnische Beichten, und Sonnabend Nachmittags Gebete gehalten werden. In demselben Hofe befindet sich auch die Schule der estnischen Gemeinde. Die Kinder lernen hier estnisch lesen und schreiben; der weitere Unterricht geschieht in deutscher Sprache.

Nachdem ich Herrn Pastor Luther für seine Freundlichkeit gedankt hatte, entfernte ich mich mit Herrn Wilhelm Meyer, und da sich uns unterwegs der Stadthindicus anschloß, so gingen wir zusammen auf das Rathhaus, in welchem ich übrigens mit Ausnahme einiger seltsamen Holzfiguren nichts Besonderes vorfand. Das alte Gebäude ist größtentheils renovirt.

Meyer ließ mir auch die Räumlichkeiten in dem Hause der großen Gilde öffnen. Der Saal, der auch zur Abhaltung von Concerten dient,

ist insofern interessant, als sein großes Gewölbe auf zwei Säulen ruht, von welchen aus nach allen Richtungen Bogen ausstrahlen. — Einst war der heil. Kanut Schutzpatron der großen Gilde, was auf ihren dänischen Ursprung hinweist. Die Gesellschaft der Schwarzhäupter aber wurde, wenigstens nach Angabe Meyer's, der auf die Chronik Rüssow's sich berief*), vorzüglich von bremischen und lübschen Kaufleuten, deren Handel nach Nowgorod über Reval führte, gegründet, um ein Gegengewicht gegen den Revaler Rath zu schaffen, dessen Beschlüsse ihre Interessen oftmals verletzten. Uebrigens bildeten auch in Reval die Schwarzhäupter die städtische Wehrkraft, und da in ihrem Kreise viele sein mochten, die schon wegen des eigenen Gewinnes die Interessen der fremden Kaufleute schützten, so konnte es immerhin scheinen, als ob sie von den bremischen und lübschen Kaufleuten in's Leben gerufen worden wären.

Der Dom oder die auf dem Schloßberge erbaute obere Stadt steht, wie bereits erwähnt, unter besonderer Verwaltung. Die felsige Anhöhe ist hie und da so steil, besonders an der südwestlichen Seite, daß die an dem Rande des Abhanges erbaute Festungsmauer und die darüber liegenden Gebäude gewissermaßen ohne Fundament zu schweben scheinen. Dazu sind die Felsen schon ein wenig morsch und verwittert, und mußten bereits an mehreren Stellen mit Mauerwerk unterstützt werden. In einem Hause, das auf solchem Grunde steht, kann nur ein gutes Gewissen ruhig schlafen, sagt ein Revaler Sprichwort.

In dieser obern Stadt liegt die Feste mit ihrem alten Thurm, das Ritterhaus, in welchem der Landtag des Herzogthums in jedem dritten Jahre abgehalten wird, die Domkirche, die Domschule; die Privathäuser gehören größtentheils estländischen Edelleuten. Nach dem einstigen Sprichwort war Estland „das Elysium der Adelligen, der Himmel der Geistlichen, die Goldgrube der Fremden und die Hölle der Bauern“. Mehr als je erinnert man sich dieses Sprichworts, wenn man die obere Stadt betrachtet; übrigens hat dasselbe wohl eben so viel Geltung als jenes, womit man Ungarn preisen wollte: „extra Hungariam non est vita, si est vita non est ita!“

Während man in Dorpat das fünfzigjährige Jubiläum der Freiheit des estnischen Volkes feierte, ward hier das Fest des 550jährigen Bestehens der Domschule begangen. Bei dieser Gelegenheit ward ein Buch

*) Rüssow's Livländische Chronik. Aus dem Plattdeutschen übertragen und mit Anmerkungen versehen von Christ. Eduard Paksf. Reval 1845.

veröffentlicht: Beiträge zur Geschichte der estländischen Ritter- und Domschule. Einladungsschrift zu der 550jährigen Jubelfeier der Domschule zu Reval am 19. und 20. Juni (alten Stils) 1869. Reval 1869. — Wahrscheinlich entstanden schon bald nach der Stiftung des Bisthums in Reval Schulen; urkundlich nachgewiesen aber ist die Gründung der Domschule im J. 1319. Gerade 100 Jahre nach Erbauung der Stadt durch Waldemar begründete sein fünfter Enkel, Menved Erich, in seiner am achten Tage nach Johannis des Jahres 1319 erlassenen Urkunde die Rechte und Privilegien der Schule der Revaler Hauptkirche, demzufolge Niemandem gestattet sein sollte, in Reval eine Schule zu halten und hierdurch „die Rechte und Einkünfte der Schule der h. Marienkirche (die Hauptkirche war der heil. Maria geweiht) zu schädigen“. Trotzdem erhielt im J. 1424, also schon zur Zeit der Kreuzherren, die Stadt das Recht, auch in der untern Stadt eine Schule zu errichten, welche die Vorläuferin des heutigen städtischen Gymnasiums war. In Reval sind demnach gegenwärtig zwei Gymnasien, das städtische, von der städtischen Behörde erhalten, und das Domgymnasium, welches die Ritterschaft des Herzogthums als ihre Anstalt betrachtet. Es sei uns gestattet, einige Daten aus der Geschichte des letztern aufzuzeichnen, die uns nicht nur mit der Vergangenheit und Gegenwart eines ausgezeichneten Institutes bekannt machen, sondern auch Gelegenheit geben werden, einige die Wissenschaft Ungarns betreffende Verhältnisse zu berühren.

Während der schwedischen Herrschaft, die übrigens dem Gedeihen der Schulen in Estland im Allgemeinen sehr günstig war, äscherte eine ungeheure Feuersbrunst am 6. Juni 1684 den ganzen Dom (d. h. die ganze obere Stadt) sammt Domkirche und =Schule ein. Zwar wurde letztere im J. 1691 wiederhergestellt, aber die Verheerungen des alsbald ausbrechenden nordischen Krieges, auf welche dann noch die Pest folgte, verödeten das junge Institut derart, daß Christoph Wickwig, der im J. 1724 Oberpastor am Dom wurde, damals nur noch 6—7 Schulknaben in einem kleinen Zimmer dicht zusammengedrängt vorfand, da die übrigen Theile des Gebäudes zum Spital dienen mußten. Als Lehrer fungirte ein früherer schwedischer Soldat. Den Anstrengungen Wickwig' gelang es, das Gebäude allmählig wieder in den gehörigen Stand zu bringen und die Mittel zur Erhaltung der Lehrer zu beschaffen. Schon im J. 1733 waren fünf Lehrer da, zu welchen sich im J. 1750 ein Lehrer der russischen Sprache gesellte. Damals betrug der Gehalt eines Lehrers 150 Thlr. (zu 80 Kopfen gerechnet), eine halbe Last *)

*) Eine halbe Last betrug 6 Tonnen; eine Tonne aber 2 Metzen; eine halbe Last Korn ist also so viel wie 12 österreichische Metzen.

Korn, ebenso viel Gerste und — ein Mantel, damit er vor der Jugend anständig erscheinen könne. Schüler gab es aus allen Ständen; oft lernte mit dem jungen Herrn sein persischer oder tartarischer Diener. Der Unterricht umfaßte die verschiedensten Gegenstände, so: Religion, deutsche, lateinische, griechische, hebräische, russische und französische Sprache, Geschichte und Geographie, Rhetorik und Poesie, Naturbeschreibung, Anthropologie, Arithmetik, Geometrie, Physik und Astronomie, Genealogie und Baukunst. Vieles hievon mag jedoch nur ganz oberflächlich betrieben worden sein; auch lernte z. B. Griechisch und Hebräisch nicht Jeder.

Nach dem Tode Mickwitz' trat zuerst ein Rückschritt des Instituts ein; aber bald begann die neuere und glänzendere Epoche. In seiner im J. 1765 den Landtag eröffnenden Predigt empfahl der Oberpastor am Dom, Christian Harpe, der Ritterschaft eindringlich die zweckmäßige und den Forderungen der Zeit entsprechende Reform der Schule. Die Ritterschaft nahm die Angelegenheit in die Hand, bewilligte die nothwendigen Auslagen, und aus der Schule entstand eine akademische Ritterschafts-Schule oder Ritterschafts-Akademie, mit einem Convict, in welchem adelige Jünglinge Wohnung, Kost und Pflege fanden. Die Einkünfte des Instituts bestanden in der durch die Ritterschaft auf dem Landtag votirten Summe, den, übrigens geringfügigen, Zahlungen der Zöglinge des Convicts und den Schulgeldern. Auch die Verwaltung erhielt eine andere Gestalt. Vorhin stand sie in enger Beziehung zur Kirche; jetzt übernahm die Oberaufsicht das Ritterschafts-Curatorium, dessen Mitglieder zwei vom Landtag gewählte Abgeordnete und dann die Vertreter der vier Bezirke Estlands sind. Der frühere Titel eines Scholarchen blieb Harpe zwar, aber seine Functionen übernahm theils der Director, theils das Ritterschafts-Curatorium. Bei den Berathungen sind auch die Lehrer zugegen; das Protokoll führt der Director.

Der Unterricht der Ritterschafts-Schule umfaßte zu Ende des vergangenen und auch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Religion, Schreiben, Rechnen, Weltgeschichte und Geographie, Aesthetik, Mathematik, Physik, Philosophie, Naturwissenschaft; die deutsche, russische, französische, lateinische, griechische und hebräische Sprache; Mythologie, Archäologie und Jurisprudenz. Später schwand die enorme Anzahl von Lehrgegenständen aus dem Stundenplan der Domschule, und es griff ein ordentlicher systematischer Unterricht Platz. In dieser Zeit erhielt auch E. K. Baer hier seine Ausbildung.

Ernst Karl Baer (geb. 28. Febr. 1792 auf dem Gute Piep im Särver Bezirk) genoß bis zu seinem 15. Jahre seine Erziehung im elterlichen Hause. Im August 1807 kam er nach Reval in die Domschule.

Nach bestandener Vorprüfung hielt man ihn für die Prima reif, nur griechisch sollte er mit den Anfängern in der Tertia lernen. Baer trat als Primaner in die Schule ein und fand gleichzeitig Aufnahme im Convict, das damals 20 adeligen Jünglingen Unterkunft gewährte. Da die Zöglinge gar nichts oder nur wenig bezahlten, so waren die Plätze sehr gesucht und man mußte sich daher schon einige Jahre früher anmelden. Die Jünglinge wohnten in zwei Stockwerken; Baer kam in's obere, dessen Inspector der Schuldirector Wehrmann war.

Die Schule zählte die Classen von oben nach unten, die Prima oder erste Classe war also die oberste. Die Schüler besuchten je nach ihrer Fertigkeit in den einzelnen Wissenschaften zugleich die Prima, Secunda oder gar Tertia, wie Baer, der alles andere in der Prima lernte, griechisch aber in der Tertia. Baer nennt in seiner Selbstbiographie die Schule, namentlich die Prima, vorzüglich; die zwei Hauptprofessoren dieser Classe waren: der Philologe Konrad Johann Wehrmann, Schüler des Göttinger Professors Heyne, und der Mathematiker Blasche. Da Wehrmann Director der ganzen Anstalt war, so unterrichtete er wöchentlich nur 12 Stunden; seine Lehrgegenstände waren Griechisch, Lateinisch, Geschichte und Geographie, die er in drei Jahrgängen vortrug. Baer blieb drei Jahre in der Prima. In dem Convict standen 10 Jünglinge unter Wehrmann's Aufsicht, darunter Baer als einziger Primaner. Der Inspector hatte die Aufsicht über das Betragen und das Studium der Zöglinge. Jeden Abend rief er ohne bestimmte Reihenfolge zwei bis drei zu sich, sah ihre Arbeiten durch und stellte ihnen Fragen aus den gelernten Lectionen. Baer nennt den inspicirenden Director unermülich, er hatte die große Geschicklichkeit, die Lust zum Lernen in den Schülern anzuregen. — Blasche begann seinen Curfus der Algebra und Geometrie jedes Jahr von Neuem; die Elemente gab er kurz, das Weitere, je mehr er fortschritt, immer ausführlicher. Ueber Astronomie hielt er außerordentliche Vorlesungen für jene, die sich freiwillig als Zuhörer meldeten. Zum Schluß einer solchen Vorlesung erwähnte Blasche einmal, daß im Revaler Kalender schon seit Jahren Sonnenaufgang und Untergang wiederholt in derselben Weise abgedruckt werde; da aber der Zeitpunkt für beides sich doch langsam verändere, so forderte er seine Schüler auf, während der Ferien einmal eine sorgfältige Berechnung anzustellen, das Resultat derselben werde dann im Kalender veröffentlicht werden. Die Schüler, in solchen Berechnungen, soweit sie an der Hand der sphärischen Trigonometrie möglich sind, geübt, nahmen die Aufforderung mit Freuden an, und Baer erinnerte sich noch in seinem hohen Alter, wie sehr es ihn schmerzte, daß er beim

10. December sich einen Fehler von ein bis zwei Minuten hatte zu Schulden kommen lassen; denn der Lehrer verließ sich natürlich nicht auf seine Schüler, sondern rechnete selbst nach. Wir aber sehen daraus, wie man zur Zeit Baer's die Schüler der Ritterschafts-Schule anspornte. —

Der Zar Nikolaus besuchte am 30. Oktober 1827 die Schule und befahl, daß an derselben, wie an anderen Gymnasien, auf Kosten der Krone ein Hauptlehrer für die russische Sprache angestellt werden sollte; im Convict aber stiftete er vier neue Plätze für estländische adelige Jünglinge.

Das zu Baer's Zeit eingeführte System, wonach ein Schüler auch in mehreren Classen, je nach seiner Fertigkeit, in den betreffenden Wissenschaften unterrichtet werden konnte, veränderte sich im J. 1836, als man das Classensystem einführte, demzufolge jeder Schüler alle Gegenstände in einer Classe erlernen muß. Für solche, die sich nicht zur sogenannten gelehrten Laufbahn vorbereiten, errichtete man Nebenclassen, in welchen anstatt der lateinischen und griechischen Sprache Mathematik, Französisch und Russisch eingehender gelehrt wurde. Aber schon 1839 wurde neuerdings bestimmt, es solle Niemand vom Studium der lateinischen Sprache befreit werden. —

Das heutige Gebäude der Domschule bezog das Institut im Januar 1845. 1851 errichtete die estländische Ritterschaft zum Krönungsjubiläum des Kaisers eine Anzahl Nebenclassen für solche Jünglinge, die sich zur militärischen Laufbahn vorbereiten wollten; in denselben wurde, mit Ausschluß der alten Sprachen, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und in der Geschichte und Geographie Rußlands, und zwar in russischer Sprache, unterrichtet. So sehr neigte damals die estländische Ritterschaft, als sie kein äußerer Zwang dazu nöthigte, zum Russenthum.

Im J. 1854, als die Flotten der Westmächte Reval bedrohten, entließ, wie fast alle Schulen, so auch die Domschule ihre Zöglinge. Aber trotz der Kriegswirren wurde das neue Convictgebäude schon im darauffolgenden Jahre im Bau vollendet und alsbald auch bezogen.

Am 29. August 1864 feierte der alte berühmte Schüler der Ritterschaftsschule, Ernst Karl Baer, geheimer Rath und Mitglied der Akademie von St. Petersburg, sein 50jähriges Doctorjubiläum. Die estländische Ritterschaft verewigte sein Andenken damit, daß sie seine Biographie, um deren Abfassung sie ihn gebeten hatte, in einer Prachtausgabe in Petersburg 1865 erscheinen ließ*). Da Baer, wie bereits erwähnt, ein großer

*) Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geh. Raths Dr. Karl Ernst v. Baer, mitgetheilt von ihm selbst. Veröffentlicht bei Gelegenheit seines

Gönnner Reguly's war und in dem Buche auch von ihm mehrfach spricht, so dürfte es hier am Orte sein, diejenigen unserer Leser, die sich für den ungarischen Sprachforscher interessiren, und denen die genannte Schrift nicht zugänglich sein sollte, mit dem Inhalt derselben bekannt zu machen, da er den Charakter des großen Petersburger Gelehrten wie denjenigen Reguly's in das hellste Licht stellt und gleichzeitig interessante Züge über die Russen mittheilt.

Am 17. Mai 1844 war im „Hamburger Correspondent“ ein angeblich aus Preßburg datirter Bericht erschienen, welcher folgendermaßen lautete:

„Die Reise, welche Reguly auf Anregung der ungarischen Akademie unternommen, um von Petersburg aus die historischen Spuren der Ungarn aufzusuchen, hat hier (in Preßburg) großes Aufsehen erregt. In Petersburg bot Herr Baer Reguly, der ohne Geld, von Seiten der kaiserlichen Akademie eine Unterstützung an unter der Bedingung, daß er ihr ausführliche Berichte über die Resultate seiner Reisen mittheile. Aber Reguly nahm den Antrag nicht an, weil er von einem Russen ausgegangen. Ebenso schlug er das gleiche Anerbieten einer andern hohen Persönlichkeit aus; er fand trotzdem Mittel, nach dem Ural zu reisen.“

„Hier ein interessantes Beispiel,“ sagt Baer, „der nationalen Eifersucht und Prahlerei. Der Bericht sagt kein Wort, das wahr wäre, ja es ist von alledem das Gegentheil wahr. Ich mußte vor Allem danach trachten, die Wirkung des Artikels, welche derselbe auf jene machen konnte, die Reguly aus humanem und wissenschaftlichem Interesse unterstützten, zu schwächen. Daß der erwähnte Artikel nicht von Reguly herührt, der die Unterstützung der Schweden, Russen, Polen und Deutschen dankbar anerkannte, weiß ich nur zu gut.“

Baer erzählt später, daß Reguly von seinen Reisen in Schweden, Finnland und Estland nach Petersburg zurückkehrte und sich dort mit großem Eifer dem vergleichenden Sprachstudium hingab. Insbesondere fiel Baer die estnische Sprachkenntniß Reguly's auf. Obwohl letzterer nur kurze Zeit unter den Esten verweilt hatte, sprach er doch deren Sprache so rein, als ob er dort geboren wäre. Aber nicht nur dieser Umstand, sowie sein angenehmes Aeußere, sein natürliches und dabei feines Betragen, empfahlen Reguly, sondern insbesondere sein unermüdeliches Interesse für das, was er als seine Aufgabe betrachtete. — Meines Wissens, sagt Baer, wandte er sich erst von hier aus um Hilfe

an die ungarische Akademie; bis dahin bestritten seine Eltern die Kosten. Als aber die Sendungen aus seiner Heimath spärlicher wurden, war Reguly gezwungen, Schulden zu machen, was ihm an vielen Orten mehr schadete, als er ahnen konnte. Und doch brauchte er nur sehr wenig; er war aber nicht im Stande, aus ökonomischen Gründen einem wissenschaftlichen Interesse, das ihn einmal erfaßt hatte, zu entsagen. „Ich wenigstens fand auch nachher keinen Menschen, den das wissenschaftliche Interesse so sehr beherrscht hätte, als Reguly“. Und dabei war er von keinem Vorurtheil befangen; er fand immer Lücken in seinen Kenntnissen, die auszufüllen waren.

Obwohl die ungarische Akademie, überzeugt von der Fähigkeit Reguly's, das Gutachten der in dieser Angelegenheit am 4. Mai 1842 entsandten Siebener-Commission angenommen und dem akademischen Senat den Reisenden warm empfohlen hatte: so blieb doch die finanzielle Unterstützung unter dem längst bekannten Vorwand, daß kein Geld da sei, aus.

„Den eigentlichen Grund hievon“, fährt Baer fort, „habe ich nie entdecken können; aber irgend ein Häkchen muß die Sache doch gehabt haben. Wie? das auf den Landtagen so mächtig sich kundgebende ungarische Nationalgefühl wäre nicht im Stande, für nationale wissenschaftliche Zwecke die Mittel zu beschaffen? Hat Ungarn keine Magnaten, welche die Wissenschaft unterstützen? Hat man sie beseitigt oder beleidigt? Wir wissen es nicht, — aber wir hoffen, daß Reguly ebenso sein Ziel erreichen wird, wie dies seinem berühmten Landsmanne Esoma von Körös gelungen ist.

„Reguly hatte keine Gelegenheit, irgend welches Anerbieten der kaiserlichen Akademie zurückzuweisen, denn diese hatte überhaupt kein solches gemacht; am wenigsten aber durch mich, der nicht einmal zur philologischen oder historischen Classe gehörte. Sene hochgestellte Persönlichkeit aber, von welcher der vorhin erwähnte Artikel spricht (ein aus Ungarn gebürtiger russischer Beamter) rieth Reguly geradezu, nach Hause zurückzukehren.“

Erst spät kamen endlich von der ungarischen Akademie 200 Gulden für Reguly an, die aber nicht einmal zur Bezahlung seiner während der Zeit gemachten Schulden hinreichten; die Hilfe des österreichischen Kaisers aber, der 1000 Gulden versprochen hatte, konnte Reguly nicht abwarten. In dieser Bedrängniß wollte er sich um eine Anstellung im russischen Staatsdienst bewerben, um vielleicht so seine Reise nach dem Ural auszuführen. „Das aber“, sagt Baer, „fand ich zu gewagt, denn ich wußte, daß alle in dieser Beziehung gehegten Hoffnungen einerseits und gemachten Versprechungen andererseits zu nichte würden, sobald ein Wechsel der

maßgebenden amtlichen Personen stattfände. Diese Besorgniß theilte ich meinem Collegen Frähn mit. „Wenn Reguly mit unserer Unterstützung nach dem Ural reisen könnte“, meinte Frähn, „so gäbe ich so und so viel“. Baer zeichnete nun ebenso viel, und auch andere halfen, bis die erforderliche Summe beisammen war. So reiste Reguly am 9. October 1843 von Petersburg auf Kosten der russischen Akademiker nach dem Ural. Da die Sache sich so verhält — und daß sie in der That sich so verhält, beweisen Reguly's Briefe — so können wir leicht begreifen, daß die Aeußerung des Preßburger Correspondenten den Petersburger Gelehrten sehr wehe that, besonders aber Baer, den Reguly wie einen Vater verehrte, und das mit Recht*).

Ich theile noch einen Zug aus dem Artikel „Dichtung und Wahrheit“ mit. „Im J. 1842“, erzählt Baer, „hatte sich der ungarische Reisende, der mich öfters zu besuchen pflegte, mehrere Wochen lang nicht gezeigt. Als ich mich nach ihm erkundigte, hörte ich, daß er seine Wohnung verändert habe und daß man ihn krank vermüthe. Ich entschloß mich sogleich, ihn aufzusuchen. Da ich aber nur den Stadttheil erfahren, in welchen er gezogen, aber weder Straße noch Hausnummer kannte: so suchte ich mir unter den Lohnkutschern einen solchen heraus, dessen Physiognomie einen herzlichen Ausdruck zeigte und sprach zu ihm: „Höre Freund, ich muß einen jungen Ungarn aufsuchen, der mir empfohlen ist. Wie ich höre, ist er sehr krank und seine Mutter weiß nicht einmal etwas davon. Vielleicht stirbt er gar, und wir können dann nicht einmal sagen, daß wir ihm in seiner Krankheit beigekommen haben. Wir müssen ihn also auffuchen; ich weiß aber nur, daß er in dieser Gegend wohnt, kenne aber das Haus nicht. Willst Du mich fahren und mir ihn suchen helfen? Du kannst besser sprechen und umherfragen als ich: erkundige Du Dich in jeder Handlung und ich will die Hauswirthes fragen.““ Auf die lange Rede antwortete der Kutscher nur: paidjom — fahren wir! aber in einem Tone, der gewissermaßen zu sagen schien: wir werden ihn schon finden, wozu die lange Rede! — Das Suchen war äußerst schwierig, zumal ich den Vornamen von Reguly's Vater nicht kannte, der gewöhnliche Russe sich aber um den Familiennamen gar nicht bekümmert, sondern jeden nach dem Taufnamen seines Vaters benennt. Nach drei Stunden langem vergeblichem Suchen fanden wir endlich Reguly; er war in der That krank. Der Kutscher blickte zur Thür hinein, und als er den Patienten sich mit Mühe im Bette aufrichten sah, wollte er keine Bezahlung annehmen.“

*) Siehe „Reguly-Album“ von Toldy. Pest 1850.

Schließlich sei erwähnt, daß Reguly durch Vermittelung Baer's auf den Wsewolowsky'schen Gütern im Ural wirklich gastfreundlich aufgenommen und lange bewirthet wurde.

Soviel hierüber. Da ich augenblicklich von der Dom- oder Ritterschule handle, so wäre es wahrhaftig Undank gewesen, des Baerjubiläums sowie jenes Buches, das die estnische Ritterschaft ihm zu Ehren herausgab, nicht zu gedenken. Die Biographie, der ich das, was der Leser hier von Reguly und Baer gehört, entnahm, ist für uns gewiß interessant. —

Die heutige Verfassung und Leitung der Domschule ist folgende: Sie besteht aus sechs Classen, von denen die dritte in zwei Abtheilungen zerfällt; die Reihenfolge derselben ist, von oben angefangen: Prima, Secunda, Ober-Tertia, Unter-Tertia, Quarta, Sexta. Ordentliche Lehrer sind zehn; außerdem sechs außerordentliche für Zeichnen, Gesang, Gymnastik u. s. w.

Das Curatorium der Schule bestand auch im J. 1869 aus jenen sechs Gliedern, die ich bereits erwähnt habe, als den zwei vom Landtag gewählten und den vier Vertretern der einzelnen Kreise.

Die Gymnasien der baltischen Provinzen, sowie die finnischen und die russischen im Allgemeinen, bestehen aus sieben Classen. Wenn wir den Lehrplan eines Petersburger Gymnasiums zur Hand nehmen, so finden wir, daß man die lateinische Sprache schon in der untersten oder ersten, die griechische aber in der dritten zu lehren anfängt. Im Ganzen werden der lateinischen Sprache 34, der griechischen 24 Stunden wöchentlich gewidmet. Außer diesen beiden Sprachen lehrt man russisch und slavonisch wöchentlich 24, französisch und deutsch wöchentlich je 19 Stunden. In Petersburg lernen also die Knaben in der ersten, der untersten, Classe des russischen Gymnasiums gleich fünf Sprachen: russisch, slavonisch, lateinisch, französisch und deutsch. Ebenso viel Sprachen lernt man in dem deutschen Annengymnasium, mit dem Unterschiede, daß dort der russischen Sprache noch mehr Stunden gewidmet sind. Es ist für uns Ungarn gut, das zu wissen, die wir geneigt sind, wegen der vielen Sprachen das Griechische fallen zu lassen, was man nirgends in Europa, mit Ausnahme der Türkei, zu thun wagt. Die vielerlei Sprachen sind gewiß ein Uebel; aber in den französischen Gymnasien wird dies Uebel eher gesucht, denn gemieden; hier sind die französische, lateinische und griechische, die deutsche und englische Sprache obligatorische Lehrgegenstände und je nach den Umständen tritt an Stelle der englischen die spanische oder italienische Sprache. Wie groß aber auch das Uebel der Sprachen-

mannigfaltigkeit sei, wir Ungarn können es unter allen Völkern in Europa am wenigsten vermeiden.

Von Reval führt ein interessanter Weg nach Katharinenthal, das von zahlreichen Badegästen heimgesucht wird. Hier liegt das Haus Peters des Großen, das er sich bei seinem Aufenthalt in Reval bauen ließ; es ist klein und anspruchslos und wird von den es umgebenden Bäumen nahezu bedeckt. Auch einige Denkmale des großen Mannes befinden sich hier; wir konnten sie aber leider nicht sehen, da der Aufseher des Hauses nicht gegenwärtig war und wir keine Zeit fanden, uns noch einmal deshalb hinzubemühen.

Ein weitergelegenes Ausflugsziel ist Kosch, das jenseits des Katharinenthals am nördlichen Theil des Hafens liegt und mehrere hübsche Wohnungen und Unterhaltungsplätze dem Revaler Besucher darbietet; der Brigittenfluß hat sich hier ein tiefes Thal gegraben, das mehrere interessante Landschaftspanoramen zeigt. Das interessanteste und gleichzeitig größte Panorama aber ist der Hafen selbst mit dem sich ausbuchtenden Meere, an dessen jenseitigem Ufer Reval mit dem Clausenthurm hervorragt, während diesseits die Brigittenruine gleichsam die verschwundenen Jahrhunderte bezeugt. Bei schönem Wetter kann man sich kaum einen angenehmeren und an Abwechslung reicheren Unterhaltungsort wünschen, als Kosch.

Da wir zur Brigittenruine gehen wollten, so eilten wir zunächst an dem linken Ufer des Flusses abwärts und ließen uns dann an der dazu bestimmten Stelle übersetzen. Von dem einst zu Ehren der heil. Brigitta erbauten Kloster haben sich noch die vier Steinwände der Kirche und der ganze Vordertheil mit den bogenförmigen Fenstern erhalten.

Der Platz vor der Kirche ist jetzt der Gottesacker der Umgegend; mehrere Wohnhäuser umgeben ihn, darunter ein größeres hotelartiges aus Mauerwerk, in dem man auch speisen kann. Am Ufer lauern auf den Aussteigenden estnische Kinder, welche das Thor zu öffnen eilen, um einige Kopfen zu bekommen. Auf dem Friedhof bezeichnen einfache Kreuze die Gräber, an denen gewöhnlich Inschriften, manchmal längere Verse, zu lesen sind. Beinahe überall heißt es: Siin hingab Jummala rahhoga = hier ruht im Frieden Gottes, worauf der Name des Todten u. s. w. folgt. Hier ein Beispiel der religiösen Dorfpoesie; ich führe es mit der Orthographie, in der es geschrieben, an:

Oh armas hing, kus olled läinud?
Kus on sind surma-ingel viind?
Ta on sind Issa kotta kannud,
Ning riust rahho sisse viind!
Meid peab weel mailm siin vangis,
Ni mitme patto võrguga:
Sa agga laulad paradisis,
Kus tuhhat laulvad sinnoga.

(O theure Seel, wohin gingst Du?
Wohin trug Dich des Todes Engel?
Er führte Dich in Gottes Haus,
Zur Ruhe aus dem Kampfe.
Wir sind noch im Kerker dieser Welt,
Im Neze mancher Sünden:
Du aber singst im Paradies,
Wo tausend mit Dir singen.)


Da die Ruine auf einer dem Meere zugewandten Anhöhe liegt, so verspricht sie von weitem viel mehr, als man in der Nähe findet: aber die düstere und ernste Masse ist doch nicht ohne Wirkung. Die spitzbogige Thüre ist niedrig, als ob das Fundament tief in der Erde säße; drinnen herrscht feierliche Ruhe; der Boden ist mit Gras bewachsen, das man abmähen kann; die starken Wände zeigen noch die Fensteröffnungen und die Bogen der verschwundenen Gewölbe; aber innen keine Spur mehr von einem Pfeiler. In einem Winkel ist ein steinerner Treppenaufgang, der vielleicht zu den Klosterzellen führte: von diesen sind aber wenig Ueberbleibsel zu erblicken. Als wir uns an den Wänden umsahen, fanden wir an einer Stelle eine Oeffnung mit einer Thür; vor der Thür trocknete Gras. Hier wohnt also Jemand, der Futter für den Winter sammelt. Bald erblickten wir eine Frau, die auf dem Kopfe die bekannte Revaler Haube trug; sie war mit Wollestricken beschäftigt. So gut ich konnte, frug ich estnisch: Wohnst Du hier? (denn das Duzen ist hier allgemein). — Ja. — Auch im Winter? — Jah, ning talvel = Ja (das spricht man sehr stark aus) auch im Winter. — Wo ist Dein Mann? — Er ist vor zwei Jahren gestorben. — Bist Du allein? — Ei, kaks laps on mul = nein, ich habe zwei Kinder; einen Knaben und ein Mädchen, die im Tagelohn arbeiten. Ich bat sie, uns ihre Wohnung zu zeigen, wozu sie mit Vergnügen bereit war. Wir krochen durch die niedrige Oeffnung und gelangten an einen höhlenartigen Ort, dessen Decke gewölbt und von Rauch geschwärzt war. Wir fanden hier verschiedene Spinnvorrichtungen und andere Werkzeuge, eine Drechslerbank, ein Stemmeisen u. s. w.,

denn ihr Mann war ein puu-sep gewesen. Puu-sep = Holzarbeiter, was Zimmermeister, Drechsler, Tischler, Wagner u. s. w. bedeutet. Auf der Bettstelle lag kaum etwas Bettzeug. — Dieses Local ist also die toadine, Vorstube des Zimmers. Von hier führte uns die Frau ins Zimmer (tuba, ungarisch szoba). Die Fenster sind klein und mit Glasscheiben versehen, der Herd steht frei an der Wand, daher auch die Decke des Zimmers so ruffig ist. Auch hier finden wir verschiedene Gefäße. Aus dem Zimmer gingen wir noch in verschiedene Kammern, aus diesen in einen kleinen Stall, woselbst sich ein kleiner eingezäunter Raum, ein Garten, befindet. Zur Zeit des Klosters mag hier ein Wachthaus gestanden haben.

Aus der niedrigen Höhle hervorkriechend, sagte ich zu meinen Begleitern: Jetzt habt ihr eine estnische Bauernwohnung gesehen. Darauf rief ich die Frau nochmals heraus und fragte sie, ob sie auch Bücher habe? O ja, sehr viele, war die Antwort. — Und von einem Gestelle im Vorzimmer nahm sie drei Bücher herab und präsentirte sie uns. Das eine größere, in schwarzes Leder gebunden, war die Bibel; das zweite, in Quartformat, eine Sammlung der an Sonntagen üblichen Evangelien und Episteln mit Betrachtungen, also eine Postille; das dritte, etwas abgenutzte in Octavformat, „Eesti maa rahva ja kiriko raamat“ = das estnische Volks- und Gesangbuch (s. die Anmerkung S. 99), welches die Frau laulu-kirj = Gesangbuch nannte. Also selbst ein so einsam Lebender besitzt so viele Bücher zu seiner Erbauung! — Wer lehrt Deine Kinder lesen? frug ich. — Meie õpetame lapsi lugeda = wir selbst lehren die Kinder lesen!

Als wir zurückkehrten, erglänzte das Meer goldig im Abendlicht und über den düsteren Ruinen lächelte der nordische Abend. Uns gefiel der Ort so sehr, daß wir noch einmal eine Wasserparthie dorthin unternahmen. Das Wetter war diesmal wohl etwas windig, das hielt uns jedoch nicht zurück; da die Bootleute den Weg oft fahren, so kann man sich ihnen schon anvertrauen. Als wir weiter hinauskamen, wo die Bewegungen des Meeres nicht mehr von den Ufern des Hafens gebrochen werden, schaukelte auch unser Kahn hübsch auf den unter uns dahineilenden Wogen. Wir stiegen am Brigittenufer aus, besuchten noch einmal die interessante Ruine und ihre Umgebung und ergözten uns an dem Glanze des Meeres. Bald aber begann der Himmel sich zu trüben, der Wind blies stärker und stärker. Wir kamen uns schon als erfahrene und kühne Schiffer vor und eilten deshalb nicht sehr zurück. Kaum aber hatten wir das Ufer verlassen, so mußten wir wahrnehmen, daß immer größere und größere Wogen sich gegen uns wälzten. Die

Ruderer lenkten geschickt und vorsichtig derart den Kahn, daß er immer den Wellen entgegenfuhr. Diese nahmen ihn dann leicht auf ihren Rücken und setzten ihn ebenso leicht wieder ab. Aber der Mensch fühlt sich in solchen Momenten ohnmächtig und schwach; wir zeigten einander keine Furcht, aber wir saßen still und lautlos und beugten uns jedesmal ein wenig, so oft die krausen Wogen über die Flanken des Kahnes spritzten und den Bornesschaum auf unser Haupt gossen. Doch ärgerte es uns, daß unser Kahn gar nicht vorwärts zu kommen schien. Der kleine Weg dauerte länger als zwei Stunden. Endlich stieß unser Fahrzeug an's Ufer und wir sprangen freudig an's Land.



IX.

Der frühere Zustand der Esten.

(Das Interesse für die vorhistorische Zeit der Nationen. Heinrich der Letzte beschreibt als Augenzeuge die Eroberung der baltischen Provinzen. Wie betrugen sich die unterdrückten Letten gegen die Christen? Die vier Bezirke der Liven. Sie fühlen zuerst die Wirkung der Eroberung; sie empören sich mehrmals. Unter ihnen entsteht die *Advocatia*, welche bald in Verfall geräth. Die christlichen Liven sind grausam gegen die Esten. Der Live *Kaupo* ist treu. Die Bezirke der Esten; sie vertheidigen sich energisch. Der Este *Lembit*. *Kilegund*. *Maja*. *Maleva*. *Nagat* = Häute als Geld. Estnische Städte. *Tharapita*. *Losung*. Die Sage. *Taara*. *Ukko*. *Jumal*. *Wanemuine*. Dem Menschengeschlecht gehen Riesen voran. *Kalev*. *Kalev's Sohn* = *Kalevipoeg*. Geschichte der *Kalevipoeg-Sage*. Die Sänge (Betten) des *Kalevipoeg*. Die Sage ist nur ein Bruchstück.)

Sowie Jugend und Kindheit des Menschen besonders anziehend sind, so erscheint uns auch jene Periode der Nationen, welche der historischen Kenntniß vorangeht, in jugendlichem Zauber. Wir wünschen sie kennen zu lernen, selbst wenn wir Grund haben zu zweifeln, daß es uns gelingen wird. Wie sollten also wir Ungarn nicht neugierig sein, die alte Zeit des estnischen Volkes kennen zu lernen, zumal da der sogenannte Heinrich der Letzte die Geschichte der Unterwerfung desselben so eingehend und getreu erzählt; da uns ferner die Sagen überall so lebhaft an das Alterthum erinnern und endlich in der estnischen Sprache selbst ein solches Verhältniß zur ungarischen sich offenbart, wie wir es in keiner bekannten europäischen Sprache (die finnische und lappische natürlich ausgenommen) finden.

Welches war der Zustand der Letten, insbesondere aber der Liven und Esten vor der deutschen Eroberung? Auf diese Frage giebt der bereits erwähnte (s. S. 25) Heinrich der Letzte die getreueste Antwort in dem Buche: *Origines Livoniae sacrae et civilis**). Wer war

*) Zuerst herausgegeben von Johann Daniel Gruber in der Sammlung „*Scriptores rerum Livonicarum*“, in Frankfurt u. Leipzig 1740. Neuerdings

dieser Heinrich, den man den Letten nannte? Aus seinem Buche kann man so viel erfahren, daß ihn der Bischof Albert, der vorzüglichste Beförderer der Eroberung des Landes und der Gründer des Schwertritterordens (s. S. 24—28) erziehen ließ: er nennt sich wenigstens seinen Schüler; ferner, daß er lettischer Abkunft („Henricus de Lettis“) und deshalb in einem deutschen Kloster erzogen worden, damit er als Befehrer, Geistlicher und Dolmetsch der neuen Kirche diene. „Das Buch Heinrich's“, sagt sein letzter Herausgeber, Hansen, „erinnert sowohl nach seiner Schreibweise als seinen Beziehungen und Citaten so sehr an Arnold von Lübeck, daß die Vermuthung nicht zu gewagt scheint, Heinrich sei mit Arnold in einer Schule erzogen worden.“ Nachdem er Geistlicher geworden, schickte ihn der Bischof an die Ufer der Imera (jetzt Sedde), in der Nähe des Burtneeksees, zur Befehrerung der Letten, woselbst er auch seinen Wohnsitz aufschlug *). Dies geschah um das J. 1206. Im folgenden Jahre schickte ihn der Bischof mit Letten und Deutschen als Dolmetscher aus, um mit den Gesandten der Esten zu verhandeln; der Krieg brach aber trotzdem aus und die lettische Festung Beverin wurde von den Esten belagert. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Heinrich durch seinen Gesang den Sturm der Feinde abzuschlagen suchte. Im J. 1212 begleitete er den Rakeburger Bischof Heinrich als Dolmetscher zu den empörerischen Liven, wo er denselben kaum vor der Gefangennahme retten konnte. Als dieser Rakeburger Bischof im J. 1214 im Bezirke Loreida eine Festung erbaute, unterrichtete und taufte dort unser Heinrich die Söhne des Tolavaer lettischen Fürsten Thalibald. Im J. 1215 begleitete er denselben Rakeburger Bischof auf dessen Seefahrt nach Gothland; aber schon im J. 1216 ist er wieder bei dem Feldzug, den man gegen die Esten der Provinz Harrien rüstet. Während des Winters tauft er die Esten in der Provinz Järven; 1218 und 1219 nimmt er auf's neue in einem Kriege gegen dieses Volk Theil. Dann befehrt und tauft er an den Ufern des Emaflusses, um den Wirkssee herum, in Dorpat, in Odenpää, bis nach Wirland hin, wo sein College die Bilder des estnischen Heidegottes Tharapita zerschlägt. Wie es scheint, begleitete er auch den Bischof von Modena und päpstlichen Legaten Wilhelm zu den Letten, Liven und Esten, als dieser das Land im J. 1226 bereisend (s. S. 26), überall die Eingeborenen zur Stand-

besonders von Aug. Hansen „Heinrich's des Letten älteste Chronik von Livland. Aufs neue herausgegeben, mit einer Einleitung und deutschen Uebersetzung u. s. w. Riga 1857. N. Kymmel's Buchhandlung.

*) Ibidem cum eis habitare et plurimis periculis expositus, futurae eis beatitudinem vitae non desiit demonstrare. XI. 7.

haftigkeit im christlichen Glauben, die Herren aber zur Sanftmuth gegen die neuen Christen ermahnte.

Wie er bekennt, schrieb er auf Bitten der Herren und seiner Gefährten die Geschichten, „die ich alle entweder mit meinen eigenen Augen gesehen oder gehört habe von solchen, die gegenwärtig waren (quae vidimus oculis nostris fere cuncta, et quae ipsi non vidimus propriis oculis, ab illis intelleximus, qui viderunt et interfuerunt).“ Auch läßt sich dem Buche, wie der Herausgeber desselben bemerkt, entnehmen, daß Heinrich dasselbe wahrscheinlich auf einmal im Zusammenhange verfaßt hat, etwa von 1223, dem 25. Jahre des Bisthums Albert's, bis zum J. 1226, wo der Legat das neue christliche Land bereiste. Die Eroberung der Insel Oesel erfolgte erst nach der Rückkehr des letzteren, und die Beschreibung derselben wird gleichsam als Nachtrag zu dem bereits fertigen Werke gegeben.

Heinrich untersucht weder die Ursachen der Ereignisse, noch beschäftigt er sich mit den Charakteren der handelnden Personen, er erzählt einfach, was er gesehen und gehört hat; aber er behauptet von sich, daß er nur die Wahrheit geschrieben habe; ohne Vorliebe und Haß, Niemandem schmeichelnd, von Niemandem Nutzen erwartend (non adulationis aut lucri alicujus temporalis gratia, neque in amorem aut odium alicujus sed nuda et plana veritate). Er weiß auch, was im Auslande geschieht, denn Bischof Albert zog jährlich nach Deutschland und zum Papst, um neue Krieger zum Kampf gegen die Feinde, d. h. gegen die zu befehrenden und zu unterwerfenden Liven und Esten zu werben: es erscheinen fortwährend Geistliche, Bischöfe und Krieger aus anderen Ländern auf dem Schauplätze; Livland und Estland waren also von der übrigen civilisirten Welt nicht abgeschlossen. Heinrich kennt außer der lateinischen Sprache, in der er schreibt, und die damals die Sprache der Wissenschaft im ganzen Abendlande war, deutsch, lettisch und livisch-estnisch; er bekleidete oft das Amt eines Dolmetschers; ihm konnten demnach auch die Völker, unter denen er sich bewegte, genau bekannt sein.

Nach Angabe Heinrich's nahmen die Letten das Christenthum, das ihnen die Deutschen brachten, willig auf. Ja selbst die, welche von den Russen befehrt waren, gingen später zur lateinischen Kirche über, da sie wünschten, durch Bischof Albert und seine Krieger von der Steuer befreit zu werden, welche sie den russischen Fürsten zu Pleskau und Polozk zahlen mußten. Die Letten hatten vor der deutschen Eroberung einerseits von den Litthauern, andererseits von den Liven und Esten viel zu leiden gehabt. „Sie freuten sich der Ankunft des Geistlichen (gaudentes de adventu sacerdotis, utpote a Letthonibus — so nennt er die

Ritthauer — saepius vastati et a Livonibus semper oppressi).“ „Die Letten“, so sagt Heinrich an einer anderen Stelle, „waren vor Aufnahme des Christenthums unterjocht und verachtet (humiles et despecti), und litten viel Kränkung von den Liven und Esten.“ Darum verbündeten sie sich nie mit diesen, welche die christlichen Befehrer verjagen wollten, sondern schlossen sich trotz ihres Heidenthums den letzteren an (adhuc pagani vitam christianorum approbantes et eorum salutem affectantes); und nachdem sie sich unterworfen und Christen geworden, empörten sie sich nie und blieben stets treu. Es erleichterten also die Letten den Deutschen die Eroberung sehr und kämpften auch als deren Bundesgenossen erbittert gegen ihre früheren Unterdrücker. Unter den Letten, welche sich vorzugsweise auszeichneten, erwähnt Heinrich insbesondere Thalibald und seine Söhne, sowie Ruffinus.

Die Liven vertheilten sich zur Zeit der Eroberung in vier Bezirke. 1) Ein Theil wohnte an den Ufern der Düna, wo Heinrich speziell die Holmer, Uesküler, Lennwarder und Msherader Liven erwähnt; 2) die Toreidaer Liven breiteten sich an den Ufern der Goiva (deutsch Na) aus; Toreida (deutsch Treiden) war die Hauptprovinz der Liven. 3) die Mege-poler Liven waren den Küsteneften einerseits und den Liven von Toreida und Idumäa andererseits benachbart. 4) Die Idumäer Liven wohnten am Flusse Koop.

Da die Liven dem Angriffe der Eroberer zunächst ausgesetzt waren, und die hinter ihnen wohnenden Letten sich allsogleich und leicht mit den Christen verbündeten, so hatten sie am meisten die Verheerungen des Krieges zu erfahren. Sie unterwarfen sich nur schwer und empörten sich öfters, besonders in Toreida. Immer mehr und mehr schwand in der Folge ihre Zahl; ihre Sige nahmen später die Letten ein. So lange die Liven Heiden waren, gab es stets Feindseligkeiten unter ihnen, denn Gewalt galt bei ihnen für Recht, wie Heinrich erzählt. (Gens enim Livonum quondam erat perfidissima; et unusquisque, dum modo fortior erat, proximo suo, quod habebat, auferebat vi.) Nach Aufnahme des Christenthums waren sie gezwungen, der Gewaltthätigkeit zu entsagen, was sie anfangs nur ungern thaten; wem jetzt etwas geraubt worden, der durfte sich nicht mehr eigenmächtig Genugthuung verschaffen. Darum forderten sie in der Folge den tausenden Priester auf, unter ihnen nach den Gesetzen der christlichen Kaiser Recht zu sprechen. So entstand das Amt der Advocatie, welches ein richterliches Amt war (aus dem Worte Advocat bildete sich später der deutsche Vogt). „So lange dies Amt gerecht geführt wurde“, sagt Heinrich, „war das Volk glücklich; aber bald kam dasselbe an parteiische und geldsüchtige Menschen,

und die Advocatie gerieth nur zu sehr bei allen Liven Esten und Letten in Verfall (*nimis est depravatum*).“ Uebrigens verübten auch die christlichen Liven im Heere der Eroberer furchtbare Grausamkeiten gegen die heidnischen Esten und wetteiferten hierin mit den Letten. Sehr richtig schreibt Heinrich von ihnen, daß Liven und Letten, grausamer als andere Nationen, nicht nach dem Beispiele des Knechtes im Evangelium Erbarmen hatten mit ihren Mitknechten; sie mordeten Kinder und Frauen und schonten Niemanden im Dorf und auf dem Felde (*per campos et villas nemini parcere voluerunt*).

Unter den Häuptern der Liven erwähnt Heinrich Afo, Afo, Anno, Azzo, Kaupo, Dabrel und Andere; als besonders hervorragend nennt er Kaupo. Dessen Sitz und Feste war Toreida, an der Goiva, an deren jenseitigem Ufer die Festung Dabrel's stand. Kaupo war gleichsam der König unter den Liven (*quasi rex et senior Livonum fuerat*). Er wurde gleich Anfangs, zur Zeit des Bischofs Meinhart, Christ und blieb beinahe bis zum Märtyrertum standhaft im neuen Glauben. Wenn die Umstände ihn begünstigt hätten, so wäre er vielleicht seinem Volke ein königlicher Prophet geworden: so aber war er nur ein sich aufopfernder Bundesgenosse der christlichen Eroberer. Als der Bischof Albert den Treidaer Bischof Theodorich, der später Bischof von Estland wurde, zum Papst schickte, nahm Theodorich Kaupo als Reisegefährten mit und stellte ihn Innocenz III. vor. Der Papst empfing ihn gnädig, küßte ihn, befragte ihn viel über die Befehrung seines Volkes und beschenkte ihn reichlich. Kaupo hatte auch die deutsche Sprache erlernt und blieb ein so treuer Bundesgenosse der Christen, daß er dieselben gegen seine eigene Festung, welche die Liven eingenommen hatten, anführte. Sein Sohn Berthold und sein Schwiegerjohn Wane waren gleichen Sinnes. Beide kämpften an der Imera gegen die heidnischen Esten und fielen in der Schlacht 1210. Kaupo wirkte auch nachher bald als Vermittler zwischen Siegern und Besiegten, bald als Kriegsgenosse, bis endlich auch er 1217 im Kampfe gegen die Saccalaer Esten fiel. Nach Heinrich starb er als gläubiger Christ, nachdem er alle seine Besitzungen unter die Kirchen Livlands vertheilt hatte. Es beweinten ihn der Graf Albert von Orlamünde, ebenso der Abt des Stiftes und seine anderen Gefährten (*et luctum habuerunt super eum tam comes Albertus quam abbas et omnes, qui erant cum eis*). Damals nämlich hatte sich ein großes Heer von Schwertrittern, Liven und Letten gegen die Esten gesammelt, darunter der Graf Albert. Auch Kaupo war dabei, denn er „versäumte nie die Schlachten und Feldzüge des Herrn (*Caupo fidelissimus, qui proelia Domini simul et expeditiones nunquam neglexit*).“

Was nun die Esten betrifft, so unterrichtet uns Heinrich über diese am besten. Ihre Wohnsitze waren: die Meeresküste (maritima), die heutige Wiek, Harria, Gervia, Vironia, Ugaunia, Saccala und Osilia. Die vier ersten sind die vier heutigen Bezirke Estlands: Wiek, Harrien, Järwen, Wirland; wir sehen also, daß diese Eintheilung des Landes aus der heidnischen Zeit stammt. In Ugaunien waren die Festungen Dorpat, Odenpää, Somelinde und der Emafluß; Heinrich übersetzt Odenpää mit Bärenkopf (caput ursae), den Emastrom mit Mutterfluß (mater aquarum). Das alte Ugaunien finden wir demnach in dem heutigen Bezirk Dorpat, zwischen dem Wirz- und Peipussee. Es ist sonderbar, daß Heinrich, der auch die Provinzen Narva und Ingermanland kannte und mußte, daß sie dem Fürsten von Nowgorod tributpflichtig waren, den Peipus nie erwähnt. Und doch nennt er den an den Peipus grenzenden Theil Ugauniens, Vaiga oder Vagia.

Saccala war gleichfalls bedeutend durch seine berühmte Festung Williende (Fellin) am Wirzsee; das alte Saccala ist also ein Theil des heutigen Bezirkes Fellin. Ugaunien und Saccala gehören heute zu Livland; seine Bewohner sind jedoch auch heute noch Esten.

Heinrich erwähnt noch besonders: die Revaler Gegend mit der Festung Lindanissa; Rotalia, in der Provinz an der Meeresküste, mit der Festung Real; Mocha, zwischen den Provinzen Järwen und Wirland und andere.

Osilia (Desel) ist auch heute noch eine gesonderte Landschaft, gehört aber zu Livland. Hier war Balbia die stärkste Stadt (fortior urbs inter alias urbes Osilianorum).

Die Esten vertheidigten sich am hartnäckigsten. Das Haupt der Saccalaer Esten, Lembit, forderte nicht nur die Esten, sondern auch die Russen zu einem Bündniß gegen die deutschen Eroberer auf. Dies verursachte den großen Feldzug, in dem Kaupo fiel. Gegen ein ähnliches Bündniß war der Bischof Albert genöthigt, auch bei dem dänischen König Waldemar II. um Hilfe nachzusuchen, der, wie wir wissen, im J. 1219 in Estland landete und die Festung Reval erbaute. Mit der Einnahme der Festung Dorpat hatte der Krieg und die Eroberung zu Lande ein Ende: die Insel Desel huldigte jedoch erst im J. 1227.

Die Liven und Esten wohnten also zur Zeit der deutschen Eroberung in besonderen Provinzen. Sie hatten Städte, Festungen und Dörfer; ihre Häupter, die Heinrich „Seniores“ nennt (auch heute nennt man den Vorgesetzten vanem, ungarisch vénebb = Aelteren), wohnten in Festungen. Die Provinzen waren in Bezirke getheilt, die Heinrich kilégunda oder kiligunda nennt. Noch heute heißt die Kirchen-

gemeinde kihelgond, die gewöhnlich mehrere Dörfer umfaßt; auch bei den Finnen bezeichnet kihlakunta einen District oder kleinen Bezirk. Dieses kilegunda kam auch bei den Kuren vor; es war demnach eine allen diesen Völkern gemeinschaftliche Institution. Heinrich erwähnt namentlich die Kilegunden in Ostlien und an der Meeresküste, „maritima cum septem kilegundis“, — „de cunctis urbibus et kilegundis Osiliae“; sie kommen aber auch anderswo vor. Ich theile noch folgende Stelle mit, weil sie uns zeigt, auf welche Weise die Eroberer vorgingen und welche Ordnung sie einführten. „Bischof Herrmann, der nach Theodorich Bischof von Estland wurde und in Dorpat eine Festung gründete (s. S. 80), ging mit seinen Leuten nach Ugaunien und begann die Festung Odenpää zu erbauen, setzte in dieselbe wackere und edle Ritter und gab jedem einen Bezirk, d. i. eine kilegunda, zu Lehen (donans unicuique eorum provinciam, id est Kylegundam unam in feudum); außerdem nahm er viele Deutsche auf, die in der Stadt wohnen, die Felder und die Festung gegen die Feinde beschützen und die Esten unterrichten sollten. Letztere ließ man jedoch, da man ihnen noch nicht vertrauen konnte (tanquam perfidos adhuc), nicht in der Stadt wohnen.“

Die Kilegunda war aber nicht der höchste politische Verband, sondern nur Theil eines größeren Ganzen, das Heinrich maja nennt. Z. B.: ad villam Lembiti, uti fuerat Maja, id est collectio eorum (beim Dorfe Lembit's, wo die Maja war, d. h. die Versammlung derselben). Oder: ad villam, quae Carethen vocatur, ubi Maja, id est congregatio eorum fuerat (beim Dorfe Careten, wo die Maja u. s. w. war). Auch ein besonderer Name für ein größeres Kriegsheer kommt bei Heinrich vor und lautet maleva. „Es entstand ein großes Geschrei“, sagt er an einer Stelle, „und die Unserigen liefen von allen Seiten zu den Waffen und riefen: die große Maleva der Heiden kommt gegen uns (clamantes, magnam paganorum malevam contra nos venientem).“ Das Wort maja bezeichnet jetzt Quartier, sowohl im Estnischen als im Finnischen; das Wort maleva ist meines Wissens gegenwärtig nicht mehr bekannt.

Wir sehen aus alledem, daß die Liven und Esten auf jener Stufe der politischen Entwicklung standen, die überall der Monarchie voranging, und die nirgends im Stande war, der fremden Eroberung zu widerstehen.

Die sociale Entwicklung war vielleicht ein wenig weiter gediehen als die politische. Die Esten waren Ackerbauer und Viehzüchter, was schon ihre Dörfer, Städte und Festungen beweisen, wenn es auch der Geschichtschreiber nicht besonders erwähnen würde. Darum machten die

Angreifenden immer große Beute an Vieh und Getreide. Auch die Bienenzucht war üblich; die Bienenstöcke erwähnt der Erzähler oft. Ihr Geld nennt er *nagat* (et acceperunt ab eis quadringentas marcas *nagatarum* et recesserunt ab eis). Dies Wort heißt jetzt *nahad* und kommt von *nahk* her, was im Finnischen und Estnischen Fell, Haut bedeutet; bei den nördlichen Völkern galten Felle im Verkehr als Geld; mit Fellen bezahlten sie auch ihre Steuer*); die sibirischen Völker thun dies noch heutigen Tages.

Die estnischen Festungen verdienen es, daß wir sie noch einiger Aufmerksamkeit würdigen. Wenn auch ihr Bau nicht im Stande war, der Kriegskunst der Belagerer lange Widerstand zu leisten, so war doch ihre Lage, wie es scheint, sehr gut gewählt, denn die Sieger erhielten viele derselben und befestigten sie in zweckmäßiger Weise. So entstanden z. B. die Festungen *Reval*, *Dorpat*, *Fellin*, *Odenpää* **).

Die Forschungen der Neuzeit haben zweiundfünfzig solcher estnischer Festungen zu Tage gefördert***). Dies deutet jedenfalls darauf hin, daß die alten Esten nicht wenig bauten, was aber doch wieder nur bei etwas entwickelteren socialen Verhältnissen möglich ist. Heinrich erwähnt unter anderen oft die Provinz und Festung *Soontagana*, welches Wort so viel als „jenseits des Morastes“ bezeichnet. Auch das ungarische *Sár-vár* bedeutet so viel als eine im Morast erbaute Festung. Eine solche Festung war auch das alte estnische, in der heutigen Provinz *Wief*, nicht weit von *Fickel* (*Vigola-moisa*) gelegene *Soontagana* (*castrum Soontagana*), das die Christen im J. 1215 nur nach langer Belagerung und durch Vertrag in ihre Macht bekamen. — Das Volk nennt an vielen Orten die alten estnischen Festungen, sowie auch *Soontagana*, *maalin* (ungar. *föld-vár*), d. i. Erdveste.

Auch über die Religion der Liven und Esten theilt Heinrich Einiges mit. Mit Ausnahme von *Tharapita* erwähnt er übrigens keinen der

*) Daß auch in Ungarn früher die Steuer mit *Marderfellen* gezahlt worden, wissen wir aus dem Gesetzbuch. Ein Gesetz *Andreas' II.* vom J. 1222 z. B. besagt: *Marturinae juxta consuetudinem a Colomanno rege constitutam solvantur* (Art. 27). — In dem Gesetze *Albert's* vom J. 1439 finden wir folgende Stelle: *Mardurinas in regno Sclavoniae exigi consuetas, more alias ab antiquo consueto, exigi faciemus* (Artic. 7). —

***) Dieses Wort schreibt man auch *Odenpää*. *Ott*, *ote* ist ein altes Wort und bedeutet: *Bär*; im Finnischen *otso* und *ohto* = *breitgestirnt*, dann ebenfalls *Bär*. Statt *ote* in der alten Sprache später *oden*, und wegen des darauf folgenden *p*: *odem*. *Odem-pää* = *Bärenkopf*.

****) Notizen über einige Burgwälle der Ureinwohner *Liv-* und *Estlands*. Von Dr. A. Suel. (Verhandl. der Ges. Estnischen Gesellsch. I. Bd. 1. Heft.)

heidnischen Götter, deren Namen die Sprache bis heute erhalten hat. An der Gränze der Provinzen Färwen und Wirland „war ein Berg und ein sehr schöner Wald, in welchem der große Gott der Deseler, Tharapita genannt, geboren wurde, und von welchem er nach Desel flog, wie die Einwohner erzählen (dicebant indigenae).“ Als Heinrich mit einem andern Priester daselbst taufte, nahm dieser die heidnischen Götzen und zererschlug sie mit einer Hacke. Die Heiden erstaunten, daß aus den zererschlagenen Bildern kein Blut floß und glaubten nun um so leichter den Priestern. — Noch in der letzten Entscheidungsschlacht riefen die Deseler den Tharapita an, waren aber gezwungen, sich zu ergeben und christliche Geistliche aufzunehmen, welche Christum predigten und Tharapita mit den übrigen heidnischen Götzen hinauswarfen (presbyteros secum ad sua castra ducunt, qui Christum praedicent, qui Tharapita cum ceteris paganorum diis ejeciant).

Die Treidener Liven wollten den bekannten Theodorich ihren Göttern opfern, denn ihre Saaten wurden durch Ueberschwemmungen zerstört, die sie ihm zuschrieben. „Das Volk versammelte sich und durch's Loos befragte man die Götter, was mit Theodorich zu geschehen habe. Man legte eine Lanze auf die Erde, doch das darübersteigende Pferd erhob zuerst den Fuß des Lebens*). Theodorich betete und segnete mit seinen Händen das Volk. Der heidnische Priester (ariolus) behauptete, der Gott der Christen sitze auf dem Pferde und lenke den Fuß desselben, man müsse also seinen Rücken abwischen, damit der Gott herunterfalle. Es geschah, doch das Pferd trat wieder mit demselben Fuß über die Lanze und das Leben Theodorich's war gerettet.“ Hier hat Heinrich das Orakel eingehender geschildert. An anderer Stelle sagt er bloß: „sie warfen das Loos, um die Götter zu befragen.“

Die Kuren haben gleich im Anfange mit den Christen Frieden geschlossen und denselben durch Bluteid bekräftigt (quam pacem, sicut mos est paganorum, sanguinis effusione stabiliunt).

Die Todten wurden verbrannt. Wenn die Heiden irgendwo die Christen vertrieben hatten, so gruben sie jene aus und verbrannten sie, denn sie wollten die christliche Weise selbst an den Todten nicht dulden.

Soweit Heinrich der Letzte über den einstigen Zustand der Liven und Esten. Es zeigt, daß diese Völker längst jenen Zustand verlassen hatten, der weder Viehzucht noch Ackerbau kennt. Ihre Festungen, Städte und Dörfer, mögen wir uns auch noch so bescheidene Vorstellungen

*) Der eine Fuß des Pferdes bedeutete Tod, der andere Leben, und je nachdem dasselbe diesen oder jenen vorsetzte, galt das Schicksal nach dem Willen der Götter entschieden.

von denselben machen, waren derart, daß auch die Sieger sie dieser Bezeichnung würdigten. Auch beweisen dieselben, daß die Liven und Esten seit Jahrhunderten in dem Besitz des Landes waren, in welchem sie die deutschen Eroberer vorfanden. In die Ortsnamen scheinen darauf hinzudeuten, daß sie die ersten Bewohner waren, wenigstens in dem Sinne, daß wir von keinem Volke, das ihnen vorangegangen wäre, eine Spur zu entdecken vermögen.

Wenden wir uns nun zur Sage, welche die vorhistorische Zeit des estnischen Volkes erfüllt.

Überall lebt im Munde des Volkes die Ueberlieferung und vererbt sich von Generation zu Generation: die bedeutendste und werthvollste ist die Sprache selbst. Das estnische Volk besitzt jedoch außer dieser jedem Volke eigenthümlichen noch ganz spezielle Traditionen, welche selbst dann unsere Aufmerksamkeit verdienen, wenn wir sie einfach an sich, ohne Rücksicht auf die Traditionen der verwandten und benachbarten Völker, betrachten. Erst in neuester Zeit haben diese Erinnerungen des estnischen Volkes über seine einstigen Zustände Beachtung gefunden und sind gesammelt worden. —

In dem dunkeln Alterthum der Völker fließen Mythos und Geschichte ineinander; die Objecte des ersteren scheinen historische Wirklichkeit zu besitzen und auch das wirklich Geschehene bewahrt die Tradition im Gewande der Mythologie. Darum ist es unmöglich, zu bestimmen, wie viel in den estnischen Sagen auf historischer Wahrheit beruht und wie viel davon einzig dem dichtenden Mythos angehört.

Die oberste Gottheit ist Taara, welcher Name ohne Zweifel in dem von Heinrich dem Letten erwähnten Tharapita steckt. Der Glaube an dieselbe wird in der Ueberlieferung der Glaube der Versöhnung (lepingu-usk) genannt: „Der Taara-Glaube — so lautet die Sage — war vor dem Mönchsglauben; zur Zeit des letzteren betete und las man in lateinischer Sprache. Die Mönche fürchteten sehr die Weisen des Versöhnungsglaubens, die die alten Gebete und Segensprüche kannten. Wenn ein solcher Weiser vor Gericht ging, so erhielt er immer Recht, wenn er auch im Unrecht war“ *). Unter dem Glauben der Mönche (munga [monachus, Mönch] -usk) wird allgemein der christliche verstanden; mungad = Mönche konnte auch die Kreuzherren bezeichnen, die, wie wir wissen, Ordensritter waren.

*) Mythische und magische Lieder der Esten, gesammelt und herausgegeben von Fr. Kreuzwald und S. Neus. Petersburg 1854. S. 11.

Der Gott Taara hatte jährlich 3 Feste, an welchen allein man ihn, weil er der höchste Gott war, unmittelbar anrufen durfte; zu andern Zeiten übermittelten ihm geringere Götter die Gebete. An diesen Festen opferte man ihm auch; die besondere Ceremonie des Opfern war das Blutlassen aus dem Namenlosen Finger (so heißt in den finnischen und ungarischen Sprachen der Ringfinger), wobei der Opfernde und Blutlassende folgende Worte sprach: „Mit meinem Blute nenne und bezeichne ich dich, mit ihm bezeichne ich mein Haus, damit es glücklich sei“ u. s. w. Das Blutlassen ist auch für den ungarischen Leser, der die Chronik des Anonymus kennt, der Aufmerksamkeit werth.

Der Taara heißt als höchster Gott vana isa, ungarisch vén atya, deutsch „alter Vater“, wie er in den Mährchen immer genannt wird. Wie jede Mythologie, so knüpft die estnische den Namen des obersten Gottes an gewisse Stellen und Gegenstände, daher Taara-mägi (Taara-Berg), Taara-hiekene (Taara-Hain), Taara-tammi (Taara-Eiche). Von dem Dorpater Domberg sagt man, daß er Taara-mägi (Taara-Berg) hieß; es liegt daher die Vermuthung nahe, daß das Wort Tarto = Dorpat in seiner ersten Silbe ebenfalls nichts weiter als den Namen jenes obersten Gottes, Taara, darstellt.

Eine andere bedeutende Gottheit ist Ukko, der Alte. Ukko ist auch bei den Finnen der Gott des Donners, des Blitzes, überhaupt des Wetters; von ihm also hängt die Fruchtbarkeit ab. Jedes Dorf, ja jede gesondert wohnende Familie hat einen geweihten Stein (uku kivi, ungar. ukko köve, Ukko's Stein) auf dem man im Frühling nach der Saat und im Herbst nach der Ernte dem Ukko opfert. Auch Ukko wird vana-isa oder alter Vater genannt; er ist übrigens auch sonst kaum von Taara zu unterscheiden. — Der Finne sagt vom Donner: Ukko pauhaa, der Alte rollt, der Este: köu müristab, der Köu murrst. Im Uebrigen bezeichnet im Estnischen piker, pikne oder pitkne den Donner, und pikse oder pitkse nooli den Blitz (der Pfeil des pitkne, denn nooli, im Finnischen nuoli, im Ungarischen nyil = Pfeil). Daher auch im Ungarischen isten nyila = Blitz (Pfeil Gottes).

Das Wort jumal, finnisch jumala, bezeichnet Gott, und dieses hat das Christenthum beibehalten. Der Stamm ist jum, gleichbedeutend mit vim, das in dem alten ungarischen vimmaguk = wir beten, erhalten ist *).

*) Daß vimagguc, vimaggomuc (= dem heutigen imádzuk, imádzunk, wir beten), wirklich aus den zwei Wörtern vim-aldani (vim = Gott und aldani, opfern) entstand, beweist die tscheremissische Sprache, in welcher jumo = Gott und ult = opfern, jum-uldem und jum-oltem, ungarisch imádzkozni = beten, jumaldamas

Auch die Esten vergötterten Naturgegenstände, wie ja überhaupt die erste allgemeinste Religion die Naturreligion ist. Ich will jedoch diesen Gegenstand hier nicht ausführlicher behandeln und nur zum Schluß der in Vorstehendem gegebenen Skizze noch dreier Gestalten Erwähnung thun, welche zwischen der Gottheit und den Menschen, zwischen Himmel und Erde schweben, und gewissermaßen die Brücke zur nationalen Sage bilden. Diese drei Gestalten sind Vanemuine, Kmarine und Lämmekune.

Vanemuine (er wird auch Vanamuine geschrieben), heißt im Finnischen Väinämöinen, und ist der Erfinder und Gott der Weisheit, der Zauberei, des Gesanges u. s. w. Fählmann (Verhandl. der Gel. Estn. Gesellschaft, I. Bd. 1. Heft) theilt über den Gesang Vanemuine's folgende schöne Sage mit: „Menschen und Thiere hatten ihre Sprache; gibt es doch heutzutage noch kluge Menschen, welche die Sprache der Thiere verstehen. Aber sie war ihnen nur zum alltäglichen Gebrauch verliehen; darum wurden einst die Thiere zusammenberufen, um auch eine festliche Sprache zu lernen, den Gesang, zur Freude und zum Lobe der Götter. In Folge dessen versammelte sich Alles, was Leben und Odem hatte, im Hain des Taara-Berges. Es entstand ein gewaltiges Sausen in der Luft, denn der Gott des Gesanges, Vanemuine, stieg herab in den Hain. Er strich sein lockiges Haar zurück, schüttelte sein Kleid und griff in die Saiten. Zuerst begann er mit einem Vorspiel und sang endlich einen Hymnus, der alle Zuhörer mächtig ergriff, am meisten aber ihn selbst. Stille herrschte in der weiten Versammlung, alles lauschte dem Gesange. Der Emsafluß hemmte seinen Lauf und der Wind vergaß seine Eile, der Wald, Thiere und Vögel horchten aufmerksam zu, auch das neckische Echo guckte zwischen den Bäumen hervor. Aber nicht alle, die zugegen waren, verstanden und behielten Alles. Die Bäume des Haines merkten sich nur das Rauschen beim Niedersteigen des Gottes — und wenn ihr im Hain lustwandelt und jenes feierliche Säuseln hört, so wisset, Gott ist nahe. — Der Emsafluß merkte sich das Rauschen des Kleides, und so oft er im Frühling der Verjüngung sich erfreut, braust er, wie er das Brausen damals gehört. Der Wind erfaßte die grellsten Töne; einigen Thieren gefiel das Knarren der Wirbel an der Leier, andern das Klimpern der Saiten. Die Singvögel, besonders die Lerche und Nachtigall, horchten aufmerksam auf das Vorspiel. Am schlimmsten ging es den Fischen. Sie steckten wohl ihren Kopf aus dem Wasser, aber nur bis zu den Augen, die Ohren blieben

== imáldomás = ungar. imádság, Gebet; ultemas = ungar. áldomás, Opfer, Gebet bedeutet. Budenz, Tscheremissisches Wörterbuch.

unter demselben; daher konnten sie nur die Bewegung des Mundes nachahmen, blieben aber stumm. Der Mensch allein faßte alles auf, und darum dringt sein Lied tief in das Herz und hoch zu Gottes Thron. Und der Alte sang von der Größe des Himmels, von der Pracht der Erde, vom Schmucke des Einaflusses, dem Glücke und Unglücke der Menschen. Er war selbst so gerührt, daß er heiße Thränen vergoß. Dann flog er hinauf zur Wohnung des Alten Vaters, auch dort zu singen und zu spielen; und es giebt gottgeweihte Menschen, die manchmal aus der Höhe die fernen Klänge vernehmen. Damit die Menschen den Gesang nicht vergessen, schickt er von Zeit zu Zeit seine Boten auf die Erde. Einst, wenn wieder Glückseligkeit hienieden herrschen wird, wird auch er wiederkommen."

Nach dieser Sage ahmen den Gesang Vanemuine's nach: die tönende Natur, die lautbegabten Thiere und der singende Mensch. Nach einem andern Bruchstück, das Kreuzwald mittheilt (S. 46 der Mythischen und Magischen Lieder), hat umgekehrt Vanemuine nach den Stimmen der Natur den Gesang erfunden. Möge hier auch dieses Bruchstück Platz finden:

Der Erfinder des Liedes,
 Erfinder und Sänger
 Vanemuine, der Weise,
 saß am Berge gebeugt,
 am Fuße der Tanne,
 lauschend der Lerche Ruf,
 dem Seufzer der Amsel,
 dem Schmettern der Nachtigall,
 dem Schnarren des Brutweibchens,
 dem Girren der Taube,
 dem Weinen des verwaisten Vogels.
 Danach fügt er die Worte,
 ordnet und bindet sie,
 daß sie klingen wie Freudenlieder,
 wie Trauerlieder weinen;
 Dem Knaben zur Freude,
 dem Alten zur Trauer,
 doch alle in liebe-
 versöhnender Harmonie.

Ilmarine ist der Gott der Luft, besonders aber des Feuers, und als solcher der Schmiedegott. Von diesem, so scheint es, wie von dem dritten, Lämmekune, weiß die estnische Sage nicht viel zu berichten. Auch in der finnischen Sage ist die Rolle Väinämöinen's am bedeutendsten; in zweiter Reihe folgen erst Ilmarinen und Lämmikäinen.

Nach dem übereinstimmenden Mythos beider Völker ging dem

jetzigen Menschengeschlechte ein Riesengeschlecht voran. Die Götteröhne kamen herab aus dem Himmel, vermählten sich mit den Töchtern der Erde und zeugten Riesen. In den Sagen wechseln daher miteinander Götter, Götteröhne, Riesen und menschliche Helden, oft in einer und derselben Person. So bezeichnet das finnische Väinämöinen wie das estnische Vanemuine bald Gott, bald Gottessohn, bald einen Riesen, bald einen menschlichen Helden. Zu diesen unbestimmten, an Größe und Kraft gewöhnliche Menschen überragenden Wesen gehört auch der finnische Kaleva, estnisch Kalev. Schon der Name sagt, daß Kaleva und Kalev ebenso identisch sind, wie Väinämöinen und Vanemuine.

Die Mythologie der Finnen sowohl wie der Esten verherrlicht aber nicht eigentlich Kaleva oder Kalev, sondern dessen Söhne; der Vater verschwindet in unsichtbarem Hintergrunde. Die hierauf bezüglichen Sagen sind in der finnischen Kalevala (Kalevala heißt so viel wie: die Heimath Kaleva's) und im estnischen Kalevi-poeg (Kalev's Sohn) enthalten. Wir haben bereits gesehen, daß das Kalevi-poeg von Friedrich Kreuzwald herausgegeben worden ist (s. S. 140).

Der Gott Kalev nimmt Linda zur Frau, stirbt aber vor der Geburt seines dritten Sohnes. Linda trägt Steine auf das Grab des Vaters und so entsteht der Nevaler Schloßberg, wie aus ihren Thränen der Nevaler Obersee. Der dritte Sohn wurde bald nach seiner Geburt sehr stark und herrschte über das Volk der Esten. Ich verzichte auf die Mittheilung seiner einzelnen Abenteuer, welche den Inhalt des Heldengedichtes bilden, da sie dem Leser nicht unbekannt sein dürften.

Sonderbar ist es übrigens, daß die Tradition den eigentlichen Namen des Helden nicht kennt, sondern ihn immer nur schlechtweg den Sohn Kalev's (Kalevi poeg) nennt; auch die finnische Sage spricht immer nur von den Söhnen Kaleva's (Kalevan pojat).

In dem erwähnten Werke Blumberg's (s. S. 118) finden wir, wenn wir so sagen dürfen, eine Literaturgeschichte der Kalevi-poeg-Sage. Rosenplänter (s. S. 137) theilte schon 1818 in dem 11. und 14. Heft seiner Beiträge die Salmegesänge mit, die hernach Neus unter die estnischen Volkslieder aufnahm, Kreuzwald aber, sie durch die Lieder der Pleskauer Esten ergänzend, im ersten Gesang des Kalevi-poeg vortrug: Eine Hüterin findet einst auf der Weide ein Hühnchen, eine junge Krähe und das Ei eines Waldhuhnes; sie trägt alle drei Gegenstände nach Hause. Aus dem kleinen Huhn wird Salme, aus dem Ei Linda, die junge Krähe aber wird eine Waise. Salme und Linda finden viele Freier, und Linda wählt den starken Kalev zum Mann. Somit bilden also die sogenannten Salmegesänge wirklich den Anfang der Kalevsage. —

Außer Rosenplänter haben auch Knüpfper und Neus einzelne letztere ergänzende Bruchstücke aus verschiedenen Gegenden mitgetheilt.

Blumberg stellt überdies die Spuren des Kaleviden und die Fundorte der Kalevsage auf einer Karte dar; nach welcher die Gegenden des Peipus und vor allem des südlichen Theiles desselben, des Pleskauer Sees, dann die Gegend des Embachs, des Wirksees und Kevals, die Heimath der Kalevsage sind. Auf dem westlichen Ufer des Peipus, etwa in der Mitte, liegt das alte Bagia, das auch Heinrich der Letzte erwähnt. Dort, im nordöstlichen Winkel des heutigen Livland, auf einem Gebiet von mehreren Quadratmeilen, sind die Kalevi poja sängid, d. i. die Betten oder die Lager des Sohnes Kalev's, in nicht großer Entfernung von einander. Es sind dies fünf große, langgestreckte, zum Theil künstliche Hügel, welche insbesondere durch ihre zwei erhöhten Endpunkte, sowie durch ihre gutgewählten Standorte von den gewöhnlichen Hünengräbern sich unterscheiden. Die fünf Hügel bilden eine Ellipse, deren Spitze den Peipussee erreicht; der Längendurchmesser beträgt 40 Werst. In der Mitte dieser Ellipse befindet sich der Bach Kääpa, der aus dem Jegelsee kommend, sich mit dem Kojel- oder Kiavabach vereinigt und bei Omedo in den Peipus sich ergießt. In diesem Kääpabach, in der Gegend der Brücke, welche bei Saarenhof hinüberführt, liegt das berühmte Schwert des Sohnes Kalev's, das in der Sage eine so große Rolle spielt. Das südlichste Lager ist neben Alatskivi (Unterstein). Nach der Sage trug der Riese Kalev von den Ufern des Peipus Sand herbei, um sich ein Bett zu machen. Während des Tragens fiel ein wenig davon aus den Falten seines Kleides herab, und so entstand der Hügel, der jetzt noch 40 Fuß hoch und oben 80 Schritte lang und 50 Schritte breit ist. Die zwei Erhebungen am Ende werden päitse (Hauptende, denn pää oder pea heißt Kopf) und jaluts (Fußende, denn jalg, jala heißt Fuß) genannt. Die übrigen vier Lager sind von gleicher Form; die Richtung aller zeigt nach Nord-West. Der Ursprung dieser Hügel ist ungewiß; die Sage schreibt sie dem Sohne Kalev's zu.

20 Werst südlich von Dorpat, neben Teraser, am Ufer des Elvaflusses, befindet sich der Stuhl Kalev's, eine elliptische Erhöhung, gleichsam ein Amphitheater, dessen Länge 50, dessen Breite 36 Schritte beträgt. Der Sage gemäß saß hier einst der Riese Kalev und badete sich Füße und Angesicht drunten im Fluß. Alles dies hat neuerdings Bertram beschrieben, dessen „Wagien“ betiteltem Werke ich diese Daten entnehme*).

*) Wagien. Baltische Studien und Erinnerungen von Dr. Bertram. Mit einer Karte. Dorpat 1868.

Im westlichen Theile des Landes scheint man jetzt am wenigsten von der Kalevsage zu wissen; daß man sie aber auch hier kannte, hat ein achtzigjähriger Greis jener Gegenden, Jakob, von dem Kreuzwald in seiner Jugend am meisten gelernt zu haben bekennt, bestätigt. Jakob wußte auch, wie der Sohn Kalev's nach Finnland geschwommen, und dessen Abenteuer daselbst. „Auch die Einleitung zum Kalevi-poeg ist zumeist aus den Mittheilungen des alten Jakob entstanden“, sagt Blumberg.

Viel wurde bereits gesammelt und vielleicht läßt sich noch Manches sammeln; vieles ging wohl aber aus der Erinnerung des Volkes für ewig verloren. Das estnische Lied hat Recht, das da sagt: „Von den alten Liedern sind tausend Stücke in der Luft zerstreut, tausend im Schnee begraben, tausend ins Grab gestiegen und das vierte tausend hat die Sklaverei vernichtet. Was aber der „munk“ (Mönchsritter) vergraben, das Gebet der Geistlichen unterdrückt hat, das könnten 1000 Zungen nicht erzählen.“

Ob etwas und wieviel von der erhaltenen Ueberlieferung auf historischem Grunde ruhe, läßt sich vorläufig, so lange nicht die gesammte Tradition der verwandten Völker gesammelt und verglichen ist, nicht bestimmen. Ohne Zweifel reicht der größte Theil der Sagen in die vorhistorische Zeit hinauf.

Die älteste jedoch aller Traditionen ist die Sprache, auf welche wir nun einen vergleichenden Blick werfen wollen.

X.

Die Verwandtschaft der ungarischen Sprache.

(Die estnische Sprache ist ein Dialekt der finnischen. Die sprachliche Verwandtschaft hat einen bestimmten Charakter. Nur ursprüngliche Wörter können hierbei entscheiden. Jede Sprache hat eine zwiefache, eine äußere und eine innere Geschichte. Die Sprachen verändern sich. Die localen Verzweigungen der Grundsprache erzeugen die verwandten Sprachen. Die Verwandtschaft beweisen einzelne Wörter und die grammatischen Formen. Unter den Wörtern fallen die Zahlwörter sehr in's Gewicht. Die ungarische Sprache ist im Allgemeinen mit den finnischen, besonders aber mit den ugrischen Sprachen verwandt. Die heutigen und einstigen Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker. Die Resultate vergleichender Sprachforschung haben historische Glaubwürdigkeit.)

Schon oft hatte der Leser Gelegenheit wahrzunehmen, daß zwischen der estnischen und ungarischen Sprache eine Verwandtschaft besteht. Es dürfte nunmehr geboten sein, dieses Verhältniß näher kennen zu lernen

Die estnische Sprache ist, wie wir gesehen, ein Dialekt der finnischen; letztere steht demnach wohl in einem ähnlichen Verhältniß zur ungarischen Sprache wie erstere. Es tritt hier mit einem Worte die finnische Frage auf, bezüglich welcher namentlich das ungarische Publikum nicht genügend orientirt ist, und für die es daher auch kein besonders lebhaftes Interesse hat, wie dies für ein gebildetes Publikum wünschenswerth wäre. Daß man aber auch in Ungarn ein dunkles Bewußtsein von der Bedeutung des Ursprungs und der Beziehungen der ungarischen Sprache hat, das beweist schon die oft gehörte und mit gewissem Stolz sich hervorthuende Aeußerung, daß die Ungarn eine orientalische Nation seien. Jede gute und jede schlechte Eigenschaft pflegen wir gleich damit zu erklären, daß wir sagen: Ja! der Ungar ist ein Orientale. Wenn uns aber Jemand fragen würde, worin denn eigentlich das Orientalische beim Ungarn bestehe, freilich, da würden wir sehr in Verlegenheit gerathen. Ebenso pflegt man zu sagen, die ungarische Sprache ist

eine orientalische Sprache; mit welcher unter den orientalischen Sprachen sie aber verwandt sei und worin diese Verwandtschaft bestehe, darauf könnten wir auch nur höchst unbestimmte Antworten geben. Daß aber die ungarische Sprache mit den finnischen verwandt sein soll, wollen viele, selbst gebildete Leute nicht leiden, und trachten, wenn diese unbequeme Verwandtschaft nun einmal nicht weggeschafft werden kann, wenigstens danach, auch die Verwandtschaft mit vielen andern Sprachen zu beweisen, wie das von der ungarischen Akademie herausgegebene Wörterbuch darthut; darnach müßte die ungarische Sprache mit allen Sprachen der Welt verwandt sein. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige ganz allgemein genommene Verwandtschaft eigentlich nichts bedeutet; denn was weiß, und gleichzeitig auch schwarz, grün, roth, gelb u. s. w. sein soll, von dem kann man nicht anders sagen, als daß es im Grunde gar keine Farbe habe. Bevor wir aber die Natur eines so sonderbaren Dinges untersuchten, müßten wir nothgedrungen erst sein Dasein beweisen.

Nur Vorurtheil ist es, welches die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit der finnischen nicht gelten lassen will. Das Vorurtheil aber hat nichts mit der Wahrheit gemein; es wäre überflüssig, dagegen anzukämpfen.

Auch jene Ansicht, daß die ungarische Sprache nicht nur mit der finnischen, sondern in gleicher Weise mit dem Sanskrit, der chinesischen, mongolischen und türkisch-tartarischen Sprache verwandt sei, verdient keine Widerlegung: sie hat keine wissenschaftliche Basis.

Zunächst ist zweifellos, daß die Sprachen unter einander verschieden oder einander ähnlich sein können; und wenn dem so ist, so ist auch gewiß, daß dies daher kommt, weil manche Sprachen verwandten Ursprungs sind, manche nicht. Wenn die chinesische Sprache vom Sanskrit sich unterscheidet, und beide von der mongolischen und türkisch-tartarischen (wie sie sich in Wirklichkeit unterscheiden), so rührt das daher, weil die chinesische Sprache und das Sanskrit nicht gleichen Ursprungs sind; sowie auch das Mongolische und Türkisch-Tartarische einen andern Ursprung haben. Daß kein Unterschied zwischen den Sprachen bestehe, behauptet wohl Niemand, kann auch Niemand behaupten. Wir müssen also verschiedene Abstammungen der Sprachen zugeben. Wenn das unzweifelhaft ist, welchen wissenschaftlichen Werth kann dann eine Ansicht haben, die da glaubt und lehrt, daß die ungarische Sprache wohl mit der finnischen, aber zugleich auch mit dem Sanskrit, der chinesischen und weiß Gott welchen Sprachen verwandt sei? Diese Ansicht besitzt ebenso wenig wissenschaftliche Begründung, wie jenes blöde Vorurtheil, dem die finnische Verwandtschaft unbequem ist.

Wenn wir die Sache mit vorurtheilsfreiem Auge betrachten, so wird uns, bei einiger Vorkenntniß, welche wir aus der ungarischen Sprache selbst schöpfen können, die Orientirung in der vorliegenden Frage nicht schwer.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutige ungarische Sprache eine Menge fremder Wörter enthält. Zunächst, wie auch alle übrigen modernen Sprachen, lateinische und griechische, vornehmlich zur Bezeichnung von Wissenschaften, deren erste bewußte Träger ja die Griechen und nach ihnen die Römer waren. So sind denn Wörter wie: Grammatica, logica, astronomia, geographia u. s. w., auch im Ungarischen All-gemeingut und dieser Sprache so eigenthümlich geworden, wie etwa die Wörter für Vater, Mutter, Bruder u. s. w.

Die Berührung mit der Literatur der modernen Culturvölker hat es ferner mit sich gebracht, daß auch aus dem Deutschen, Französischen, Englischen u. s. w. eine Anzahl Wörter im Ungarischen Aufnahme gefunden haben.

Aber wie in neuerer Zeit aus diesen Sprachen, so sind in früheren aus anderen, namentlich aus den slavischen Sprachen, selbst aus der türkischen, viele Wörter in's Ungarische eingedrungen.

Wenn wir dies vor Augen halten, so wird uns gleich klar, daß, wenn wir uns über den Charakter und Ursprung der ungarischen Sprache orientiren wollen, die Fremdwörter, mögen sie aus welcher Sprache immer aufgenommen worden sein, zu beseitigen sind, denn in diesen gibt sich nicht der Charakter und Ursprung der ungarischen Sprache kund, wenn sie auch gewiß zur äußern Geschichte derselben gehören.

Wir sehen hieraus auch, daß jede Sprache eine doppelte Geschichte besitzt: die, welche deren Abstammung betrifft, und die, welche die äußeren Schicksale der bereits entwickelten und bestehenden Sprache enthält. Die Fremdwörter sind ebenso viele Daten über die äußeren Schicksale der Sprache und des dieselbe redenden Volkes: aber die innere Geschichte, die Entstehung, Verwandtschaft, den Charakter und Genius derselben vermögen sie nicht zu erklären; das können nur die eigenen ursprünglichen Wörter thun.

Aber auch das sehen wir gleich hier ein, daß zum Verständniß der äußern und innern Geschichte der ungarischen Sprache eine bedeutende Sprachkenntniß gehört. Die Wissenschaft nimmt es ernst. Es ist ein leichtes Ding zu spaßen, mit äußern Aehnlichkeiten zu spielen, noch leichter, den unbewanderten Leser zu unterhalten, ihn gar erstaunen zu machen: aber Spiel bleibt Spiel, die Unterhaltung mag angenehm sein, sie belehrt aber nicht; das Erstaunen mag groß sein, aber es klärt nicht auf.

Da wir wissen, daß nur die ursprünglichen Wörter der Sprache zur Erkenntniß der innern Geschichte derselben führen können, so wollen wir nun betrachten, was in dieser Hinsicht bemerkenswerth ist. Wer auch nur wenig von der Sprache versteht, der muß doch gleich zwei Dinge wahrnehmen: einmal, daß die Wörter sich veränderten, dann, daß viele Wörter außer Gebrauch gekommen und in Vergessenheit gerathen sind. Demzufolge gewinnen wir die Ueberzeugung, daß der heutige Zustand und die heutige Form der ungarischen Sprache selbst in Bezug auf die ihr eigenthümlichen Wörter, nicht unsere alleinige wissenschaftliche Basis sein kann, sondern daß auch die Ueberreste der alten Sprache mit möglichstem Fleiß gesammelt und durch die in den Dialekten erhaltenen, von der Schriftsprache ausgeschlossnen Sprachbruchstücke ergänzt werden müssen.

Die Geschichte der ungarischen Sprache können wir kaum bis zum XI. Jahrhundert zurückführen; und leider ist aus den ersten ungarisch-christlichen Zeiten nur sehr wenig auf uns gekommen. Aber auch das Wenige enthält für uns viel Lehrreiches. Insbesondere finden wir, daß viele ungarische Wörter sich derart verändert haben, daß man an den Zusammenhang der alten und neuen Form kaum glauben würde, wenn der Gang und der Verlauf der Veränderungen nicht unzweifelhaft vor uns läge. So hieß das heutige *iktat* einst *johtat* = einsetzen, das heutige *irgalmaz* einst *jorgot* = barmherzig, das heutige *magának* einst *muganak* = ihm selbst, das heutige *imádjuk* einst *vimadjamuk* = wir beten, das heutige *fészek* einst *fesz* = Nest, das heutige *nevet* einst *mevet* = er lacht, das heutige *lép* einst *vép* = treten, das heutige *tanítani* einst *tanojtani* = lehren u. s. w. Ferner brauchte man in früherer Zeit auch viele Wörter, die heute ganz außer Anwendung gekommen und an deren Stelle andere Ausdrücke getreten sind. So war einst *ise* der gebräuchliche Ausdruck für das heutige *atya* = Vater, *kurk* (*churchu*) galt für *torok* = Kehle. Bis zum XII. Jahrhundert sagte man allgemein *monnó* (beide), heute hiefür *mind a kettő* = alle zwei. Noch in den Bibelübersetzungen des XVII. Jahrhunderts bedeutet das Wort *hugy*, jetzt *csillag*, Stern; *kasza-hugy*, jetzt *kasza-csillag* = Orion. Heute wird jenes Wort für Stern kaum gebraucht, denn *húgy* bedeutet auch Urin. Das Wort *mony* (z. B. *tikmony*, jetzt *tyúktojás* = Hühnerci) ist ebenfalls antiquirt. Und wer nennt heute die Frau *némberi* (weiblicher Mensch), wie dies einst allgemein war.

Aber auch die Bedeutung der unverändert gebliebenen Wörter ist oft eine andere geworden. Der heutige Sprachgebrauch versteht unter dem Worte *állat* das deutsche Thier, das lateinische *animal*; einst hatte

es eine weitere Bedeutung und bezeichnete im Allgemeinen das Wesen. Die alte Sprache redet daher von Gottes haróm állatja, d. h. der Dreiwesenheit Gottes; heute könnte man Wesen, Substanz nicht állat nennen. In der Bibelsprache findet sich noch der Ausdruck asszonyi állat, weibliches Wesen. Heute würde er unser Ohr beleidigen (weil die Bedeutung „Thier“ zu nahe liegt). Das Wort czimbora bedeutete früher Gesellschaft, und czimborás Kameraden, Gesellschafter; heute bezeichnet es Spießgesellen.

Der Plural der persönlichen Fürwörter én, te, ő = ich, du, er, lautet heute: mi (miv), ti (tiv), ök = wir, ihr, sie; vor Zeiten aber sagte man: miv, tiv, iv (daher iv imadságuk = ihr Gebet). — Das iv wurde dabei wie ü ausgesprochen, so daß es fast wie der Singular ö klang. In Folge dessen kam es außer Gebrauch.

In der alten Grabrede (sermo super sepulcrum), in welcher wir das erwähnte iv (sie) finden, kommt auch das Wort unuttei vor, welches „ihre Seligen“ bedeuten will. Ein ganz unbekanntes Wort, das wahrscheinlich mit dem finnischen onne, estnisch ön(ne) = Seligkeit, Glück im Zusammenhang steht.

Auch in vielen zusammengesetzten ungarischen Wörtern finden wir die Zeugnisse früherer Entwicklungsphasen der Sprache. In den Wörtern Sajó = Sav-jó = Salzack oder Salzfluß, Héjó = Hé-v-jó (heißer Fluß), Berettyó = berek-jó *) (Hainfluß) z. B. bezeichnet jó Fluß, das allein stehend nicht mehr gebräuchlich ist, dessen Analoga aber das finnische joki, joen, das estnische jöge, jöe, das wogulische ja = Fluß sind.

Die wenigen erwähnten Beispiele thun unzweifelhaft dar, daß die ungarische Sprache sich auf die verschiedenste Weise veränderte, nicht nur dem Klang und der Bedeutung der Wörter nach, sondern auch insofern, als viele derselben außer Gebrauch gekommen sind.

Wenn alle diese Veränderungen in der ungarischen Sprache nachweisbar in verhältnißmäßig kurzer Zeit vor sich gegangen sind: wie groß erscheinen uns dann die Veränderungen, welche die Sprache überhaupt erlitten haben muß, wenn wir ihre gegenwärtige Gestalt mit jenen Sprachen vergleichen, zu denen sie im Verhältniß der Abstammung, der Schwesterprache oder entfernterer Seitenverwandtschaft steht! — Denn wer von einer noch so nahe verwandten Sprache verlangen wollte, daß sie ihm sofort verständlich sein müßte, der wäre überhaupt schlecht orientirt, denn er verlangte von einer verwandten Sprache, was oft bei verschiedenen Dialekten in einer und derselben Sprache nicht möglich ist.

*) Lauter Flüsse in Ungarn.

In Ungarn sind uns die deutsche und die slavischen Sprachen am ge-
läufigsten; die deutsche Schriftsprache ist allgemein bekannt. Nehmen wir
aber den Dialekt der deutschen Dörfer in Zipfen, oder den der Sieben-
bürger Sachsen, so langten wir mit der Kenntniß der Schriftsprache
nicht aus. Es wäre selbst nicht schwer, einen deutschen Dialekt zu finden,
der unserm Ohr wohl deutsch klingt, von dem wir aber so gut wie
nichts verstehen können. Ebenso unterscheiden sich auch die verschiedenen
Dialekte der vielen slavischen Sprachen von einander.

Den Ursprung verwandter Sprachen finden wir in den örtlichen
Verzweigungen der Ursprache. Diese Verzweigungen unterscheiden sich
wahrscheinlich anfangs nicht mehr von einander, als die Dialekte jeder
gegenwärtig lebenden Sprache. In diesen verschiedenen Zweigen ent-
stehen aber allmählich je nach Zeit und Ort so bedeutende Veränderungen,
daß sie sich uns nunmehr als selbständige Sprachen darstellen. Der
verwandtschaftliche Charakter offenbart sich zwar unverkennbar an ihnen,
ja sie erscheinen wie die Erben eines gemeinsamen großen urväterlichen
Besitzthums, die fest an dem gemeinschaftlichen Erbtheil hängen und
jede andere Sprache davon ausschließen. Hieraus wird es klar, daß,
wenn die ungarische Sprache eine dem Sanskrit, dem Chinesischen oder
Mongolischen verwandte Sprache wäre, wie dies das große Wörterbuch
der ungarischen Akademie behauptet, sie mit diesen gleichen Ursprungs sein,
mit ihnen eine gemeinsame Erbschaft theilen müßte. Das kann man
aber unmöglich von der chinesischen Sprache oder dem Sanskrit be-
haupten, denn die erstere hat eine ganz andere Form, als alle anderen
asiatischen und europäischen Sprachen; die grammatalische Form des
Sanskrit aber ist so verschieden von der der ungarischen, daß bald jeder
Schüler diesen Unterschied wird wahrnehmen können. Die gramma-
tikalische Form der mongolischen Sprache ist allerdings der der ungarischen
ähnlich; daß beide Sprachen aber, trotz dieser grammatalischen Ähn-
lichkeit, nicht gemeinsamen Ursprungs sind, beweist schon genügend die
Verschiedenheit der Zahlwörter. Letztere verkünden es vielmehr laut,
daß die ungarische Sprache zur finnisch-ugrischen Sprachgruppe gehört.

Die Sprachenverwandtschaft wird nämlich durch beide Momente: die
Ähnlichkeit der einzelnen Wörter wie die der grammatalischen Formen
bewiesen. Betrachten wir also die Verwandtschaft der ungarischen Sprache
zuerst in Rücksicht auf die einzelnen Wörter, dann in Bezug auf die
grammatalischen Formen. Da es hier nur auf eine allgemeine Orien-
tierung ankommt, so wollen wir uns auf einige Beispiele beschränken.

I. Wortähnlichkeit.

Ungarisch.	Estonisch.	Finnisch.	
él	elä, ela	elä	= er lebt
élő	elav	elävä	= lebend
élet	elu	elo	= Leben
éltet	elat	elättä	= er belebt
em-ni	ime-da	ime-ä	= sauge
em-ö (csecs)	imav	imävä	= Säugling
emtet	imeta	imettä	= er säugt
eme (disznó)	ema	emä	= Mutterschwein
emse	—	imise	" "
est, estve	öht	ehtoo	= Abend
ad	and	anta	= er giebt
ág	oksa	oksa	= Zweig
agg	ukko	ukko	= Greis
al	al	ala, ale	= untere Theil
al-fél	al-pool	ala-puoli	= untere Hälfte
alá	ala	alle	= hinunter
alól	alt	alta	= von unten
ár	arv	arvo	= Preis
ár	ora	ora	= Ahle
ár	järve	järve	= Fluth
új	uud	uute	= neu
ör	orja	orja	= Diener *)
öv	vöö	vyö (ieß vüö)	= Gürtel
öt	viid	viite	= fünf
öl	süle	syl (ieß sül)	= Kloster
ős	sügise	syys, syyksy	= Herbst
egér	hiire	hiire	= Maus **)

*) Auch das Wort ör = Sklave ist ein veraltetes. Im 3. Decret des heil. Ladislaus heißt es: „qui dicuntur evvrek vel servi.“ Das Wort szolga = Diener ist slavisch und bedeutet so viel als hörend, gehorchend; dieses slavische Wort hat das ursprüngliche ör verdrängt, dem im Estnischen wie im Finnischen orja entspricht. Die Worte ör, Diener, und ör, Wächter, sind wahrscheinlich nur dem Klange, nicht auch dem Ursprung nach gleich. Denn auch im Südwogulischen ist uri, öriz = er macht, urp, ör = Wächter, aber ör, Diener = szolga heißt auch dort = chulap, d. h. halló = hörend.

**) Dem Wort egér, Maus, entspricht im Wogulischen tänger, im Nordwogulischen sejer und ceier, im Botjakischen sir, im Estnisch-Finnischen hiire. Das anlautende wogulische t verändert sich in den entsprechenden Wörtern in s, h, im

In den hier mitgetheilten Wörtern fallen verschiedene Lautumänderungen auf. Statt des ungarischen Vokals a finden wir in den entsprechenden Wörtern u oder o, wie: agg, ukko = Greis, ág, oksa = Zweig; so anstatt e, é bald u, bald o, bald ö; auch e, i wechseln mit einander. Dergleichen kommt aber auch im Bereiche der ungarischen Sprache selbst vor. Das einstige muga lautet jetzt maga = er selbst. Fazék und fazok = Topf, hajlék und hajlok = Hütte, héj und haj = Haar, taréj und taraj = Kamm u. s. w., sind heute noch neben einander gebräuchlich. Der Wechsel von e und i ist auch in der heutigen ungarischen Sprache häufig, nicht nur in Wörtern wie részént und részint, theils, keze und kezi, seine Hand, még und míg, bis, édes und ides, süß u. s. w., sondern auch in anderen.

Auffallender ist es, daß vielen ungarischen Wörtern mit anlautendem Vokal im Estnischen und Finnischen solche entsprechen, die mit h, j und s, und in anderen verwandten Sprachen, die mit t anlauten, was durch die Anmerkung unter dem Worte Maus klar wird. In dem Anlaut der Wörter wechseln also t, s, h, j ab, ja sie verschwinden auch. Ein vorzügliches Beispiel hiefür ist das Wort enni = essen, dessen Stamm ev, e'. Davon e-vö = Esser, dann e-tet oder é-tet, er giebt zu essen, füttert u. s. w. Dem ev oder e' entspricht das estnische söö, das finnische syö, das wogulische té, das ostjatische tev. Also das ungarische é-tet = füttern lautet im Estnisch-Finnischen sööt, syöttä, im Wogulischen tétet oder titet.

Ungarisch.	Estnisch.	Finnisch.	
kél	käu	käy	= er steht auf
kelt	käuta	käyttä	= er macht aufstehen
(köl-ik)	kulu	kulu	= es nimmt ab
költ	kuluta	kulutta	= er macht, daß es abnehme
kö, köv	kive	kive	= Stein
kéz	käd	kät	= Hand
kéve	kubo	kupo	= Farbe
köt	kudo	kuto	= er bindet
köz (közz)	kesk	keske	= mitten u. s. w.

Ungarischen verschwindet es ganz. Von den Binnenlauten ng des wogulischen Wortes wird das n ausgestoßen, und so bleibt im Ungarischen bloß g, im Nordwinnischen j nach. Aber g, j verschwinden gerne zwischen zwei Vokalen, worauf der Vokal lang wird, daher hiere im Estnisch-Finnischen. — Eine solche Lautänderung finden wir auch im wogulischen takus, finnisch syksy und syys, ungarisch ösz = Herbst.

Aber sehr vielen mit k anlautenden estnischen und finnischen Wörtern entspricht im Ungarischen der Anlaut h, z. B.:

Ungarisch.	Estnisch.	Finnisch.	
hó, hava	kuu	kuu *)	= Mond
háj	—	kuu	= Schmeer
hal	kala	kala	= Fisch
hal	kool	kuole	= er stirbt
hall	kuul	kuule	= er hört
hály-og	kale, kalo	kalvo	= Staar
három (harm)	kolm	kolme	= drei
hat	kuud	kuute	= sechs
haz, ház	koda	koti, koto	= Haus
ho, hol	ku, kus	ku-, kussa	= wo
hova	kuhu	kuhun (-ka)	= wohin u. f. w.

Ebenso häufig ist die Erscheinung, daß den mit p anlautenden estnischen und finnischen Wörtern im Ungarischen mit f anlautende entsprechen, wie:

fa	puu	puu	= Holz
fajd	püü	pyy	= Waldhuhn
fal, falat	pala	pala	= Bissen
falu	paljo	paljo (sok,**)	= Dorf
far	perä, pera	perä	= Hintertheil
fazok, fazék	pada	pata	= Topf
fecske	päáske (päásoke)	päáske	= Schwalbe
féd	peet	peittä	= er deckt zu
fe, fö, fej	pää, pea	pää	= Haupt
fejsze	—	pääkkä	= Beil
fék	päitsed (Mehrzahl)	päitse	= Zügel
fél	poole	puole	= Hälfte

*) Wahrscheinlich bezeichnet hó, kuu das Glänzende und hängt mit dem alten ungarischen hugy, Stern, zusammen. Auch im Wogulischen bezeichnet chus und kus Stern.

**) paljo, eigentlich = viel, aber mehr mit der Bedeutung eines Hauptworts = Vielheit. Im Nordwinischen velä Schaar und Dorf; auch der Nordwine versteht also Vielheit unter dem Worte falu, velä = Dorf. Noch näher steht dem ungarischen falu das wogulische paul.

Ungarisch.	Estnisch.	Finnisch.	
feleség	poole	puoliso	= Gemahlin
fél	pelg	pelkä	= er fürchtet sich
felhö	pilve	pilve	= Wolke
fesél (feslik)	päse	pääse	= es trennt ab
fész-ek	pesa	pesä	= Nest
fog, megfog	püüd	pyytä	= er fängt
fogy	puud	puutu	= es schwindet
fon	punu	puno	= er spinnt
fel	pääl, peal	päällä	= oben
felé	pääle	päälle	= hinauf
felöl	päält	päältä	= von oben herab
fúj, fú	puhu	puhu	= er bläst u. s. w.

vaj	voi	voi	= Butter
vén	vana	vanha	= alt, Greis
vér	vere	vere	= Blut
véres	verise	verise	= blutig
vés, vésü	vesime	veitsi	= Meißel
vésni	—	veistä	= schneiden
világ	valge	valkea	= Welt
villog	vilgu	vilkku	= es glänzt
vi, vinni	vii	vie-	= er trägt
viz	ved	vete	= Wasser
vö	väi	vävy	= Schwiegersohn zc.

száz	sada	sata	= hundert
száj	suu	suu	= Mund
szád	suud	suuta	= er spündet
(szádolni)			
szarv	sarve	sarve	= Horn
szem	silm	silmä	= Auge
sziv	suäme	syöm	= Herz zc.
	süäme	sydäme	

négy	neli	neljä	= vier
név	nime	nime	= Name

Ungarisch.	Estnisch.	Finnisch.	
nyal, -ni	nool	nuole	= lecken
nyel, -ni	neel	niele	= schlingen
nyfl	noole	nuoli	= Pfeil u. f. w.
<hr/>			
tél	talve	talve	= Winter
teli	täud	täyte	= voll
tölt	täut	tayttä	= er füllt
tev-tenni	tege	teke	= er thut
tó, tava	soo	suo	= See
toll	sulg	sulka	= Feder
tő, töve	tüve	tyve	= Stamm
tüdö	täü	täty	= Lunge
tetü	täi	täi	= Laus
tüz	tule	tule	= Feuer
szél	tuule	tuule	= Wind u. f. w.
<hr/>			
máj	maksa	maksa	= Leber
mar-ni	mur-d	mur-ta	= beißen
men, men-ni	mine-	mene-	= er geht
meny	mini	miniä	= Himmel
méreg	mürki	myrkky	= Gift
méh	mesi-lase	mesi-läise	= Biene
méz	med	mete	= Honig
mézes	—	mesise	= honiges
mi, a mi	mi-s	mi	= was
mit	mida	mitä	= was (Accusativ)
millyen	—	milline	= was für ein
millyes	—	millise	= was für ein
mí, mü	meie	me, nyö	= wir
mony	muna	muna	= Ei
mos-ni	mösk-	—	= waschen u. f. w.
<hr/>			
lé, lév	leeme	lieme	= Brühe
légy	lind, lend	lintu, lenni-käise	= Fliege
lél, löl	lei-d	løy-tä	= er findet
lő, löv, löni	löö-	lyö	= er schießt u. f. w.

Wie groß auch in diesen Beispielen die Lautverschiedenheit sein möge, ihre Regelmäßigkeit spricht ebenso für die Verwandtschaft wie der Gleichlaut der betreffenden Wörter. Der Gleichlaut und die regelmäßige Veränderung sind nur durch den gemeinschaftlichen Ursprung zu erklären.

Vor allem wichtig zur Feststellung der Verwandtschaft sind die Zahlwörter. Im Nachstehenden gebe ich dieselben in zwei Gruppen: zuerst im Wogulischen und Ungarischen, dann im Estnischen und Finnischen

Wogulisch.	Ungarisch.
1 äkve, aku	egy
2 kit, kitä; kit, kitag	két, kettő **)
3 korom, churum	három, harm
4 nilä, nil	négy
5 ät, at	öt
6 kat, chot	hat
7 sat *)	hét
8 nála-lu, nál-lov	nyol-tz
9 antal-lu, ontel-lov	kilen-tz
10 lau, lov	tíz
20 kus, chus	húsz
30 vuat, vát	harmin-tz
40 nelimen	negyven
50 ätpen, atpen	ötven
60 katpen, chotpen	hatvan
70 sat-lu, sat-lov	hetven
80 nól-sat, nól-šat	nyolczvan
90 antelsat, ontel-šat	kilenczven
100 sat, šat	száz
1000 sater, šater	ezer
Estnisch.	
1 ühd	yhte
2 kahd	kahte
3 kolme	kolme
Finnisch.	

*) Das s in den verwandten Wörtern ist das ungarische sz = ß; dagegen š, ungarisch s = sch; ferner h, l, t' = ny (nj), ly (lj), ty (tj).

**) Das ungarische kettő, zwei, ist eine Dualform wie das wogulische kitä oder kitag, daher selbständig und kann nicht attributiv sein; man kann im Ungarischen also nicht sagen: kettő ember, zwei Menschen, sondern két ember, wogulisch kit kum, nicht aber kitag kumag.

Estonisch.	Finnisch.
4 neli	neljä
5 viid	viite
6 kuud	kuute
7 seitse	seitse *)
8 kahe-sa	kahde-ksan
9 ühe-sa	yhde-ksän
10 kümme	kymmenen
20 kaks kümmend	kaksi kymmentä
30 kolme "	kolme "
40 neli "	neljä "
50 viis "	viisi "
60 kuus "	kuusi "
70 seitse "	seitsemän "
80 kahesa "	kahdeksan "
90 ühesa "	yhdeksan "
100 sada	sata
1000 tuhat	tuhante

Aus diesen Zahlwörtern ist ersichtlich, daß es von 1—7 einfache und trotz der Lautverschiedenheit gleiche Wörter sind. Sie müssen sich also während der Zeit gebildet haben, als die wogulische, ungarische, estnische und finnische, sowie die andern finnischen und ugrischen Sprachen sich noch unmittelbar berührten. 8 und 9 sind zusammengesetzte Wörter und bedeuten 2 weniger, 1 weniger, d. h. 10 weniger 2 = 8, 10 weniger 1 = 9. Diese zwei Zahlwörter bildeten die betreffenden Sprachen, als die estnisch=finnische sich von der wogulisch=ungarischen bereits getrennt hatte. Darum hat das Finnische und Estnische für 8 und 9 gleiche Wörter; das wogulische und das ungarische Wort für 8 sind nur zur Hälfte übereinstimmend. Das nyoltz = 8 ist zusammengesetzt aus nyol und tiz; das letztere (tiz) ist bekannt; das nyol unbekannt. Doch kommt es auch im Wogulischen vor, wo lau (lu) lov 10 bedeutet, nála-lu oder náal-lov = 8. Dieses náal, nól ist augenscheinlich das ungarische nyol und bedeutet ohne Zweifel 2. Ebenso entstand das ungarische kilen-tz (kilen-tiz) = 9, und das wogulische antal-lu oder ontel-lov, in welchen Wörtern unzweifelhaft das kilen und antal, ontel gleichbedeutend sind.

Aber das Zahlwort 10 und dessen Composita zeigen noch deutlicher, daß die finnische und estnische Sprache dieselben abgefondert für

*) Das finnisch=estnische seitse heißt eigentlich seitsemän und ist insofern dem ungarischen hetevény (Siebengestirn) ähnlich.

sich gebildet haben: während wieder die wogulische und ungarische sie gemeinsam schufen. Nur so konnten die Wörter für 20 wogulisch kus, chus, ungarisch húsz, für 40, 50 und 60: nelimen = negyven, ätpen oder atpen = ötven, katpen oder chotpen = hatvan entstehen. Auch die Wörter für 70, 80, 90, obwohl sie im Wogulischen und Ungarischen von einander abweichen, sind doch sehr verwandt. Das wogulische sat-lau oder sat-lov heißt so viel wie 7×10 , dasselbe bedeutet das ungarische hetven; denn das van, ven bedeutet, wie auch das wogulische men, pen, ebenfalls 10 (ebenso on, von in den türkischen Sprachen). Eigenthümlich ist im Wogulischen die Bildung der Zahlwörter 80 und 90. Da die Sprache bei 8 und 9 der Subtraction sich bedient (10 weniger 2, 10 weniger 1), so verfolgt sie denselben Weg auch bei der Bildung von 80 und 90. Da sie dort 2 und 1 von 10 abzog, so zieht sie, mehr der Analogie als der Logik folgend (wie sich dies die Sprache oft erlaubt), auch hier dieselben von 100 ab, nämlich: hól-sat oder hól-šat = 100 weniger 2, und antel-sat oder ontel-šat = 100 weniger 1.

Das Zahlwort 10 heißt im Wogulischen lau, lov, im Ungarischen tíz, im Estnischen und Finnischen kümme, kymmenen. Die beiden letzten und alle zur eigentlichen finnischen Gruppe gehörenden Sprachen (livische, wepfische oder nordtschudische, wotische oder watjalaisjetische) haben dasselbe Wort zur Bezeichnung für 10 gewählt, mit welchem sie dann auch die Multipla von 10 ausdrücken, so: kaksi kymmentä = 2×10 , kolme kymmentä = 3×10 , neljä kymmentä = 4×10 u. s. w. Schon dies zeigt, daß einerseits, wie bereits gesagt, die finnischen Sprachen, andererseits die wogulischen und ungarischen enger zusammengehören. Uebrigens steht das Zahlwort 10 keiner der beiden letzteren Sprachen isolirt da. Das wogulische lau, lov ist auch im Lappischen (log), im Tscheremissischen (li) vorhanden; das ungarische tíz findet im wotjakischen und zürjenischen das sein Analogon. In den Multiplen von 10 zeigt die ungarische Sprache zweierlei Zusammensetzungen. Von 40 bis 90 ist nämlich die Grundzahl (négy, öt, hat u. s. w.) mit dem Worte ven, van (welches 10 bedeutet) verbunden; das harmintz ist wahrscheinlich = harm-tíz, 30, das húsz aber hú-tíz, 20, wo hú wahrscheinlich 2 bedeutet. Die ungarische Sprache benützt also zur Bezeichnung der Multiplen von 10 zweimal das vorhandene Wort für die einfache 10 = tíz (hú-tíz, harm-tíz), sechsmal aber das ihr schon entfremdete ven, van. Die wogulische Sprache bietet noch größere Mannigfaltigkeit dar. Die ihr eigenthümliche Bezeichnung für das Zahlwort 10, lau, lov benützt sie nur bei 70, so: sat-lau oder sat-lov, 7×10 . Bei 20 (kus, chus), 40 (nelimen), fünfzig (ätpen, atpen), 60 (kat-pen,

chot-pen) stimmt sie mit der ungarischen überein; bei 30 (vuat, vat) steht sie ganz vereinzelt da; 80 und 90 endlich bezeichnet sie, wie wir gesehen haben, durch eine Subtraction.

Bezüglich des Zahlworts 100 sind die wogulische, ungarische, finnische und estnische, wie überhaupt alle Sprachen der finnischen und ugrischen Gruppe übereinstimmend: száz, sat, sata.

Bei 1000 scheiden sich wieder die finnischen Sprachen von den ugrischen; in jenen heißt es tuhat, tuhante, was germanischen oder vielmehr indo-germanischen Ursprungs ist; in diesen ezer (ungarisch), sater, šater (wogulisch), târes (ostjakisch), surs (zürjenisch).

Die Zahlwörter legen also lautredendes Zeugniß dafür ab, daß alle finnisch-ugrischen Sprachen mit einander verwandt sind, d. h. zu einander näher stehen, als zu irgend welchen andern Sprachen; ferner, daß dieselben in zwei engere Gruppen zerfallen, in die finnische und in die ugrische, zu welcher letzterer auch die ungarische Sprache gehört.

II. Aehnlichkeit der grammaticalischen Formen.

Diese allgemeine und nähere Verwandtschaft wird auch durch die Grammatik dargethan. Da ich fürchte, durch eine eingehendere Beweisführung auf diesem Gebiete, wenn ich mich auch noch so kurz fasse, den Leser zu ermüden, so will ich mich hier auf zwei Punkte beschränken: die Besitztuffixe, welche die allgemeine Verwandtschaft der finnisch-ugrischen Sprachen darlegen mögen, und die gegenständliche (objectiv) Conjugation der Zeitwörter, welche die ugrische Gruppe, also die ungarische und wogulische Sprache, charakterisiren.

Für die Besitztuffixe sollen die Beispiele aus der lappischen, ungarischen und wogulischen Sprache gewählt werden; aus der lappischen insbesondere deshalb, weil sie gewissermaßen die Mitte einnimmt zwischen den eigentlichen finnischen und ugrischen Sprachen, wobei sie in vielen Stücken von den finnischen abweicht und sich den ugrischen nähert, und weil ferner die ungarische Wissenschaft zuerst von ihr Kenntniß nahm:

Lappisch.	Ungarisch.	Wogulisch.	
gietta-m	kez(e)-m	kat(e)-m	= meine Hand
gietta-d	kez(e)-d	kat(e)-n	= deine "
gietta-s	kez-e	kat-ä.	= seine "
gietta-mek	kez-mük(tink)	kat-u	= unfre "
gietta-dek	kez(e)-tek	kat-en	= eure "
gietta-sek	kek-vök(ök)	kat-(a)nl	= ihre "

Lappisch.	Ungarisch.	Wogulisch.	
gied'aid-am	kezei-m	katan-em	= meine Hände
gied'aid-ad	kezei-d	katan-en	= deine "
gied'aid-es	kezei(-i)	katan-e	= seine "
gied'aid-ämek	kezei-nk	katan-u	= unsre "
gied'aid-ädek	kezei-tek	kantan-en	= eure "
gied'aid-äsek	kezei(i)k	kantan-l	= ihre "

Dem aufmerksamen Leser wird bei Vergleichung der einzelnen Suffixe die grammaticalische Verwandtschaft in die Augen springen und man kann getrost von Jedem, der die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit einer außerhalb der finnisch-ugrischen Gruppe stehenden Sprache behauptet, verlangen, er möge auch nur ein so schlagendes grammaticalisches Zeugniß beibringen. Insbesondere die Suffixe der lappischen Sprache kommen denen der ungarischen so nahe, daß uns gleich die Behauptung Sajnovics' verständlich wird, der im J. 1770 ein Buch unter folgendem Titel veröffentlichte: „Demonstratio, Idioma Ungarorum et Lapporum idem esse,“ d. h. Beweis, daß die Sprache der Ungarn und der Lappen eine und dieselbe ist*).

Das andere grammaticalische Zeugniß entnehme ich der Conjugation des Zeitwortes. Die Conjugation ist in allen Sprachen subjectiv, diejenige Conjugation, in welcher das Subject zugleich Object wird, heißt reflexiv und stimmt mit der passiven Form überein. So z. B. in ismer(e)-k, ismer-sz, ismer; ismer-ünk, ismer-tek, ismer-nek (ich kenne, du kennst, er kennt, wir kennen u. s. w.) haben wir nur den Stamm des Zeitwortes und das Pronomen (ich, du, er), jener bezeichnet den Zustand oder die Thätigkeit, dieses das Subject desselben; deswegen nennen wir diese Conjugation mit einem Worte subjectiv. In der Form ismer-sz-ik, er kennt sich, ist das Subject (sz) zugleich Object geworden: das Zeitwort ist reflexiv. Die ungarischen Zeitwörter, in denen die dritte Person auf ik endigt, waren anfänglich alle reflexiv, obwohl einige jetzt transitive Bedeutung haben. Eine solche reflexive Conjugation existirt auch im Finnischen; im Lateinischen ist das Deponens, im Griechischen das Medium ursprünglich reflexiv.

Aber im Ungarischen haben wir auch eine Conjugation, welche neben dem Subject ein von demselben verschiedenes Object ausdrückt, wie: ismer-l-ek = ich kenne dich, wo beide, die erste Person, das kennende

*) Johann Sajnovics besuchte 1769—70 mit dem Wiener Astronomen Theodor Hell Lappland und wurde so mit der lappischen Sprache bekannt.

Subject (ek), und die zweite Person, das gekannte Object (l), in dem conjugirten Zeitwort enthalten sind. Ebenso in den Formen: ismerem, ich kenne ihn, ismered, du kennst ihn, ismeri, er kennt ihn, ismerjök, wir kennen ihn, ismeritek, ihr kennt ihn, ismerik, sie kennen ihn. Der Kennende ist überall das Subject; aber es ist auch ausgedrückt, wem er kennt, nämlich außer ihm ein anderer, der natürlich immer in der dritten Person gedacht wird. Das ismerem, ich kenne ihn, ist also eine objective Conjugation, denn sie bezeichnet außer dem Subject ein von demselben verschiedenes Object. Eine solche Conjugation existirt weder im Finnischen (also auch im Estnischen nicht), noch im Lateinischen, Griechischen u. s. w. Diese objective Conjugation ist der ugrischen Sprachgruppe eigenthümlich.

Die ungarische Sprache kann bei der Bezeichnung des vom Subject verschiedenen Objects den Unterschied der Zahl, in welcher dasselbe gedacht wird, nicht ausdrücken, denn ismerlek heißt ebenso: ich kenne dich, wie: ich kenne euch, ismerem ebenso: ich kenne ihn, wie: ich kenne sie u. s. w. Die wogulische Sprache dagegen vermag diesen Unterschied auszudrücken. Als Beispiel gebe ich im Folgenden die subjective sowohl, wie die objective Conjugation des wogulischen kiet und des ungarischen követ = schicken (daher követ = der Gesandte).

Subjective Conjugation.

Wogulisch.	Ungarisch.	
kietém	követek	= ich schicke
kietén	követsz	= du schickest
kieti	követ	= er schickt
kieteu	követünk	= wir schicken
kieteen	követtek	= ihr schicket
kietét	követnek	= sie schicken

Objective Conjugation.

		Wogulisch.			
kietilém	} ich	kietiaüm	} ich	kietiaänem	} ich
kietilén		kietiaän		kietiaän	
kietitä		kietiaägä		kietiaänä	
kietilu	} einen	kietiaü	} zwei	kietiaünu	} viele
kietileén		kietiaän		kietiaän	
kietiaänl		kietiaän		kietiaänl	

Ungarisch.

követem	} ich schicke ihn oder sie 2c.	követjük	} wir schicken ihn oder sie 2c.
követed		követitek	
követi		követik	

Aus dem Vorstehenden wird also der Leser ebenfalls ersehen können, daß die ungarische Sprache im Allgemeinen mit den finnischen Sprachen verwandt ist und mit diesen mehr, als mit irgend einer auf dem ganzen Erdkreis; ferner, daß sie den ugrischen (mogulischen, ostjakischen, mordwinischen u. s. w.) am nächsten steht. Die finnisch-ugrischen Sprachen bilden demnach eine Familie, die sich in zwei Gruppen: die finnische und die ugrische, spaltet.

Die heutigen Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker erstrecken sich über ein weites Gebiet. Die Lappen wohnen in den nördlichen Gegenden der skandinavischen Halbinsel, theils auf norwegischem, theils auf schwedischem Grunde. Die Finnen sind die Bewohner des sogenannten Finnlands, der von dem botnischen und finnischen Meerbusen gebildeten Halbinsel. Die Esten erstrecken sich vom finnischen Meerbusen gegen Süden bis zur Düna (wenn gleich wohl der größere Theil von Livland von den Letten eingenommen wird). Die Zürjenen, Permier, Wotjaken haufen an den Ufern der Dwina und der nördlichen Kama, ferner an den Westabhängen des Urals. Die Wogulen, Ostjaken sind Jägervölker am nördlichen Ural, an den Ufern der Sosva, Ronda und des nördlichen Obi bis südlich gegen Tobolsk und bis zum Flusse Irdis; erst neuerdings verbreitet sich unter ihnen Ackerbau und griechisch-orthodoxes Christenthum, das sie gleichzeitig russificirt. Die Tscheremissen und Mordwinen wohnen an den mittleren Ufern der Wolga, in der Gegend des einstigen Bulgarien; von hier bis zu den compacten Wohnsitzen der Finnen und Esten finden sich Ueberreste alter oder neuer finnischer Ansiedelungen, sowohl nördlich von Ingermanland, in den Gegenden des Ladoga-, Onega- und Weißen-(Bjelosero)Sees, als auch südlich im Gouvernement Twer u. s. w. Die Ungarn wohnen in Ungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Bukowina, und abgesehen von anderen Colonien, noch in der Walachei und in Wien, wo (nämlich in Wien) mehr als 10,000 Ungarn nicht im Stande sind, so viel Gemeingeist zu entwickeln, als 100 Bauernfamilien längst gethan hätten.

Aber wo und wann hätten denn die Ungarn mit den Lappen, Wogulen und ihren übrigen plebejischen Verwandten sich berührt, da sie doch aus Asien nach Ungarn gekommen, und was noch mehr, da sie ja

die Nachfolger des berühmten Attila, der Geißel Gottes, sind? so fragt mit stolzem Zweifel das nationale Vorurtheil. — Nun, das Vorurtheil kennt seiner Natur nach weder Sprachen, noch Geschichte, es wird blind und taub geboren. Unsere Untersuchung hingegen überzeugte uns von der sprachlichen Verwandtschaft, die ja nur die Folge gemeinsamen Ursprungs und sehr langen Beisammenwohnens sein kann. Ohne Zweifel haben die Vorfahren der Ungarn lange bevor sie hieher, an die Ufer der Theiß und mittlern Donau verschlagen wurden, dort gewohnt, wo die verwandten Völker hausten, sei es auch, daß die Geschichte hierüber schweige. Denn die Resultate vergleichender Sprachforschung liefern glaubwürdigere Zeugnisse als geschriebene Urkunden, wo solche vorhanden sind, und wo letztere fehlen, ersetzen sie dieselben. Versuchen wir es nunmehr, die Verwandtschaftsfrage auch historisch zu erörtern.

Die Gothen herrschten in den ersten Jahrhunderten n. Chr. vom baltischen bis zum schwarzen Meer; ihre Macht vernichteten, wie wir wissen, die Hunnen um 375, und seitdem sehen wir die Gothen, nachdem sie die Donau überschritten, fast beständig kämpfend in den Provinzen des römischen Reiches. Zum Theil aber kommen sie über die Karpathen in das heutige Siebenbürgen und Ungarn, wo sie als Vasallen Attila's an den Kriegszügen der Hunnen Theil nehmen. Nach dem Auftreten und dem Siege der Hunnen hört also die Herrschaft der Gothen in den Ländern zwischen dem baltischen und schwarzen Meer auf.

Ein dänischer Gelehrter, Wilhelm Thomsen, ein gründlicher Kenner der finnischen Sprachen, hat über den Einfluß, welchen die germanischen Sprachen auf erstere geübt, eingehende Untersuchungen angestellt *). Unter den germanischen Sprachen versteht Thomsen die skandinavischen und gothischen. Die gothische Sprache ist aus der Bibelübersetzung des Wulfilas bekannt; die älteste skandinavische Sprache aber erklärte und erklärt man aus den Runendenkmälern, welche bis ins III. Jahrhundert nach Christi hinaufreichen.

Diese Einwirkung der germanischen Sprachen auf die finnischen spiegelt mehrere deutlich erkennbare Schichten der Sprachbildung wieder, weshalb angenommen werden muß, daß dieselbe viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat, also zum Theil in vorhistorische Zeit hinaufragt.

Der in historischer Zeit stattgefundene Einfluß rührt zumeist von den skandinavischen Sprachen her, wobei bemerkenswerth ist, daß derselbe in verschiedener Weise wirksam war, anders z. B. bei den lappischen,

*) Das Werk Thomsen's heißt: Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske. Kobenhavn 1869. Es erschien auch deutsch unter dem Titel: Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die Finnisch-Lappischen. Halle 1870.

anders bei den finnischen Sprachen, indem die dem Scandinavischen entlehnten Wörter nicht hier und da dieselben waren. Wenn auch bisweilen in dieser Beziehung eine Uebereinstimmung anzutreffen ist, so ist doch dieselbe entweder rein zufälliger Art oder erst durch eine spätere Aufnahme des betreffenden Wortes aus der es bereits recipirt habenden verwandten Sprache entstanden. Uebrigens entlehnte die lappische Sprache zumeist aus dem Norwegischen, die finnische aus dem Schwedischen, was auch durch die historischen Beziehungen sich erklärt.

Die vorhistorische Einwirkung der Scandinavischen Sprachen zeigt sich uns in einer Gestalt, die so alt ist wie die gothische, ja manchmal noch älter. Die Aneignungen der lappischen Sprache stammen aus jener alten nordischen Sprache, welche uns die ältesten Runendekmalen enthüllen, und welche in den ersten Jahrhunderten n. Chr. auf der ganzen Scandinavischen Halbinsel, auf den dänischen Inseln und in Fütland bis an die Eider verbreitet war. — Aus dem Einfluß, den diese Sprache in vorhistorischer Zeit auf die finnische geübt hat, läßt sich nach Thomsen der Schluß ziehen, daß zu jener Zeit die finnischen Völker viel näher bei einander wohnten, als in der Gegenwart. — Vor wenigstens anderthalb oder zwei Jahrtausenden standen sie unter dem Einfluß der gothischen Sprache, wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte hindurch. Während dieser Zeit wohnten sie in dem Innern des heutigen Rußland, denn sonst wäre die Berührung mit den Gothen unmöglich gewesen.

Und diese gothische Sprache müßte, nach der Behauptung Thomsen's, eine ältere Gestalt gehabt haben, als die Sprache des Ulfilas. Ja nach dem Charakter der herübergenommenen Wörter zu schließen, stammen dieselben theils aus einer nordischen (Scandinavischen) Sprache, theils aus einer solchen her, die als eine gemeinsame Scandinavisch-gothische angesehen werden kann.

Die finnischen Aneignungen erstreckten sich auf allerlei Gegenstände und Verhältnisse. Beispiele hiefür aus dem Staats- und Rechtsgebiet: kuningas König, ruhtina Herzog, valta Macht, hallita herrschen, tuomita urtheilen u. s. w.; Kleidungsstücke: hame Anzug, ruokkeet Hoje, kauto oberer Theil des Stiefels u. s. w.; Instrumente und Waffen: ansas Balken, antura Schneehohle, nakla Nagel, niekla Nadel, miekka Schwert u. s. w.; Gegenstände des Ackerbaues: humala Hopfen, kakra Hafer, ruis Roggen, atra Pflug, leipä Brod, laukka Zwiebel u. s. w.; Naturgegenstände: kulta Gold, rauta Eisen, tina Zinn, multa Muld (Stauberde) u. s. w.; Abstractionen und Eigenschaften: armas lieb, barmherzig, autuas glücklich, hurskas gewöhnlich, vanhurskas fromm, kaunis hübsch, kiusa Versuchung, tarve Noth, viisas weise u. s. w.

Eine so mannigfaltige Aufnahme kann nicht die Folge vorübergehender Berührungen sein, noch weniger kriegerischer Beziehungen, sondern sie setzt eine andauernde Nachbarschaft voraus.

Jordanis, dessen Großvater „notarius“ eines alanischen Fürsten Namens Kandaſ war, als nach dem Untergange der Söhne Attila's die Vasallenvölker das Erbtheil des mächtigen Hunnenführers unter sich theilten, und der selbst vor seinem Uebertritt zum Christenthum als Notar fungirte (ego ipse quamvis agrammatus, Jordanis, ante conversionem meam notarius fui), schrieb um 550, also 100 Jahre nach dem Tode Attila's, die Geschichte der Gothen. Die geographische und ethnographische Kunde Jordanis' ist folgende:

Skandinavien nennt er die Insel Skandza; von hier läßt er unter Anderen die Gothen abstammen. Aber unter den vielen skandinavischen Völkern nennt er auch die Kerefenen (wahrscheinlich Lappen) und die Finnen, die „Sanftesten der ackerbautreibenden Bewohner“ (Finni mitissimi, Scandzae cultoribus omnibus mitiores).

An Germanien grenzt Skythien, das nach Jordanis' Vorstellung das heutige Polen, das ganze europäische Rußland, die Moldau, Wallachei, selbst Ungarn und Siebenbürgen in sich begreift, und im Westen durch die Weichsel von Germanien getrennt wird. In einem Theile dieses riesigen Skythiens, an den Ufern der Theiß und in Dacien, wohnten die Gepiden; Dacien, sagt Jordanis, liegt diesseits der Donau, hohe Berge umgeben es wie eine Krone, auf deren linkem oder nördlichem Abhange die Weichsel entspringt. An den Ufern der letztern, auf weiten Strecken, wohnt das wendische Volk, das aus mehreren Stämmen besteht, von denen am verbreitetsten die Sklawenen und Anten sind. — An der Mündung der Weichsel wohnen die Widwaren, weiter hinauf am Meeresufer die Esten, ein sehr friedliebendes Volk (Aesti pacatum hominum genus). Neben ihnen haust gegen Süden das tapfere Volk der Akaziren, dem der Ackerbau noch fremd ist (gens Acatzi-
rorum fortissima, frugum ignara). Hinter diesen, vom Schwarzen Meere an, erstreckt sich das Gebiet der Bulgaren, von denen Jordanis sagt: „notissimos peccatorum nostrorum mala fecere“ (sie sind durch unsere Sünden berühmt geworden). Dann folgen die zwei tapfersten Zweige der Hunnen, die Ulziagiren und Saviren, die aber getrennt von einander wohnen, und zwar die Ulziagiren am Chersonesus, wo der gewinnjüchtige Kaufmann mit asiatischen Produkten handelt (nach Europa). „Die Hunnuguren aber sind daher bekannt, weil man von ihnen die kostbare Felle einhandelt: ihre Kühnheit wird von Vielen gefürchtet (quia ab ipsis

pellium murinarum venit commercium: quos tantorum virorum formidavit audacia.“

Zur Zeit Jordanis' waren also, abgesehen von den an den Ufern der Weichsel wohnenden Wenden oder Slaven und den Widwaren, an dem baltischen Meere die Esten, gegen Süden (an den Ufern des Dnjeſtr und Dnjepr) die Afaziren, dann im Norden des Schwarzen Meeres (an den Ufern des Don und der mittlern Wolga) die Bulgaren, endlich die Hunnen Bewohner des heutigen mittlern und südlichen Rußlands. Die Hunnen aber waren in zwei Zweige gespalten, der eine, die Uziaziren, hauste gegen Süden am Chersones, die Wohnplätze des andern, der Saviren, bezeichnet Jordanis nicht näher und fährt gleich fort: „die Hunuguren aber sind daher bekannt u. s. w.“ An dieser Stelle ist also entweder eine Lücke, oder die Saviren sind, nach der Auffassung Jordanis', mit den Hunuguren identisch. Auch Priscus, der mit einer Gesandtschaft bei Attila war, und Procopius, der Zeitgenosse Jordanis', nennen die Saviren Savir=Unnen. Das Wort hunugur schreibt Priscus unnugur und onogur, ihr Land aber nennt der Geograph von Ravenna „Onogorien“*).

Was für Völker mögen das alles wohl sein? Sind die am baltischen Meere wohnenden Aesti die Vorfahren der heutigen Esten? Schon die gemeinsame Bezeichnung, wonach die Esten ein friedliebendes Volk (*pacatum genus*), die skandinavischen Finnen aber die sanftesten Ackerbauer der skandinavischen Halbinsel genannt werden, beweist, daß Jordanis sie sowohl von den Slaven an der Weichsel und den Widwaren, als auch von den Gothen, die er besonders hervorhebt, und von den übrigen Völkerschaften unterscheidet. An einer Stelle zählt er die Unterthanen des berühmten Gothenkönigs Hermanarich her. Nach ihm besiegte (*domuerat*) Hermanarich die Gothen, Scythen, Thuiden (*Thuidos in Aunxis*), dann uns unbekannte Völker als Wasinabronken, Mierensen, Mordemsimnen, Caris, Kofas u. s. w.; ferner die Heruler, Wenden, Anten, Sklawenen (*Veneti, Antes, Selaveni*); endlich mit Weisheit und Tapferkeit auch die Esten, welche an den weiten Ufern des germanischen (baltischen) Meeres wohnten. Hermanarich herrschte also über alle Völker Scythiens und Germaniens (*omnibusque Scythiae et Germaniae nationibus ac si propriis laboribus imperavit*). Welche Völker versteht hier Jordanis unter den Scythen? Slaven nicht, — denn diese führt er, ebenso wie die Esten, besonders an; also andere Völker, von denen der Autor leider nichts als den allgemeinen Namen

*) *Ravennatis Anonymi Cosmographia*. S. 170. Ed. Pinder et Parthey.

weiß. Da aber die uralten Aneignungen der finnischen Sprachen, wie wir sahen, unzweifelhaft auf einen dauernden und friedlichen Verkehr der Finnen mit den Gothen und den übrigen skandinavischen Germanen hinweisen, so können, ja müssen wir vermuthen, daß Hermanarich's Reich sich nicht bloß auf die Esten, sondern auch auf viele finnische Volksstämme erstreckte.

Das Erscheinen der Hunnen rief eine gewaltige Veränderung im östlichen und mittlern Europa hervor; dadurch ward die Völkerwanderung oder der Strom der germanischen Völker über das weströmische Reich veranlaßt, was wir schon in der Schule gelernt haben. Aber es rief noch zwei andere weniger beobachtete, aber nicht minder bedeutende Thatfachen hervor: die Slaven, früher von den deutschen Stämmen aufgehalten, ergießen sich nun nach deren Abzug gegen Süden, Osten und Norden; die finnischen Völker hingegen werden in Folge des Anpralls der Hunnen gegen Nordwest geschoben und fangen an, das heutige Finnland zu besetzen. Die Esten besaßen schon zur Zeit Hermanarich's die östlichen Ufer des baltischen Meeres; es ist sehr wahrscheinlich, daß ihre nördlichen Stammesbrüder ebenfalls schon damals am finnischen Meerbusen sich ansiedelten. Jene Ansicht, welche viele finnische Gelehrte verfechten, daß die Finnen und Esten erst im Laufe des VIII. Jahrhunderts ihre jetzigen Wohnplätze eingenommen haben sollen, scheint schon durch den Zustand, in dem wir die Esten zur Zeit der deutschen Eroberung finden, widerlegt. Ein Gebiet muß länger als drei bis vier Jahrhunderte von einem Volke besessen worden sein, um zum Schauplatz der Mythologie desselben zu werden, oder damit letzteres so autochthon erscheine, wie dies bei den Esten der Fall.

Von den Aflaziren können wir mit Gewißheit behaupten, daß sie weder ein germanisches noch ein slavisches Volk waren; dasselbe gilt auch von den Bulgaren und den beiden Zweigen der Hunnen, von den Uziaziren und Saviren, sowie von den Hunguren, wenn diese mit den Saviren auch nicht identisch sein sollten. Mit derselben Bestimmtheit kann aber auch behauptet werden, daß sie alle entweder finnisch-ugrische oder türkische Völker waren.

Die Gewißheit hiefür können wir aus jenen großen Zügen schöpfen, mit welchen die ethnographischen Verhältnisse des mittlern und nördlichen Europas, sowie des nordwestlichen Asiens, folgendermaßen gezeichnet sind: „Nach den Kelten folgten die Germanen, dann die Slaven, auf diese die Finnen-Uguren, und erst nach den letzteren die Türken; endlich hinter den Türken gegen Ost finden wir die Mongolen.“ Gleich einem Riesenstrom folgten diese Völker von

Ost gegen West auf einander. Der Name der Türken fängt erst gegen 545 an bekannt und gefürchtet zu werden; seitdem drängen sie immer näher gegen Europa, bis mit der Einnahme Konstantinopels und der Entstehung des türkischen Reiches im europäischen Orient die Völkerwanderung, dieses größte Ereigniß in der Geschichte Europa's, das mit den Hunnen begonnen, abschließt.

Die Hunnen! Zu welcher Nationalität gehörten sie? Waren sie Mongolen? Gewiß nicht, denn diese treten erst später auf den Schauplatz der Geschichte; und die Reste der Hunnen zeigen nicht im Geringsten einen mongolischen Charakter.

Waren sie Türken? Vielleicht; nur ist es sonderbar, daß dieser Name erst viel später und zwar am Altaischen Gebirge auftaucht. Dagegen scheinen die Volksnamen Hunugur und viele andere, in denen ugur, ogur vorkommt (kuturgur, kotrigur, utrigur, onogur u. s. w.), auf den ugrischen Nationalnamen hinzuweisen, welchen schon Jordanis als berühmt bezeichnet und der bald noch weit berühmter wird. Die Tradition, daß die Hunnen die Vorfahren der Magyaren waren, beweist nichts für ihre Nationalität, denn diese Tradition entsteht erst im XI. und XII. Jahrhundert und schließt retrograd von den Ungarn auf die Hunnen, die sie nur dem Rufe nach kennt. Da die Hunnen aber keine Türken waren, so ist das Ugrenthum derselben wahrscheinlich.

Die Akaziren sind noch unbekannter. Wenn in diesem Namen wirklich der der späteren Kosaren (Chazaren) verborgen wäre, wie viele glauben, dann wären sie das erste türkische Volk in Europa gewesen; denn es hat sehr viel Wahrscheinlichkeit, daß die heutigen Tschuwasen Ueberbleibsel der Chazaren sind*).

Die Bulgaren spielten in der Geschichte lange Zeit eine Rolle. Sie zerfielen in zwei Stämme, deren einer die alten Wohnsitze an den Ufern

*) Zu dieser Vermuthung berechtigt uns Folgendes: Konstantinus Porphyrogenetus (um 950) erzählt uns die Vereinigung eines Stammes der Chazaren, nämlich der Kabaren, mit den Ungarn und sagt, daß zu seiner Zeit beide Sprachen (der Ungarn und Kabaren) unter ihnen geläufig waren. Nun finden wir in der ungarischen Sprache türkische Wörter mit dem r-Laut anstatt des s-Lautes, z. B. ungar. tenger (Meer), türk. denniz; ungar. borju (Kalb), türk. buzagu; ungar. tér-d (Knie), türk. diz. Dieser r-Laut (Rhotacismus) findet sich unter allen türkisch-tatarischen Sprachen aber nur im Tschuwasischen, als pru (Kalb), sir (ohne), sir (schreibt), e-bir (wir) u. s. w. statt des türk.-tatar. buzagu, siz, jaz, biz [das türk. jaz (er schreibt), tschuw. sir, ist das ungar. ir]. Wir dürfen also den erwähnten Rhotacismus der türkischen Wörter im Ungarischen den alten chazarischen Kabaren zuschreiben, und die heutigen Tschuwasen für die Ueberbleibsel der einst so mächtigen Chazaren ansehen. (Anmerkung des Verfassers in der Uebersetzung.)

der Wolga und Kama innebehielt und dort das große Bulgarenreich gründete. Auch die Tscheremissen und Mordwinen gehörten zu diesem Reich; wir können sie also als Ueberbleibsel der alten Bulgaren betrachten.

Nach Jordanis' (574—582) Zeit kommt der Name Ugor noch mehr zur Bedeutung. Laut Theophilactus Simocatta greifen nämlich die aus dem Altaischen Gebirge hervordringenden und siegreichen Türken auch die Ogoren an. „Das ogorische Volk,“ sagt der erwähnte Autor, „ist sowohl durch Zahl als durch Kriegsgeübtheit sehr mächtig. Es wohnt an den Ufern des Til, welchen die Türken den schwarzen nennen (Kama und Wolga trugen den Namen Etil, Edel, Til). Die ältesten Fürsten der Ogoren waren Uar (Var) und Cheunni, nach denen auch einige Ogorenstämme Uar, Var und Chunn genannt werden.“ Von diesen Varen und Chunnen trennte sich zur Zeit des Kaisers Justinian ein Theil und nannte sich Awaren, ihren Fürsten aber Khagan. „Die Sarfekten, Unnugunen (wahrscheinlich die Hunguren Jordanis'), Sabiren und andere hunnische Völker huldigten den Pseudo-Awaren“, die unter der Führung Bajan's bald zu hoher Macht gelangen und das Aware Reich an den Ufern der Theiß und der Donau begründen, das erst Karl der Gr. vernichtet. Auch die pannonischen Awaren nannten die weströmischen wie die byzantinischen Schriftsteller Hunnen. Wir sehen, es waren Uguren, wie sie auch Eginhard kennt, da er die zu Karl dem Gr. abgeordneten Awaren mit diesem Namen bezeichnet (*missi quoque Hunnorum Chagani et Jugurri*). Das Wort Jugur, Ugor, Ogor bezeichnete demnach wahrscheinlich eine Würde, ein Amt; es ist kein Eigennamen, sondern ein Gattungsname, weshalb es sich auch bei vielen Völkern findet. Wie viele ugrische Völker aber auch die Geschichte nennt, sie waren vielleicht alle Sprachverwandte.

Gegen 850 reiste der Skandinabe Other um die skandinavische Halbinsel herum, aus dem Eismeer ins Weiße Meer, von diesem in die Mündung der Dwina und gelangte auf dieser aufwärts in ein bebautes Land, das er Beorma- oder Bjarmaland nannte, dessen Name in dem heutigen Perm fortlebt. Seitdem blieb Bjarmaland bei den skandinavischen Abenteurern sehr berühmt und sie zogen oft auf Raub dahin. Auf dem Gebiete des alten Bjarmaland wohnen heute Zürzenen, Permier und Wotjaken, deren Sprachen ebenfalls zu den ugrischen gehören.

Noch vor der Reise Other's kamen die Ungarn aus den nördlichen Theilen jenseits der Kama und Wolga dahin; in ihrem frühern Vaterlande gab es viele Zobel und Edelmarder (dies erwähnen auch die ungarischen Chroniken). Schon dieser äußere Umstand leitet uns auf

den ursprünglichen Sitz der Ugren hin, wenn wir den Ursprung der Ungarn suchen. Darauf hin weist aber auch die Sprache, wie unsere Erörterung darlegte. Also noch zu Anfang des IX. Jahrhunderts finden wir im ganzen heutigen Rußland, mit Ausnahme einiger westlicher Theile, zumeist finnisch-ugrische Völker. Die Sprachverwandtschaft der Ungarn ließe sich daher auch aus den zu Anfang des IX. Jahrhunderts herrschenden geographischen Verhältnissen folgern, selbst wenn man mittelst der Sprachforschung nicht zu dem erwünschten Ziele käme. Doch ist dieser Weg stets unfehlbar.

Auf die Frage also: wann und wo standen die Ungarn mit den finnischen Völkern in Berührung? lautet die bestimmte Antwort: im heutigen Rußland und zwar viele Jahrhunderte hindurch. Bevor sie aber in das heutige Rußland kamen, mußten die finnisch-ugrischen Völker auch in ihren Ursitzen in Asien lange beisammen gewohnt haben, denn es wären sonst die betreffenden Sprachen nicht entstanden, deren Zeugniß glaubwürdiger und unumstößlicher ist als jedes andere.

Nach dem Abzug der germanischen Völker von den Gegenden des Dnjestr und Dnjepr beginnen die slavischen Völker, die bisher hinter den Karpathen an den Ufern der Weichsel gehaust hatten, sich daselbst auszubreiten. Der entfernteste Zweig derselben, der lithauisch-lettische, stößt mit dem estnischen Volke zusammen; ein anderer slavischer (polnischer) Zweig reicht bis zum Dnjepr hin, wo alsbald Kiew entsteht; ein dritter Zweig nördlicher bis zum Ilmensee, wo Nowgorod erbaut wird, ob allein durch die Niederlassung slavischer Völker, oder auch skandinavischer Elemente, ist ungewiß. Zu derselben Zeit siedelt der Kaiser Heraclius (612—640) von jenseits der Karpathen Serben und Kroaten an die nordwestlichen Grenzen seines Reiches an, um diese gegen die Avaren zu schützen. — Zuerst standen die Slaven unter der Oberherrschaft der Hunnen und dann der Avaren; nach dem Verfall der avarischen Herrschaft aber breiteten sie sich um so freier aus. Gegen Nordost strömend, stoßen sie überall auf finnische Völker. Aus der Erzählung Nestor's (um 1100) ersehen wir, daß die sich begegnenden Finnen und Slaven ziemlich auf gleicher Stufe standen; denn keines dieser beiden Völker strebt nach der Unterwerfung des andern. Da kommen die Kriege und Raubzüge liebenden Skandinaven vom finnischen Meerbusen her (wahrscheinlich über die Narva, den Peipus, die Nawa und den Ladoga) in das Land der Finnen und Slaven, und so geschieht es, daß im J. 862 die Brüder Rurik, Sineus und Truvor die Bildung eines neuen Reiches zwischen den Slaven und Finnen beginnen, das heute unter dem Namen Rußland die größte geographische Ausdehnung auf

unserer Erdkugel hat. Zwei andere skandinavische Abenteurer, Asfold und Dir, bemächtigten sich Kiows, das den Chazaren tributpflichtig war. Letzteres wird jedoch schon von dem Nachfolger Kurik's, Dleg, erobert, der seine Residenz, die früher in Nowgorod war, dahin verlegt. Die skandinavischen Eroberer slavisirten sich bald und begründeten nach Aufnahme des griechischen Christenthums jenen Gegensatz, welcher zwischen den Polen, den Anhängern der römischen Kirche, und den Russen bis zum heutigen Tage besteht.

Der Name Russe (Ros, Russ) kam offenbar von den Finnen zu den übrigen europäischen Völkern herüber, denn der Finne nennt noch heutigen Tages die Schweden ruotsi, was so viel bedeutet wie: die Gründer des Roß- oder Rußreiches. Der Name Roß, Ruß ging dann von dem Herrscher auf die Unterthanen über und breitete sich so allmählich über die verschiedensten Nationalitäten aus, vornehmlich über die finnischen und ugrischen Stämme.

Die Ungarn sehen wir, als sie vor den Byzantinern auftauchen, von denen sie mit dem Namen Türken bezeichnet werden, im Bunde mit den Chazaren. Eine Gruppe dieser letztern, die Kabaren oder Kavaren, trennen sich von ihren Genossen und schließen sich den Ungarn an, derart, daß sie, nach Constantinus Porphyrogenetus, der um 950 schrieb, die Sprache der Ungarn erlernten, wie diese die der Kabaren, demzufolge bei denselben zu seiner Zeit zwei Sprachen herrschten (siehe Anmerkung, S. 223).

Der letztere Umstand, sowie der, daß die Ungarn von den Byzantinern Türken genannt werden, hat Veranlassung gegeben, daß man, wie der Petersburger Gelehrte Kunik, die ungarische Nation aus der Besiegung der Finnen oder Ungarn durch die Türken, die dann die Sprache der Besiegten angenommen hätten (wie das ja auch anderswo vorgekommen), entstanden wähnt. Die Argumente, mit denen diese Ansicht gestützt wird, sind jedoch nicht stichhaltig.

Immerhin wäre es wünschenswerth, den Grund zu erfahren, weshalb die Ungarn mit dem Namen Türken bezeichnet wurden? Die ungarische Sprache steht doch den finnischen viel näher als der türkischen; dazu tritt noch ihr ugrischer Charakter, der besonders gegen die Turcität zeugt. Doch etwas besitzt sie, was weder den finnischen, noch den ugrischen Sprachen angehört und was aus den türkischen in dieselbe gelangt ist. Wörter wie alma (Apfel), árpa (Gerste), búza (Weizen), orozlán (Löwe), teve (Kameel), majom (Affe), borz (Dachs), kapu (Thor), kazan (Kessel), kalpak (Pelzmütze), balta (Hacke), koboz (Laute), kefe (Bürste), kalauz (Führer), buzogány (Streitart), tengely (Axe),

kender (Hanf), teknö (Muschel), böles (Weiser), szatócs (Krämer), bélyeg (Stempel), bicsak (Taschenmesser), papucs (Pantoffel), betyár (Unverheirathet, dann aber auch Kümmer, Landstreicher) u. s. w. stammen aus der türkischen Sprache. Außerdem gibt es viele, die durch Lautumänderung, namentlich durch das Vorkommen eines r anstatt z auf fallen, wie: iker, türkisch ikiz (Zwilling), ökör, türk. öküz (Ochs), tenger, türk. denniz (Meer), borju, türk. buzagu (Kalb), bor, türk. boza (Wein), tér-d, türk. tiz (Knie), nyár, türk. jaz (Sommer), ír (finnisch kirja, tschumassisch sir), türk. jaz (er schreibt), karó, türk. kazik (Pfahl), gyürü, türk. jüzük (Ring), szür(ni), türk. söz (sagen) u. s. w. In den bekannten türkischen Sprachen klingen die erwähnten Wörter alle mit s und z; wie kamen sie zu einem r im Ungarischen, das doch s, sz, z durchaus nicht meidet, sondern selbst das t der finnischen und ugrischen Wörter in z verwandelt, wie wir in den Wörtern viz, finnisch vite, wogulisch vit = Wasser; száz, finnisch sata, wogulisch sat = hundert u. s. w. sehen? Die ungarische Sprache hat gewiß das z und s dieser Wörter nicht umgeändert, sondern sie empfing sie mit dem r aus einer Sprache, in der sie schon so lauteten. Und nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit Gewißheit können wir, wie bereits in der Anmerkung S. 223 ausgeführt, behaupten, daß diese türkischen Wörter mit dem r-Laut oder Rhotacismus aus der kabarischen Sprache stammen.

Die Byzantiner (Leo der Weise, Constantinus Porphyrogenetus) aber nannten die Ungarn wohl nicht deshalb Türken, weil sich ihnen die Kabaren angeschlossen — die sie nicht so nennen, ebensowenig wie die Chazaren — sondern gewiß darum, weil sie von jenseits der Wolga kamen, wo, ihres Wissens, die dem Namen nach bereits bekannten Türken hausten.

Somit bleibt es als fest bestehen, daß die Ungarn der Sprachverwandtschaft nach zu den finnisch-ugrischen Völkern gehören. Diese Verwandtschaft aber konnte nur während sehr vieler Jahrhunderte durch fortgesetztes Beisammenwohnen sich entwickeln.



XI.

In Petersburg.

(Schiefner. Dampfschiff-Bekanntschafft. Ein russischer Oberst, der an ungarischen Kriege Theil genommen. Kronstadt. Die Newa. Petersburg. Die Verehrung der heiligen Bilder. Newski-Prospect. Bazar. Sommergarten. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Kunil. Die Sjaatskirche. Das Monument Peter's des Gr. Ein Spaziergang auf den Inseln der Newa. Die Confessionsverhältnisse des russischen Reiches. Sekten. Kaiserliche Sammlungen. Das Haus Peter's des Gr. Ausflug auf's Land.)

In Reval waren wir mit der Familie des Petersburger Gelehrten Schiefner bekannt geworden, welche uns unsern dortigen Aufenthalt sehr angenehm gemacht hatte. Schiefner ist wie Wiedemann Mitglied der Petersburger Akademie, und unter Anderem durch die Herausgabe des Nachlasses Castrén's auch bei uns schon lange bekannt*). Auch er ist, wie Baer und Wiedemann, in Estland geboren und spricht estnisch. Er war mit seiner Familie nach Reval in's Bad gekommen, welcher glücklicher Zufall uns von großem Vortheil wurde.

Rußland gehörte eigentlich nicht zu meinem Reiseplan, aber Petersburg konnte ich doch nicht übergehen. Denn wenn es wahr ist, daß Moskau nicht nur in geographischer, sondern auch in anderer Beziehung das Herz des Russenthums ist: so liegt hingegen Petersburg auf altem finnischen Grund und gehört also, streng genommen, zu den baltischen

*) Mathias Castrén, ein finnischer Gelehrter, hielt sich zu gleicher Zeit mit Reguly in Petersburg auf und traf daselbst Vorbereitungen zu einer großen wissenschaftlichen Reise, die er auch mit Hilfe der k. Akademie unter den nördlichen Völkern Asiens von den Zürzenen bis sozusagen an die Grenzen des chineesischen Reiches unternahm. Seine Untersuchungen über die Sprache der Samojeden eröffneten ein ganz neues Gebiet. Aber auch viele andere seiner Untersuchungen über die ugrischen, tartarischen und mongolischen Sprachen sind sehr werthvoll. Als Castrén starb, gab Schiefner im Auftrage der Akademie dessen hinterlassene Schriften heraus.

Provinzen. Es ist beiläufig, wie Schirren jagt, das Fenster, welches Peter der Gr. sich zu dem Behufe machen ließ, um durch dasselbe nach Europa auszufahren; ich wünschte meinerseits, durch dasselbe einen Blick in das Innere des russischen Reichs zu werfen, einen Blick von jedenfalls friedlicherem Charakter als derjenige Peter's des Gr.

Der Dampfer Constantin rauchte bereits, als wir, uns durch die bunte Menge hindurchdrängend, ihn betraten. Schiefner und seine Frau hatten die Liebenswürdigkeit gehabt, uns zu begleiten. Es war ein herrlicher Nachmittag, unser Auge weilte lange auf der bunten Menge am Ufer, den schönen Schiffen, der Umgebung des Hafens, besonders aber auf dem Dom und dem Mausesturm, welche wir wahrscheinlich für immer verlassen.

Nachdem ich eine Kajüte besetzt und das Reisegepäck untergebracht hatte, machte mich Schiefner mit dem Schiffskapitän bekannt, der aus Finnland stammte und geläufig finnisch sprach. Auch die Matrosen waren alle Finnen; das Commando wurde jedoch in schwedischer Sprache ertheilt. Der Kapitän ist ein schöner, starker und dabei freundlich aussehender Mann; der Steuermann ein von Wind und Wetter gebräunter Finne mit scharfem, stechendem Auge. — Auch eine anscheinende Kleinigkeit kann oft Dinge von Bedeutung charakterisiren. Und es ist gewiß nichts besonders Auffallendes, daß Kapitän und Mannschaft unseres Schiffes weder Deutsche, noch Russen, sondern Finnen sind; gehört doch auch das Schiff einer finnischen Gesellschaft. Trotzdem beweist es, daß in den baltischen Provinzen weder die Russen, noch die Deutschen für die Zwecke der Schifffahrt und den Verkehr zur See ausreichen; erstere vielleicht deshalb nicht, weil sie überhaupt keine Neigung hiezu haben, letztere, weil ihre Zahl zu gering ist. Die Finnen aber sind im Stande, die Mannschaft zu liefern; sie lieben das Meer, und wir wissen, daß finnisches Geld auch außer den finnischen Landesgrenzen Arbeit sucht. Doch das Schiffscommando ist schwedisch! Dies zeigt wieder die sociale und geistige Ueberlegenheit der Schweden; wenigstens so viel, daß auch die finnischen Matrosen das Schwedische verstehen und daß die schwedische Sprache noch heute in allen Verhältnissen Finnlands eine bedeutende Rolle spielt.

Schiefner, der viele Leute auf dem Schiffe kannte, machte mich unter Anderen mit dem Staatsrath Tilésius („Mr. Tilésius de Tilenau, Conseiller d'État actuel“) bekannt.

Die Vorbereitungen, das Auspacken hat ein Ende, die Glocke verkündet die Abfahrt. Wir nehmen von unseren Begleitern Abschied und das Schiff setzt sich in Bewegung. Immer stärker wird das Klätschern

der Räder, schnell gleitet unser Fahrzeug dahin; wir verfolgen mit unsern Augen noch eine Zeit lang unsere uns vom Ufer aus zuwinkenden Freunde; bald sind auch sie unsern Blicken entschwunden. Das Wetter ist schön, doch ein wenig windig und außerhalb des Hafens schlagen die Wellen so heftig, daß unser Schiff bald merklich zu schaukeln beginnt. Je mehr wir uns jedoch vom Ufer entfernen, desto mehr legen sich auch die Wellen: die Reisegesellschaft genießt das günstigste Wetter. Unsere Blicke wenden sich zurück: auf den Clausthurm, der immer kleiner und kleiner wird, bis er endlich ganz verschwindet. Wir befinden uns auf hoher See im finnischen Meerbusen, auf dem wir nun direkt gegen Petersburg steuern.

Die angenehme Conversation des Schiffskapitäns und des Staatsraths Tilefius läßt uns auf dem Schiffe bald heimisch werden. Der letztere hat auf deutschen Universitäten studiert, viele Reisen gemacht und legt großes Interesse für die Kunst des Mittelalters an den Tag. Mit Politik scheint er sich weniger zu beschäftigen, und doch ist er Censor der französischen und englischen Journale und Zeitschriften in St. Petersburg. Hier darf nämlich keine einzige Nummer der ausländischen Zeitungen dem Publikum übergeben werden, bevor sie nicht die Censur passirt hat.

Nichts ist jedoch unterhaltender, als Abends, wenn die untergehende Sonne die Meeresfläche vergoldet, sich schweigend dem freien Gedankenspiele hinzugeben. Mit den Bildern des gegenwärtigen Augenblicks mischen sich die Erinnerungen der Vergangenheit, und es scheint, als erhellten sie sich gegenseitig; unsere Gedanken fliegen frei herüber und hinüber, ohne zu fragen, ohne zu antworten, schwebend allein im Genuß der wechselreichen Bilder. Es ist ein Träumen mit offenen Augen, keine sinnige Betrachtung, aber doch genußvoll, beruhigend und erquickend.

Doch die Zeit steht nie still; bald versinkt auch die Sonne in den Fluthen und am Nachthimmel ziehen die Sterne auf. Ermüdet schlüpfen wir in unsere Cajüte und sind bald eingeschlafen.

Die Sonne stand schon hoch, als wir am Morgen des 13. Juli auf's Verdeck traten, wo sich die Reisegesellschaft allmählig zu sammeln begann. — Tilefius theilte mir mit, daß ein russischer Oberst Namens Karlstedt unsere Bekanntschaft zu machen wünsche und führte ihn zu uns.

Karlstedt ist in Helsingfors geboren, also Finne. Dem Aeußern nach ein bescheidener, und so viel sich aus dem Gespräch sehen ließ, ein intelligenter Mann; er ging nach Petersburg, um daselbst einen Urlaub zur Reise in ein deutsches Bad zu erwirken. Als Oberlieutenant und Hauptmann hatte er im J. 1849 an dem russischen Feldzuge in Ungarn

theil genommen und war von Eperjes nach Waizen, von da nach Debreczin und über Großwardein nach Bilágos gezogen. Er erinnerte sich gerne an Ungarn, dessen Alföld (die südliche Ebene zwischen Donau und Theiß) er durchwandert hatte. Wir fanden seine Gesellschaft auf unserer ganzen Reise und später in Petersburg höchst unterhaltend. Er erzählte Manches von seinen Erfahrungen in Ungarn, unter Anderm, wie sehr ihm einmal die finnische Sprache zu Statten gekommen sei. Die Cholera wüthete im russischen Heere. Unser Hauptmann lebte nur von Thee, Butter und Fleisch, und hoffte sich durch diese Lebensweise vor der schrecklichen Krankheit zu bewahren. Einmal ging ihm aber die frische Butter aus und er trachtete sich solche auf jede Weise wieder zu verschaffen. Als er mit seiner Truppe durch eine Puszta des Alfölds zog (auf den Namen der Puszta konnte er sich nicht mehr besinnen), sah er ein einzelnstehendes Haus von sehr reinlichem Aeußern vor sich. Er lenkte sein Pferd vor dasselbe. Auf das Gestampfe seines Pferdes trat ein sauber gekleidetes Bauernweib heraus und blieb vor der Thüre stehen. Wie soll ich mich diesem Weibe verständlich machen? dachte Karlstedt. Er versuchte es also mit der russischen Sprache und stellte die Frage an sie: ob sie frische Butter hätte? Nem tudom (ich verstehe nicht), antwortete das Weib. So weit reichte bei Karlstedt die Kenntniß des Ungarischen, um diese Antwort sogleich zu verstehen. Er versuchte nun deutsch zu fragen. — Nem tudom! — Er versuchte es im Französischen, denn in seiner Bedrängniß fiel es ihm gar nicht ein, daß, wenn die Frau schon weder deutsch noch russisch verstehe, sie französisch oder schwedisch noch viel weniger verstehen werde! — Nem tudom! — Was soll ich thun, dachte Karlstedt, und plägte mit einem Male finnisch heraus: anna minulle voita? Das Weib heftete ihr Auge auf ihn, legte die Hand auf seine Schulter, nickte mit dem Kopf und lief in's Haus. — Was wird daraus werden? dachte unser Hauptmann. Und siehe, sie bringt eine Schüssel heraus und auf derselben einen großen Klotz frischer Butter, glänzend wie vom Morgenthau. Karlstedt nahm aus seiner Tasche eine Hand voll Zwanziger (das russische Heer wurde in Silber bezahlt) heraus und hielt sie vor das Weib, damit sie sich den Preis der Butter selbst nehme. Die Ungarin nahm zwei Zwanziger davon und bezugte damit, sowie mit der Zufriedenheit, die in ihrem Auge glänzte, daß die Butter bezahlt sei. — „Eine größere Wohlthat hätte man mir damals nicht erweisen können“, schloß der Erzähler, „als die Herzlichkeit dieser Frau war“, der er auch zum Lobe anrechnete, daß sie nur zwei Zwanziger genommen hatte, während sie ebenso gut fünf, selbst zehn hätte nehmen können. Später erfuhr er,

daß das finnische voi (Butter) im Ungarischen vaj heißt; das ungarische Weib hatte also unter voita glücklicherweise Butter verstanden *).

Bei dem günstigen Wetter und der angenehmen Unterhaltung verging rasch die Zeit und wir rückten unserem Ziele immer näher. Bald konnte ein scharfes Auge im Nebel der Entfernung ein Schimmern wie von Sternen wahrnehmen, das immer deutlicher hervortrat. Es sind die goldenen Kuppeln und Thürme St. Petersburgs. Karlstedt und Tilesius erklärten wetteifernd: das dort ist die Isaakskuppel, hier der Thurm der Marienkirche u. s. w.

Unterdeß eilen wir der Festung Kronstadt entgegen und bald erblicken wir auch den Mastenwald im Kronstädter Hafen. Schon fahren wir zwischen den beiden großen Bastionen durch, deren zahlreiche Kanonen uns aus den Oeffnungen der Steinmauern entgegengähnen. Doch thun sie uns nichts zu Leide, denn wir sind nicht die englische Flotte, mit der der Admiral Karl Napier im J. 1853 hieher kommen wollte, um Kronstadt zum Frühstück und Petersburg zum Mittagsmahl einzunehmen. Karlstedt bemerkte mit vielem Humor, er bedauere, daß Napier sein Versprechen vergessen habe; er behauptet, es existire keine Flotte in der Welt, die hier ungestraft passiren könnte. — Kronstadt ist der Schlüssel Petersburgs; schon Peter der Gr. begann es 1703 zu befestigen, und seitdem wurden seine Wälle immer wieder verstärkt, bis sie unter dem Zaren Nikolaus auf ihren heutigen ausgezeichneten Stand gebracht wurden. Die Stadt zählt, sammt den 25,000 Mann Garnisonsjoldaten, gegen 50,000 Einwohner. Ihr Hafen ist nicht nur die Hauptstation der russisch-baltischen Flotte, sondern auch Hauptemporium des russischen Handels.

Die Flotte lag augenblicklich nicht im Hafen, da eben die Marine-Manoeuvres zwischen Viborg und Sveaborg stattfanden.

Von Kronstadt an zeigt das rechte Meeresufer einige Erhebung. Bald sehen wir Dranienbaum, das nur 8 Werst von Kronstadt entfernt ist; dann folgt Peterhof, dessen Springbrunnen die von Versailles übertreffen sollen, wie Karlstedt behauptet. Er fügte hinzu, daß jeder Fremde,

*) Anna minulle voita heißt: gieb mir Butter. Hier konnte die ungarische Frau nur die Bedeutung des letzten Wortes ahnen. Die Aehnlichkeit des Wortes anna mit dem ungar. adj = gieb, ist für den Laien kaum heraushörbar; ant, im Lappischen auch add, im Ungarischen ad = er giebt. Minulle, ungar. nekem = mir, ist schon ganz verschieden. Minä, ungarisch én = ich, minum, ungarisch enyém = mein, minulle, ungar. nekem = mir. Die Mehrzahl ist: me, myö oder met, ungar. mi, mü, mink = wir. Die zwei ersten Formen sind mit dem Ungarischen identisch; auch die dritte insofern, als im Finnischen der Charakter der Mehrzahl t, im Ungarischen k ist.

der nach Petersburg komme, die kaiserlichen Paläste und Gärten in Oranienbaum und Peterhof in Augenschein nehmen müsse. Nachdem wir alles, was vom Berdeck aus zu sehen war, betrachtet hatten, gingen wir zum Diner in den untern Saal.

Unterdessen näherten wir uns immer mehr und mehr Petersburg, und als wir nach dem Mittagessen auf das Berdeck eilten, waren rechts am Ufer bereits die Gebäude und Gärten Peterhofs sichtbar, vor uns aber schimmerte der Thurm der St. Isaakskirche und viele andere goldene Thürme und Kuppeln. Wir laufen bald in die Mündung der Newa ein, deren Wasser so rein ist und dieselbe Farbe hat, wie das Meer. Da Petersburg sich in einer Ebene an den beiden Ufern der Newa ausbreitet, bietet es dem Beschauer außer den goldenen Kuppeln keinen überraschenden Anblick dar. Letztere scheinen, je mehr wir uns ihnen nähern, immer tiefer zu versinken. Die Quais und Häuserreihen an der Newa treten hervor; wir sind in der Stadt. Was man vom Schiffe aus sehen kann, die Isaakskuppel, der großartige Fluß, die breiten Quais, die in unübersehbarer Länge dahinziehende Häuserreihe, alles bietet das Bild der Größe. Wenn wir es mit dem Bilde der Donau bei Pest vergleichen, so erscheint letzteres in der That klein. Die Ofener Seite mit dem hochstehenden königlichen Schloß würde beide Newaufer übertreffen, wenn sie nicht so unfertig und schmutzig wäre. — Was aber die Ausdehnung betrifft, so verschwindet Pest=Ofen fraglos gegen Petersburg.

Das Schiff hält und stößt an's Land; nicht weit von uns überspannt die herrliche Nikolaibrücke den schönen Strom. Der Oberst ist so freundlich, uns in's Hotel Kaiser zu führen, wo auch er absteigt.

Wir sind also nun endlich in Petersburg. Der Newafluß ergießt sich aus dem nur 60 Werst ($8\frac{1}{2}$ Meilen) von hier entfernten Ladogasee, dem größten Europas, der fast einem Meere gleicht, in den finnischen Meerbusen. Bei seinem Ausfluß zertheilt er sich in mehrere Arme. Der mächtigste, auf dem wir daherkamen, ist die große Newa (Bolschaja Neva); diese und die kleine Newa (Malaja Neva) bilden die Wassiljew=Insel (Wassili-ostrov), welche durch zwei Brücken, die bereits genannte Nikolausbrücke und eine Schiffsbrücke mit der am linken Ufer sich ausbreitenden Stadt verbunden ist. Auch unser Hotel ist in Wassili-ostrow. Verfolgen wir die Newa weiter aufwärts, so scheidet sich von ihr die Newka, die wieder in die große und kleine Newka sich theilt und mehrere Inseln bildet. An dem Ufer der Wassili=Insel befindet sich die Börse,

die Akademie der Wissenschaften, die Universität, die Pauls-Militärakademie, die Akademie der schönen Künste u. s. w. Alle diese Gebäude liegen in der Nähe unseres Hotels. Jenseits der kleinen Newa ist die Festung, die durch eine große Schiffbrücke mit dem linken Ufer verbunden ist. Die kaiserlichen Paläste, das Arsenal, die Isaakskirche, die Palais der Ministerien u. s. w. befinden sich am linken Ufer, auf dem der größte Theil der Stadt liegt. Diese am linken Ufer gelegene Stadt umgeben auf einander folgend drei Kanäle: Moika-, Katharinen- und Fontanka-Kanal.

Nachdem wir uns in unserm neuen Quartier ein wenig eingerichtet und uns auf der Karte der Stadt orientirt hatten, trat der Oberst zu uns herein und schlug uns vor, wir sollten gegen 6¹/₂ Uhr Abends eine Spazierfahrt über die Nikolausbrücke jenseits der Isaakskirche den Newski-Prospekt entlang und zurück zum Sommergarten machen. „Vor dem Garten steht eine Kapelle, vor der man den Hut abnehmen muß“, sagte mir der Oberst. Die Kapelle, deren Heiliger große Verehrung genießt, wurde zum Andenken an die Bewahrung des Zaren Alexander vor einem Attentat, das an dieser Stelle gegen ihn verübt wurde, errichtet. Im Sommergarten wollte der Oberst, der noch mehrfache Besorgungen zu machen hatte, da er am folgenden Morgen Petersburg verlassen mußte, zu uns stoßen.

Ich benutzte die Zwischenzeit bis zur Spazierfahrt, einen Helsingforsker Bekannten, mit dem ich korrespondirte, Georg Forsman, mit dem Schriftstellernamen Koskinen *), zu besuchen. Schon in Dorpat hörte ich, daß Forsman gegenwärtig in Petersburg in den Staatsarchiven Studien mache und daß er bei der finnischen Kirche wohne. Ich verließ also das Hotel und rief eine Droike **), mit den wenigen russischen Worten an, die mir zu Gebote standen. Der Kutscher verstand mich und jagte davon. Auch auf der Nikolausbrücke steht eine Kapelle; hier hatte ich zuerst Gelegenheit, die äußerliche Frömmigkeit der Russen zu beobachten. Mein Kutscher, ein junger Bursche, machte mit einer solchen Verbeugung das Kreuz, daß ich erschraf und glaubte, es fehle ihm vielleicht etwas: es sah aus, als wollte er vom Wagen herabfallen. Als ich mich nach allen Seiten umblickte, bemerkte ich die Kapelle nicht einmal. Die Kutscher verbeugen sich alle, auch der größte Theil der Passagiere; die Fußgänger werfen sich zu Boden, und selbst wenn sie sich umwenden, machen sie das Kreuz und verbeugen sich. Da nun die

*) Das schwedische Wort fors bedeutet Wasserfall; Helsingfors also = Helsing-Wasserfall; Tammerfors Tammer-Wasserfall u. s. w. Forsman, ein Mann vom Wasserfall. Im Finnischen heißt Wasserfall koski, koskinen vom Wasserfall.

***) Lohndroschke.

Kirchen und Kapellen in der Stadt sehr zahlreich sind, so bietet sich für diese äußerliche Frömmigkeit fortwährend Gelegenheit. Viele der Vorübergehenden grüßen auch nicht; es sind entweder Fremde oder keine Orthodoxen. Denn in Petersburg leben auch viele Andersgläubige. Schon die finnische Kirchengemeinde ist evangelisch; und ich weiß, daß hier auch eine estnische evangelische Gemeinde existirt, deren Pastor beim estnischen Volksfest in Dorpat zugegen war; auch sind hier deutsch- und schwedisch-evangelische, ferner deutsche, holländische und französische reformirte, schließlich eine armenische Kirchengemeinde; auch Juden giebt es in großer Zahl.

Nach mehrfachem Hin- und Herfahren führte mich die Droike zu meinem Ziele. Die zur finnischen Kirche gehörenden Gebäude sind recht ansehnlich und meist zwei- bis dreistöckig; alle sahen aus, als ob sie erst frisch getüncht worden wären; auch die Kirche ist ein stattliches Gebäude. Ich finde irgendwo, daß die erste finnische Kirche im J. 1734 erbaut wurde; das jetzige Gebäude wurde im J. 1804 eingeweiht. Auch eine Schule ist daneben. Wenn ich recht berichtet worden bin, so zählt die Petersburger finnische Gemeinde 15,000 Seelen. Aber ich glaube, in dieser Zahl sind auch jene evangelischen Finnen inbegriffen, die außerhalb der Stadt, in der Umgebung wohnen. Denn viele Dörfer um Petersburg herum sind finnisch, was um so weniger auffällig ist, als die Stadt auf finnischem Boden erbaut wurde. Die jetzt Wassili-ostrov genannte Insel hieß finnisch Jäneksen saari = Hafensinsel.

Ich ging in das Haus, in welchem Forsman wohnte, und traf die Familie — mehrere Damen und Herren — beim Kaffe. Sie sprachen sehr gut deutsch; ihre Kleidung ist modern, und das sehr schöne Ameublement deutet auf Wohlhabenheit. Da ich Forsman selbst nicht traf, so ließ ich meine Karte zurück und verabschiedete mich bald von der Gesellschaft. Auf dem Rückweg, in der Nähe der Nawa, wo ich also nicht mehr fehl gehen konnte, entließ ich meinen Kutscher und ging zu Fuß. Wir fielen die in unabsehbarer Reihe sich hinziehenden Fahren und Schiffe auf, die alle mit Brennholz beladen waren; das Holz ist zumieist Birken- und Fichtenholz. Auch in den Höfen der finnischen Kirche hatte ich riesige Holzstöße bemerkt.

Das Straßenpflaster besteht aus kleinen scharfen Kieselsteinen und ist daher für den Fußgänger höchst unbequem. Aber die Trottoirs sind breit und mit Quadersteinen ausgelegt. Der Nawaquai (Nawski-Prospekt) ist großartig, das Pflaster besteht hier aus Granit. Die Straßen sind meist breit. Im Verhältniß erscheinen daher die zwei- und dreistöckigen Häuser fast niedrig.

In der Richtung der Nikolauskirche befindet sich eine kleinere Kirche (Kirche zur Verkündigung Mariä) mit einem vergoldeten Thurm, die ich, da sie offen war, auch betrat. Ein Maler kopirte ein Altarbild, ein Geistlicher sang mit einer tiefen Bassstimme und einige Gläubige kamen und gingen, knieten und beteten. Ueberall viel Gold, was die Wirkung, wenigstens nach meinem Geschmack, sehr beeinträchtigte. Die Kapelle auf der Nikolausbrücke ist dem heil. Nikolaus gewidmet; sein Bild ist in Mosaik gearbeitet; er war der Schutzpatron des Kaisers Nikolaus und darum wurde die Brücke ihm geweiht. Sie besteht aus Granitpfeilern und gußeisernen Bögen. Es ist eine herrliche Brücke, die nach dem rechten Ufer zu bei der Kapelle sich den durchgehenden Schiffen öffnet. Sie liegt sehr niedrig, als ob man die Ueberschwemmungen der Nawa nicht fürchte, die doch oft verheerend sind.

Als ich in's Hotel zurückkehrte, fand ich dort Herrn Tilesius. Wir wollten unter seiner Leitung den mit dem Obersten geplanten Ausflug unternehmen, und er bestellte den Wagen zur Isaakskirche, wohin wir zu Fuß gingen.

Die Isaakskirche steht auf einem gegen die Nawa zu offenen und sehr großen Platz und erscheint im Vergleich zu demselben selbst klein; befindet man sich aber unmittelbar vor ihr, so sieht man erst, wie außerordentlich groß und hoch sie ist. Schon der Unterbau und die steinernen Stufen der Kirche sind bewundernswerth, denn sie sind aus großen Granitblöcken gefertigt. Da das Gebäude ein griechisches Kreuz bildet, so hat es vier gleiche Fronten; jede ruht auf zwei Reihen Peristylen; jede Reihe besteht aus sechs Säulen. Achtundvierzig Säulen zieren also das Aeußere des Gebäudes; und was sind das für Säulen? Jede ist ein runder geschliffener Monolith, aus rothem finnischen Granit, deren Durchmesser 7 Schuh, die Höhe aber 60 Schuh beträgt! Wenn man die herrlichen kolossalen Säulen betrachtet, denkt man unwillkürlich an die Riesearbeit und Mühe, welche das Aushauen der gewaltigen Granitfelsen, der Transport, die Aufstellung und die artistische Bearbeitung gekostet haben müssen. Ich finde nämlich den Charakter des großartigen und herrlichen Gebäudes darin, daß es uns stets an die Arbeit und die Kosten erinnert, und mehr durch die Größe dieser erschreckend wirkt, als daß es durch die liebliche Schönheit uns die keuchende Mühe vergessen ließe, die es hervorgebracht hat.

Da die Thüren bereits geschlossen waren — es war schon gegen Abend — so konnten wir nur das Aeußere des Baues, soweit er von unten sichtbar ist, betrachten. Die Zeichnungen der großen Bronzethüren, ihre Verzierungen seitwärts und oben sind sehr vollkommen. Auf

jeder Seite stehen Wachposten, die bei unserm Herannahen auffsprangen und die Figuren zu erklären begannen. Nichts ist für den Beobachter, der den Eindruck des vor ihm befindlichen Gegenstandes empfindet und frei auf sich wirken lassen möchte, lästiger, als eine solche zudringliche Erklärung, die wir im vorliegenden Falle nicht einmal verstanden. Aber dieser Belästigung kann man nirgend ausweichen. Sie war hier um so unangenehmer, als das Aeußere und die Lagerplätze der Wachen, so zu sagen, sehr ländlich aussahen und zu der ernststen und großartigen Würde des Baues in gar keinem Verhältniß standen.

Die große Kuppel umgeben vier kleinere und niedrigere. Alle sind vergoldet. Die Hauptkuppel ziert noch ein großes vergoldetes Kreuz. Aber trotz des vielen Goldes, das man in der Nähe und von unten ohnehin nicht sieht, ist die Farbe des Gebäudes düster. Die Bronzefiguren sind schwarz, die Granitmassen der Säulen aber und der Stufen braunroth, was gleichfalls dunkel erscheint. Und dies steigert vielleicht noch jene Wirkung des Bauwerkes, die eher abstoßend als anziehend genannt werden kann.

Wir begnügten uns vorläufig mit dem, was wir von dem Gebäude hatten sehen können, setzten uns in den vor der Reiterstatue des Zaren Nikolaus stehenden Wagen und ließen den Kutscher, mit dem wir nicht sprechen konnten (denn Tilefius hatte nicht Zeit, uns zu begleiten), dem früher erteilten Auftrag gemäß über den Newski-Prospekt fahren, um dann zum Sommergarten zurückzukehren. In Petersburg nennt man die großen Gassen Prospekte; darunter ist der Newski der größte, nämlich 4 Werst lang, länger also als eine halbe Meile. Die Pferde (wir saßen in einer zweispännigen Kutsche) gingen in langsamem Trabe und wir konnten das Aeußere der Häuser und die russischen Aufschriften der Firmen lesen, die nur selten französisch, englisch oder deutsch sind. Photographen und Zahnärzte zeigen sich beinahe in jedem zweiten Hause. Zu einer andern Jahreszeit, besonders im Winter, wenn das elegante Publikum Schlitten fährt, könnte sich der Fremde von der Schönheit desselben überzeugen; jetzt aber sind die großen Straßen, wenn auch nicht leblos, so doch von Modespaziergängern entblößt. Die große lange Straße machen aber nicht nur die Häuserreihen bemerkenswerth, sondern auch der Umstand, daß hier jede christliche Gemeinde ihre Kirche hat: die römisch-katholische, holländisch-reformirte, lutherische, armenische. Auf diesem Prospekt ist auch die Kasanerkirche, nach der Jsaakskirche die prächtigste russische Kirche in Petersburg, mit doppelten Säulenreihen, die einen Halbkreis bilden, wie an der Peterskirche in Rom. Den Namen erhielt sie von einem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau, das man

im J. 1579 aus Kasan wegführte und 1821 nach Petersburg brachte. Am Fontanka-Kanal ist die Anitschkof-Brücke, durch vier Kunstgruppen verschönert; eine jede stellt ein Pferd mit seinem Bändiger vor. Wer in Berlin die zwei sich bäumenden Rosse vor dem königlichen Schloß gesehen hat, deren jedes von einem Manne gehalten wird, kann allsogleich bemerken, daß er es hier mit deren Ebenbildern zu thun hat. Und in Wirklichkeit sind es insgesammt Schöpfungen des Baron Klot, und die zwei Berliner Gruppen hat der Zar Nikolaus dem preussischen Könige Friedrich Wilhelm IV. zum Geschenk gemacht.

Am Newski-Prospekt befindet sich auch der Gostinoi dwor (Hof der Gäste), der Bazar. Wir machten bei anderer Gelegenheit die Runde um denselben und bewunderten seine Größe, denn in demselben befinden sich, wie man sagt, 340 Gewölbe und Magazine. Die Benennungen sind übrigens bemerkenswerth, denn sie erzählen uns, woher die Anstalten und deren erste Schöpfer stammen. Das Wort gostin ist das deutsche Gast, das lateinische hospes; die ersten Kaufleute in Rußland waren Deutsche aus den Hansestädten, die als Gäste angesehen wurden. Und bis heutigen Tages nennt der Russe den Kaufmann Gast = gostin. Uebrigens ist auch der Ausdruck kupetz für Kaufmann gebräuchlich, ein Wort, das auch in Ungarn bekannt ist und wieder darauf hinweist, daß unter den Ungarn einst die Slovaken es waren, die den Kleinhandel besorgten. Und wer erinnert sich bei dem Worte gostin nicht daran, daß auch die ersten Bewohner der ungarischen Städte, die gleichfalls zumieist Deutsche waren, von den ersten ungarischen Königen Gäste (hospites) genannt wurden? — Das Wort Bazar ist persisch. Wahrscheinlich haben unter den westasiatischen Völkern die Perfer im Handel einst jene Rolle gespielt, wie die Deutschen im östlichen Europa. Das Wort Bazar kam dann zu den Völkern türkischer Zunge, von diesen zu den Russen und zu den Ungarn. Das türkische bazar günü, ungarisch vásárnap = Markttag und gleichzeitig Sonntag, beweist, daß die Märkte an Feiertagen abgehalten wurden. Wohl will die ungarische Sprache schon den vásár = Markt vom ungarischen vásár (nap) = Sonntag unterscheiden, doch die Märkte auf dem Lande werden noch heute an Sonntagen abgehalten *).

*) Schon an einer andern Stelle wurde erwähnt (s. S. 202), daß die fremden Wörter ebenso viele Daten über die ältern Schicksale der Sprache und des dieselbe redenden Volkes sind. Das beweisen die Wörter gostin, bazar, vásár, kupetz u. s. w.; aber auch das Folgende. Die russische Sprache nennt den Bauer krestianin, das bedeutet Christ. Wie kam es, daß die russische Sprache den Bauer, der Sklave war, Christ nannte? Der Russe, der doch selbst Christ ist, überkam

Der Kutscher fuhr nicht den ganzen Newski-Prospekt hinunter, sondern kehrte früher um und lenkte nach dem Sommergarten, der gleichfalls an der Newa liegt. Dies soll die Lieblingspromenade der Petersburger sein. Wir trafen augenblicklich eben nicht viele Spaziergänger an. Der Garten ist sehr groß, die Bäume sind alt, verrathen aber hie und da den Mangel sorgfamer Pflege. Die Statuen, die an verschiedenen Stellen des Gartens aufgestellt sind, sind sehr staubig, einige sogar verstimmt. Die Unterhaltungslokalitäten sind groß und hübsch, aber auch hier machte es den Eindruck, als fehlte etwas. Mit einem Wort, der ganze Ort bot den Anblick dar, als ob sein einstiger reicher Besitzer gestorben wäre, und der Erbe nur mit halber Lust das Werk desselben fortsetze.

Wir gingen den Garten entlang, der gar kein Ende nehmen wollte. Als wir ihn verließen, nahmen wir vor der draußen stehenden Kapelle, um den pietätsvollen Gebrauch nicht zu verletzen, den Hut ab, und gingen dann nach Hause; denn auch der lange Petersburger Sommertag hatte bereits sein Ende erreicht. Erfüllt von dem Eindruck, den die gesehenen Gegenstände auf uns gemacht, begaben wir uns in Gesellschaft des Herrn Forsman, der sogleich zu uns geeilt war, als er meine Karte erhalten, zum Theetisch. Forsman hatte an den nordwestlichen Ufern des Ladoga-sees eine Reise gemacht und sammelte jetzt in den Petersburger Archiven Materialien für seine Geschichte Finnlands. Ich freute mich sehr, mit ihm bekannt werden zu können.

Forsmann (Koskinen) ist noch ein junger Mann; die schlanke Gestalt und der Anflug von Bart machen ihn eher noch jünger. Er ist Professor der Geschichte an der Helsingforsker Universität. Einige seiner Schriften, wie Kenntnisse der finnischen Volksalterthümer (Tiedot Suomen-suvun muinaisuudesta), der Keulenkrieg (Nuija-sota), welcher den Aufstand des finnischen Landvolkes gegen den Adel behandelt, der dasselbe, bevor Karl IX. König wurde, mißhandelt hatte, die Schrift über die Liven, welche in den Jahrbüchern der Finnischen Gelehrten Gesellschaft in französischer Sprache herausgegeben wurde, habe ich in der ungarischen Akademie besprochen; jetzt schreibt er ein Lehrbuch der finnischen Geschichte, wovon das erste Heft bereits erschienen ist. Koskinen ist nicht nur der

die Benennung von den mongolischen Herrschern, von den kasanischen und andern Chanen. Diese waren Muhamedaner und die Herren der russischen christlichen Unterthanen, die sie einfach Christen nannten; ihnen galt der Christ daher ebenso viel als Bauer und Sklave. Auch nach der Eroberung der Khanate blieb die alte Benennung, um so mehr, als viele vornehme russische Familien von früheren „tartarischen“ Aristokraten abstammen.

eifrigste und, wenn ich nicht irre, der am besten sich qualificirende Pfleger der finnischen Geschichte, sondern im Allgemeinen ein feuriger Vertheidiger und Förderer der finnischen Nationalität. Er ist auch ein thätiges Mitglied der Finnischen Literarischen Gesellschaft, und hat selbst einen großen Theil des größern univerialhistorischen Werkes ausgearbeitet, das die genannte Gesellschaft in mehreren Bänden (5—6) herausgibt.

Bald nach Koskinen trat auch Oberst Karlstedt, der uns im Sommergarten vergeblich gesucht hatte, herein, und wir sprachen von dem Gesehenen und verbrachten heiter und befriedigt den ersten Abend in Petersburg.

Die Petersburger Akademie der Wissenschaften hat Peter der Gr. im J. 1724 gestiftet; die Statuten arbeitete Leibnitz aus. Was dieselbe aber heute ist, wurde sie erst unter Katharina II., die selbst die Wissenschaft außerordentlich liebte*). Die Akademie besteht aus drei Classen: der mathematischen, der russisch-linguistischen und literarischen, und der philologischen Classe. Sie zählt 21 ordentliche, 55 Ehrenmitglieder (darunter einen Ausländer) und gegen 200 correspondirende Mitglieder. Die Krone dotirt sie alljährlich mit 300,000 Rub. Silber oder 1,200,000 Francs.

Da ich von Schiefner erfahren hatte, daß Kunik, ordentliches Mitglied der Akademie, und auch bei uns durch seine historischen Werke bekannt, gegenwärtig in Petersburg sei und im Akademiegebäude wohne, so suchte ich ihn am Morgen des folgenden Tages auf. Seine Wohnung

*) Es dürfte hier der Ort sein, zu erwähnen, daß Katharina II. mit großer Lust und mit Ausdauer an dem berühmten Wörterbuch arbeitete. Sie selbst erzählt in ihrem am 9. Mai 1785 an Zimmermann geschriebenen Brief: „Ihr Brief hat mich aus der Einsamkeit hervorgelockt, in der ich seit nahe 9 Monaten verschlossen war. Sie würden es schwerlich errathen, womit ich mich beschäftigte; ich sage es Ihnen also, denn das geschieht nicht alle Tage. Ich habe etwa 2—300 russische Stammwörter in ein Verzeichniß gebracht und in so viele Sprachen übersetzt, als ich nur auffinden konnte; ihre Zahl übersteigt 200. Ich nahm täglich ein Wort vor und schrieb es in allen Sprachen nieder, die ich finden konnte. (Auch Washington verschickte das von Katharina gefertigte Verzeichniß an alle amerikanischen Gouverneure und Generäle, damit sie aus den verschiedenen Sprachen die entsprechenden Wörter hervorsuchen möchten.) . . . Ich ließ Professor Pallas zu mir rufen, und als ich ihm meine Sünden beichtete, kamen wir überein, diese nützlichen Uebersetzungen herauszugeben u. s. w.“ — So erschien denn: *Glossarium comparativum Linguarum totius orbis*. Petersburg 1787. (Siehe: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprachen. Von Max Müller. Uebersetzt von Dr. Karl Böttger. II. Aufl. Leipzig 1866. I. Bd. S. 120.)

nimmt einen Theil des hoch gelegenen Parterres des Akademiegebäudes ein und sieht auf die Newa, hat also eine sehr schöne Lage. Dabei ist sie groß und bequem. Kunik ist ein kräftiger, sehr beweglicher Mann, dem man es nicht ansieht, daß er so zu sagen ein Büchermurm ist. Seine Junggesellenschaft verräth sich augenblicklich durch zwei allerliebste kleine Hündchen, die auf einem weichen Fußteppich liegen; auch eine Kage streckt sich auf dem Divan mit gebogenem Rücken dem Ankommenden entgegen, und eine Taube hüpfst von einem Kasten auf den andern. „Ich erwartete Ihren Besuch“, mit diesen Worten empfing mich Kunik, und die Bekanntschaft war bald angeknüpft. Da ich Petersburg nur einige Tage widmen konnte, so verabredeten wir, daß er mich morgen in die kaiserlichen Paläste und anderswo herumführen sollte; am folgenden Tag wollten wir einen Ausflug aufs Land machen. Unsere wissenschaftliche Unterhaltung bewegte sich auf dem Gebiete der Urgeschichte der finnischen und ugrischen Völker. Kunik's Ansicht über Ungarn ist (wie schon erwähnt) die, daß dieselben aus einem Gemisch der türkischen Eroberer und der finnischen Unterjochten bestehen, „denn“, sagt er, „die Finnen waren nie Reitervölker, die Türken aber von je her. Da aber auch die Ungarn ein Reitervolk sind, können sie keine reinen Finnen sein.“ Dieser Vorstellung gemäß hätte sich das ungarische Volk auf die Weise gebildet, daß die türkischen Sieger von den Besiegten finnisiert wurden. Dies sei auch der Grund, warum die gleichzeitigen byzantinischen Schriftsteller die Ungarn Türken nannten; und ebenso daher komme es, daß die ungarische Sprache mit der finnischen verwandt sei.

Was so oft geschehen ist, daß die Eroberer die Sprache der Besiegten sich aneigneten (die deutschen Franken z. B., die Longobarden, die Gothen haben überall die Sprache der Besiegten angenommen; ebenso die skandinavischen Krossen oder Russen an den Ufern des Dnjepr, die ugrischen Bulgaren an dem rechten Ufer der Donau, im heutigen Bulgarien u. s. w.), das konnte auch bei den siegenden Türken sich ereignen. Die an Zahl geringeren Eroberer verschwinden überall unter der Ueberzahl der Unterworfenen.

Aber Kunik wußte noch nicht, daß die ungarische Sprache zwar mit der finnischen verwandt ist, aber zur ugrischen Sprachenfamilie gehört; ihre finnische Beschaffenheit ist also ganz gleich derjenigen der ugrischen Sprachen im Allgemeinen. Abgesehen von den Hunnen, deren Ugothenhum gleichfalls sehr wahrscheinlich ist, waren die Bulgaren, besonders aber die Awaren, ugrische Völker, und als Reitervölker sehr berühmt. Es liegt also darin keine Besonderheit, daß letztere Eigenthümlichkeit auch den ugorischen Magyaren zukommt.

Unser höchst interessantes Gespräch wurde durch den Eintritt Europäus', eines unermüdblichen finnischen Forschers, der jetzt in Petersburg weilt, unterbrochen. Er zeigte große Freude, mich zu sehen. Leider mußte ich Kunit bald verlassen, denn auch dieser Tag hatte seine ganz bestimmten Aufgaben. —

Nachdem der Oberst Karlstedt von uns Abschied genommen hatte, eilten wir in die Isaakskirche, wo Tilesius so liebenswürdig war, uns als Cicerone zu dienen. Das Innere der Kirche ist prachtvoll; der Beschauer fühlt Anfangs eine seltsame Beunruhigung, als ob der Wettkampf der Größe und der Pracht ihn beängstigte; die Vergoldung und der Glanz der Edelsteine macht den Eindruck des Ueberladenen. Nur langsam gewöhnt sich das Auge daran, und das Verlangen, zu urtheilen, das sich in Beifall oder Mißfallen äußert, besiegt allmählig jene Unruhe. Am auffallendsten sind: ein das Gewölbe der Hauptkuppel einnehmendes riesiges Bild (die heil. Jungfrau betet, zur Rechten Johannis der Täufer, zur Linken Johannis der Evangelist) und die große Ikonostase oder der Altar. Mehr als 200 Bilder zieren das Innere der Kirche. Der heil. Synod hatte die Zeichnungen erst sorgfältig geprüft, ob sie in Allem mit den Satzungen der Orthodoxie genau übereinstimmten, worauf sie dann die ausgezeichnetsten Künstler malten; die fertigen Bilder wurden hierauf von der Kunstakademie vom künstlerischen Standpunkt aus geprüft und demgemäß nur vorzügliche Bilder in der Kirche aufgenommen. Auf der großen Ikonostase befinden sich in drei Reihen über einander 33 Bilder. Einige Gruppen sind ganz vergoldet, nur Hände und Gesichter sind gemalt. In der Hauptreihe sind der Erlöser und die heil. Jungfrau; zur Rechten des Erlösers der heil. Isaak von Dalmatien, nach dem die Kirche genannt wurde, der heil. Nikolaus und der heil. Peter; zur Linken der heil. Jungfrau der heil. Alexander von der Nawa, die heil. Katharina und der Apostel Paulus. Alexander von der Nawa (Alexander Newski) war Fürst von Nowgorod aus dem Stamme Kurik's, er besiegte im J. 1240 an der Nawa die Schweden und Finnen und ist unter den Heiligen durch seinen Beinamen „von der Nawa“ bekannt. Die in dieser Reihe befindlichen Heiligen sind die Patrone jener Zaren, die die Kirche erbauten, vom Zaren Paul angefangen bis zum jetzt regierenden Alexander II.

Man sagt, die vor der Ikonostase befindlichen Malachitssäulen seien einzig in ihrer Art; ebenso werthvoll sollen auch die Säulen aus Lapis-lazuli sein; aber ihr Eindruck ist nicht so mächtig, wie der der Malachitssäulen. —

Die zweite Reihe der Ikonostase besteht aus weißem Marmor, in seinen Feldern befinden sich eingerahmte Bilder.

Alles, was das Auge erblickt, ist prächtig, alles Arbeit der gewissenhaftesten Künstlerhand, wenn auch, wie gesagt, das zu viele Gold einen weniger angenehmen Eindruck macht.

Sieben große Kronleuchter hängen in der Kirche, zur Benutzung bei feierlichen Gelegenheiten, wo dann auch die Kuppeln beleuchtet werden. Wer sie gesehen hat, kann sie nicht genug rühmen.

Die Kirche hat keine Orgel; aber ihre Sänger sind sehr berühmt.

Mit Bewunderung beschaut man die Gegenstände, deren Anzahl uns überwältigt. Selbst die Figuren der Bronzethüren sind vorzüglich.

Bei einer andern Gelegenheit betraten wir auch das Dach der Kirche. Die Größe, Ausdehnung, kurz das Kolossale des Baues fühlt man oben weit mehr, als wenn man unten umhergeht. In den Thürmen über den kleinen Kuppeln hängen Glocken, deren Klang wir leider nicht gehört haben. Den Thurm über der großen Kuppel umgeben 24 Säulen aus finnischem Granit. Unser Auge wandte sich von dem Gebäude oft der Stadt zu, die man von hier in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen kann. Schade, daß der Horizont nicht ganz rein war. Aber nichtsdestoweniger bot sich uns ein großartiges Bild dar. Ungern dachte ich an Pest und dessen Anblick vom Ofener Schloßberge, denn mit Petersburg hält es in dieser Beziehung keinen Vergleich aus. Die russische Hauptstadt hatte schon im J. 1864 550000 Einwohner; sie ist auf verhältnißmäßig viel größerem Terrain erbaut als Pest, das mit Ausnahme einiger größerer Gebäude nur ganz gewöhnliche, wenn auch schöne Wohnhäuser besitzt, und das so zusammengedrängt ist, daß es nur einen einzigen größern Platz aufweisen kann. — —

Ich kann mir nicht helfen, aber immer wieder fielen mir bei der Staatskirche die Mühen des Baues und die Kosten ein. Als wir von dem vielen Schauen übersättigt hinausgingen, frug ich: wie viel konnte doch der Altar gekostet haben? In Bastin's Buch *) finde ich, daß das Gebäude von 1818—1839 28 Millionen Frs. und wieder in den Jahren 1840—1864 39 Millionen verschlang. Zu dieser großen Summe kommen noch die Kosten der innern Ausschmückung, die gleichfalls bedeutend sind. Nach Bastin kosteten die Malereien des Plafonds 1 Million Francs; die vergoldeten und sammtnen Teppiche der Altäre 359020 Frs. Die geweihten Gefäße, Leuchter u. s. w. ebenfalls bedeutende Summen. Die Malachit- und Lapis-lazuli-Säulen der großen Kronostase sollen ohne das Material 895000 Frs. gekostet haben.

*) Guide du Voyageur à St. Pétersbourg etc. Par Bastin. St. Pétersbourg 1867.

Vor der Isaakskirche gegen die Nema zu breitet sich ein großer offener Platz aus. Links von der Kirche, von der Nema aus gesehen, liegt die Admiralität, rechts die Palais des Senats und des h. Synods. Auf dem zwischen der Admiralität und dem Senatsgebäude gelegenen Plage, gegenüber der Isaakskirche, steht die Reiterstatue Peter's des Gr. Peter der Gr. sitzt entblößten Hauptes auf einem an dem Fuße eines Felsens sich bäumenden Pferde; er schaut gegen die Nema und streckt seine Hand aus, als ob er auf die am jenseitigen Ufer befindlichen Gebäude zeigte. Eine Schlange wird von den Füßen des Pferdes getreten. Die Reiterstatue steht auf einem großen Granitsockel, der von einem Nachbardorfe herbeigebracht worden sein soll. Der Fels war ursprünglich 45 Schuh lang, 25 Schuh breit und 30 Schuh hoch; während des Behauens aber sprang er entzwei und wurde zusammengeflückt. Jetzt ist er 14 Schuh hoch, 20 Schuh breit und 43 Schuh lang; die Statue selbst ist $17\frac{1}{2}$ Schuh hoch. Der Stein zeigt also dem Auge nicht das Massive, das man nach den Beschreibungen erwarten sollte; er ist aber mit der Statue symmetrisch. Auf den beiden Seiten ist die Inschrift zu lesen: „Petro primo Catharina secunda; Petru pervomu Ekaterina vtoraja.“ Die feierliche Enthüllung fand am 7. Aug. 1782 statt. Diese Reiterstatue Peter's des Gr. wird für die erste in Petersburg gehalten. Der Beobachter kann sie leicht mit der Reiterstatue des Zaren Nikolaus vergleichen, die sich auf dem der Isaakskirche entgegengesetzten Platz befindet und die am 25. Juni 1859 enthüllt wurde. Der Zar sitzt in vollständiger Militäruniform, einen Helm auf dem Haupt, zu Pferde. Der Piedestal besteht aus verschiedenfarbigem Granit und ist übermäßig hoch. Die Reliefarbeiten stellen Szenen aus dem Leben des Zaren dar. Das ganze Monument ist so steif, als ob es eine Riesenspuppe wäre. Die einzwängende Uniform und der Helm, so scheint es, schaden auch der vorzüglichsten Statue. Um wie viel edler ist das Petermonument!

Das Gebäude der Admiralität ist gewissermaßen der Mittelpunkt der Stadt; von dort verzweigen sich wie die Flügel eines Fächers die einzelnen Straßen; der Newski-Prospekt, die Erbsengasse (Gorochovaja) und der Auferstehungs-Prospekt (Vosnessensky). Auf dem Admiraltätsplatz zwischen dem Winterpalast und dem Palast des Etat-Majors befindet sich die Alexanderssäule, die der Zar Alexander I. am 30. Aug. 1832 zu Ehren des heil. Alexander Newski errichten ließ. Es ist die höchste Monolithssäule der neuern Zeit; ihre Höhe beträgt ohne Piedestal und Spitze 84 Fuß. Der Stein war ursprünglich 102 Schuh hoch; doch machte man ihn kürzer aus Furcht, der 14 Schuh dicke Durch-

messer könnte die 102 Schuh Höhe nicht ertragen. Der Piedestal der Säule ist 25 Schuh hoch und ebenso breit, und besteht gleichfalls aus einem Granitblock; die Spitze ist 16 Schuh, der darauf befindliche Engel 14 und das Kreuz 7 Schuh hoch; die vollständige Höhe der ganzen Säule beträgt also 146 Fuß.

Wenn wir uns erinnern, daß Petersburg auf Sümpfen erbaut ist, so können wir leicht einsehen, daß nicht nur die Isaakskirche und die Alexandersäule, sondern im Allgemeinen jedes größere Gebäude auf Pfählen ruht, wie die Markuskirche und im Allgemeinen ganz Venedig. — — —

Nachdem wir den Vormittag und die Mittagstunden an dem linken Ufer der Newa verbracht hatten, widmeten wir den Nachmittag einem Ausflug auf die Inseln. In der Vorstellung, welche man sich nach Beschreibungen von Petersburg bildet, würden so herrliche, mit Bäumen und Rasenplätzen geschmückte Inseln, als wir in der That zwischen den Verzweigungen der großen Newka finden, kaum denkbar sein; um so weniger so schöne und viele Sommerwohnungen mit Gärten, wie solche auf der Insel erbaut wurden. Im Vergleiche hiezu sind die Donauufer bei Pest=Ofen fast kahl und öde zu nennen.

Unzählige Rähne und viele kleine Dampfschiffe befahren in jeder Richtung die Newa. Die Rahnpromenade ist nicht blos deshalb so unterhaltend, weil der große reine Wasserspiegel das Auge ergötzt, sondern weil sie die große Ausdehnung und bunte Mannigfaltigkeit der Stadt an den Newaufern uns vorführt. Wenn man aus der Stadt heraustritt zwischen die Sommerhäuser auf den Inseln, die zum größern Theil aus Holz erbaut sind, mit zierlich geschnitzten Veranden und Blumengärten, so glaubt man fast, man befinde sich auf irgend einem Schweizer See, dessen Umgebung berglos. Nur die lange helle Nacht erinnert uns daran, daß wir im Norden sind. Pappeln und Birken, sowie Tannen, sind ziemlich zahlreich; der Boden ist dem Baumwuchs hier so günstig, daß selbst die vorjährige große Dürre keinen Schaden verursachte.

Der Sommer 1868 war nämlich in den nördlichen Gegenden, besonders Rußlands, außerordentlich trocken und heiß. Erinnern wir uns an die Wald- und Steppenbrände, von welchen die Zeitungen berichteten. Augenzeugen erzählten mir, daß Petersburg mehrere Wochen hindurch beständig in Rauch gehüllt war, denn die Gegend rings umher brannte. Die Bäume mußten natürlich stark darunter leiden, was im Sommergarten noch jetzt zu bemerken ist. Nur die Inseln der Newa blieben verschont, da der Boden hier außerordentlich viel Feuchtigkeit besitzt. In Folge dieser Dürre war auch in Ostpreußen, noch mehr in Litthauen,

Liv- und Estland und den angrenzenden russischen Gouvernements großes Glend. Nur Finnland hatte sich nach den vielen vorhergegangenen Mißjahren einer reichen Ernte zu erfreuen.

Spät Abends kehrten wir von unserer Spazierfahrt heim. Während des Thees nahm ich die Nummer vom 17./29. Juni der „St. Petersburger Zeitung“ zur Hand und las dort das Urtheil, das in dem berühmten Morschanski-Prozesse gefällt war. Schon mehrere Male war desselben Erwähnung geschehen, weshalb mich der officiële Bericht sehr interessirte. — Doch wird es hier am Plage sein, einen Blick auf die religiösen Verhältnisse Rußlands zu werfen.

Von dem großen russischen Reiche, das 394000 □ Meilen beträgt, kann eigentlich nur

das europäische Rußland	mit	88032	□ M.
die kaukasische Statthalterschaft	„	8034	„
Westibirien (Tobolsk und Tomsk)	„	42742	„
Ostibirien (Irkutsk)	„	12786	„
	im Ganzen	151694	□ M.

als Staatsgebiet in Betracht kommen; seine übrigen asiatischen Besitzungen sind noch Colonialgebiet.

Laut statistischen Angaben kommen

auf diese	151694	□ M.	65,575000	Einwohner
„	6850	„	in Finnland	1,843000
„	2315	„	„ Polen	4,972200

Abgesehen von Finnland, dessen Einwohnerzahl nach der finnischen Statistik im J. 1865 1,843253 Seelen betrug, deren größter Theil (über 1,802000) evangelisch, und abgesehen von Polen, dessen größter Theil (3,805000) katholisch ist, gehören im eigentlichen Rußland 59 Mill. Seelen zur russischen oder orthodoxen Kirche. Obwohl letztere von den Gesezen bis zum Extrem beschützt wird (s. S. 100—102), kommen in derselben doch Schismen oder, wenn man will, Ketzereien vor. Wir haben schon der Naskolniken Erwähnung gethan (S. 18 u. 104), doch wollen wir hier darlegen, warum sie von der herrschenden Kirche sich absondern.

Die russische Kirche war, so lange das griechische Reich bestand, in steter Verbindung mit dem Patriarchat von Konstantinopel. Der russische Metropolit residirte bis 1328 in Kiew, und siedelte dann nach Moskau

über; denn die Herrschaft der russischen Fürsten am Dnjepr wurde von den litthauischen Fürsten abgelöst. Auch Kiew kam zur Zeit der Bagelonen unter polnische Botmäßigkeit. Da das östliche oder griechische Reich immer mehr der Hilfe der westlichen Mächte gegen die übermächtigen Türken bedürftig wurde, so war der Patriarch von Konstantinopel bereit, in der Hoffnung auf Hilfeleistung, den Primat des Papstes anzuerkennen. Die Union zwischen beiden Kirchen wurde auch auf dem Florenzer Concil den 6. Juni 1439 geschlossen und auch von dem Moskauer Metropolitens Isidor unterschrieben *). Eitles Bestreben! die orientalischen Bischöfe wollten die Union mit den Lateinern nicht und wiesen sie zurück; daß sie in Rußland Erfolg gehabt hätte, ist um so weniger zu glauben, als letzteres in kirchlicher Beziehung vom Patriarchen in Konstantinopel noch nicht unabhängig war.

Als die türkische Eroberung das griechische orientalische Kaiserthum vernichtet hatte, mußte auch das Verhältniß der russischen Kirche zur frühern Kirchenhoheit sich ändern. Die Abhängigkeit hörte auf und die orientalischen Patriarchen erkannten im J. 1589 den Moskauer Metropolitens als fünften Patriarchen an.

Die liturgischen Bücher der russischen Kirche waren aus dem Griechischen übersetzt worden. Es mag sein, daß schon bei der ersten Uebersetzung oder durch spätere Copien manche Abänderungen vorgekommen waren; genug, die gebräuchlichen Bücher waren hier und dort von einander, sowie von den griechischen Originalen abweichend. Die Anhänger der russischen Kirche bekümmerten sich jedoch anfangs weniger um die Theologie; als um die äußern Ceremonien. Nachgerade entstand aber der Wunsch, die Kirchenbücher von den eingeschlichenen Fehlern zu säubern, und der Moskauer Patriarch Nikon (1652—1665) stellte sich an die Spitze einer in diesem Sinne anhebenden Bewegung. Ein in Moskau 1667 abgehaltenes Concil billigte auch die liturgische Reform und beschloß, dieselbe in den Kirchen einzuführen. Aber vielen gefiel diese Neuerung nicht, und sie wollten die verbesserten liturgischen Bücher nicht

*) Die Bedingungen der Union sind folgende: Die orientalische Kirche anerkennt den Primat des Papstes. Das Dogma von der Emanation des heiligen Geistes behalten beide Theile nach ihrer bisherigen Auffassung. Das Fegfeuer nehmen auch die Griechen an. — In jener Union, welche der Jesuit Pesserin im ehemaligen Polen und die Jesuiten Herenessy und Várany mit Hilfe der Graner Erzbischöfe Pappay und Kellonich in Ungarn und Siebenbürgen durchführten, ist außer den obigen 3 Artikeln für die griechische Kirche noch enthalten: Die Ehe des niedern Klerus, der Genuß des Kelches durch die Laien und das gesäuerte Brod. — Die Unionsformel des Florenzer Concils siehe: Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. II. Bd. IV. Abth. S. 541 u. f. w.

annehmen. Der angewandte Zwang erweiterte das Schisma noch mehr. Diejenigen, welche sich wegen der neuen Bücher von der Mutterkirche loslösten, nannte und nennt man noch heute Raskolniki (Geschiedene) oder Staroverzi (Altgläubige). — Später wurde die Trennung noch bedeutender. Wir wissen, daß Peter der Gr. im J. 1721 das Moskauer Patriarchat aufhob, sich zum Haupt der Kirche machte und die Besorgung der Kirchenangelegenheiten dem durch ihn ernannten h. Synod *) anvertraute (s. S. 102). Im J. 1723 wurde das patriarchalische Recht des Synods auch von dem h. Stuhl in Konstantinopel anerkannt. Er residirte zuerst in Moskau und siedelte dann nach Petersburg über.

Diese Veränderung, von Peter dem Gr. durchgeführt, berührte das religiöse Leben weit mehr, als die früheren liturgischen Reformen, und rief daher auch lebhaftere Antipathien hervor. Hinter dem Namen der Raskolniki und Staroverzen verbergen sich heute auch jene, die gegen den Zarenepiskopat sind, und es ist hieraus erklärlich, warum die russische Regierung die Verfolgung des Raskols mit solchem Eifer betreibt.

Es existirt aber auch in der russischen Kirche eine Sekte, deren Bestehen wir kaum begreifen können, nämlich die Sekte der Skopzen. Skopetz, in der Mehrzahl skoptzi, bezeichnet soviel wie Verschnittene. Diese sonderbare Sekte gefährdet den Bestand der Gesellschaft und das Gesetz verfolgt sie auf das Strengste. Was noch unverständlicher ist, ist der Umstand, daß die Sekte der Skopzen auch in den wohlhabenden Classen Anhänger zählt, wie der Morschansker-Prozeß, der vor dem Criminalgericht zu Tambow verhandelt wurde, bewiesen hat. Das Urtheil in diesem Prozesse lautet: 1) Maxim Kusmin Plotizyn, Kaufmann erster Gilde und Ehrenbürger in Morschansk, wird, da er zur Sekte der Skopzen gehörte, dieselben beschützte, ihre ketzerischen Lehren verbreitete, seines Ranges, seiner Rechte, seiner drei Verdienstzeichen und des St. Annenordens verlustig erklärt, und nach dem östlichen Sibirien verbannt, wo er unter strengster Aufsicht zu halten ist. Zu derselben Strafe wird auch dessen Schwester Tatjana Jegorowna Plotizyn verurtheilt. 2) Zekaterina Zakowlewna Glintschikoff, und außerdem noch 19 namentlich angeführte Männer und Frauen, manche mit einer oder mehreren Töchtern, werden, weil sie zur Sekte der Skopzen gehörten und die Verstümmel verheimlichten, ihrer Rechte verlustig erklärt und nach dem östlichen Sibirien unter strengster Aufsicht verbannt. „Da aber unter denselben auch bejahrte Leute sich befinden, die vielleicht schon

*) Der heilige oder dirigirende Synod besteht aus 12 höheren Geistlichen und einem kaiserlichen Procureur.

lange verstümmelt sind, so beantragt der Gerichtshof auf Grund der Klagverjährung Straferlaß.“ 3) Um Erlaß derselben wird auch für zwei besonders genannte Skopzen angefleht. 4) Von Iwanow Kusnezow, Bauer, der sich selbst und 11 Personen, darunter Angehörige seiner Familie, verstümmelte, verliert alle seine Rechte und wird zu vier Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. 5) Einige Personen werden in Verdacht gezogen. 6) Das vorgefundene Geld übergibt der Gerichtshof den gesetzlichen Erben Plotizyn's. 7) Die 10000 Rubel, welche Seljapufin dem Polizei-Aufseher anbot, fließen in den Staatsschatz. 8) Wegen der verschwundenen Kapitalien wird keine weitere Untersuchung eingeleitet.

Aus diesem Urtheil ersehen wir einmal, daß zur Sekte der Skopzen sowohl Männer als Frauen gehören; dann, daß die Sekte aus zahlreichen und wohlhabenden Gliedern besteht, denn Einer derselben (Seljapufin) wollte die Polizei mit 10000 Rubeln bestechen. Bezüglich der verschwundenen Gelder hörte ich, daß die Summe dessen, was bei den Skopzen gefunden wurde, eine Million übersteige. Als jedoch der Fiskus seine Hand darauf legen wollte, fand man das Geld nicht mehr. Die Behörde erschrak, als sie sah, wie groß die Verzweigung der Sekte sein müsse, und darum verzichtete sie auch darauf, dem Verschwinden des Geldes weiter nachzuforschen. — Nur dem gründlichen Kenner der russischen Gesellschaft wäre es möglich, die Entstehungsursachen einer so schwärmerischen Sekte zu entdecken.

Historisch bedeutsamer ist jener Gegensatz, welcher sich im russischen Polen zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche entwickelte, und welcher mit ein Hauptgrund für den Untergang Polens wurde.

Wie wir wissen, wurden die an der Weichsel wohnenden Slaven (Polen) Anhänger der abendländischen oder römischen, die am Dnjepr wohnenden (Ruthenen, Russen) Anhänger der orientalischen oder griechischen Kirche. Dieser Glaubensunterschied erstreckt sich von Litthauen bis zu den nördlichen Comitaten Ungarns; in Galizien bildet namentlich der Fluß San die Grenze zwischen der polnischen oder römisch-katholischen und der ruthenischen oder griechischen Nationalität. Als unter den Bagellonen Litthauen und Polen (zu welchem letzteren seit Kasimir III. oder dem Großen [1334—1370] auch Klein-Rußland gehörte) vereinigt worden und die Siege Stephan Báthory's und der Könige aus dem Hause Wasa die Grenzen des polnischen Königreichs immer mehr erweiterten hatten, gehörte das ursprüngliche Ruthenenthum in Klein- und Roth-Rußland und Wolhynien zur „polnischen Republik“. Von Anfang an also berührten sich in Polen die abendländische und orientalische Kirche und, wie es scheint, ohne große Rivalität, denn auch die russischen

Fürsten neigten öfters zum Papstthum hin. Der größte, auch vom Volk am meisten gefühlte Unterschied beider Kirchen bestand in der Sprache der Liturgie, die in den römisch-katholischen Gemeinden die lateinische, in den griechischen die altslawische oder slawonische war.

Unter dem letzten Jagellonenkönig Sigmund II. († 1572) herrschte in Polen völlige Religionsfreiheit; neben der katholischen und orthodoxen Kirche griff auch die Reformation Platz. Letztere wurde jedoch durch die von den Jesuiten in Scene gesetzte Gegenreformation, die bald zur Richtschnur der polnischen Politik wurde, verdrängt (s. S. 30, 31, 66 u. f. w.) und seitdem Protestanten wie Griechen auf's heftigste verfolgt. Die Wasa's Sigmund III., 1588—1632, Wladislaus II., 1633—1648, und sein jüngerer Bruder Johann Kasimir (vormals Geistlicher und Cardinal, 1669 in ein französisches Kloster getreten) sind eifrige Werkzeuge der Jesuiten. Ein solcher, Anton Possévin, veranlaßt unter Sigmund III. 1590—1596 die Griechen zur Union mit der katholischen Kirche (s. Anmerk. S. 247); der König verkündigt am 15. Dec. 1506 dieselbe mittelst eines Univerfales und bedroht gleichzeitig alle, die hartnäckig bei der griechischen Kirche verbleiben würden. Man betrachtete aber die Union nur als Uebergangsstadium zur vollständigen Rekatholisirung; darum veränderte man stets die Liturgien und setzte die Unirten bei jeder Gelegenheit und immer mehr zurück. So kam es, daß allmählich beinahe der ganze Adel zum Katholicismus übertrat und die unirte Kirche bei den Polen nur noch Bauernreligion genannt wurde, wodurch im Volke begreiflicher Weise die heftigste Antipathie gegen die katholische Kirche genährt wurde.

Die Kosaken forderten schon bei der Wahl Wladislaus' IV. gleiches Recht mit den Adelligen und die Unterlassung der Kirchenverfolgungen. Die Unzufriedenheit unter ihnen war soweit gestiegen, daß sie sich durch Waffengewalt unter Führung Bogdan Chmielnicki's zu helfen suchten. Johann Kasimir war genöthigt, mit ihnen Frieden zu schließen und zu gestatten, daß der griechische Metropolit Sitz und Stimme im Senat habe. Dagegen sträubte sich der polnische Fanatismus; der Bürgerkrieg brach wieder aus, Chmielnicki und seine Kosaken schlossen sich den Russen an, und Polen mußte 1654 Klein-Ruthenien (Klein-Rußland, Smolensk, Kiew, Czernigow, Severien u. f. w.) den letzteren abtreten.

Die Glaubensverfolgungen in Polen nahmen jedoch jetzt auch noch kein Ende, ja die Landtage vom J. 1717 und 1723 beraubten die Protestanten und Griechen jeglicher Rechte. Im J. 1766 forderten Rußland, Preußen, England und Dänemark von dem polnischen Landtag die Gleichstellung der „Dissidenten“ mit den Katholiken, und jene vereinigten sich

in der sogenannten General=Conföderation zur Bekämpfung der Gegenpartei. Die thatsächliche Einmischung der Nachbarstaaten in die polnischen Angelegenheiten führte zur ersten Theilung Polens im J. 1772. In jenem Theile, der an Rußland kam, lockte Katharina II. einen großen Theil der unirten Griechen (etwa eine Million Seelen) zur russischen Kirche hinüber.

Der Zar Nikolaus setzte im J. 1828 zur Verwaltung der Angelegenheiten der unirten Kirche ein griechisch-unirtes Collegium ein, welches die alten liturgischen Bücher wieder in die Kirchen einführte, und durch die Erziehung der Geistlichen den Anschluß an die orthodoxe Kirche zu befördern begann. Nach der polnischen Revolution im J. 1830 aber, welche die unirten Griechen den Russen in die Arme trieb, hob die Polozker Synode von 1839 die Union auf, worauf sich abermals 2000 Kirchengemeinden mit 2 Millionen Seelen der russischen Kirche angeschlossen. Auf der zum Andenken hieran geprägten Medaille liest man auf der einen Seite: Gewalt entriß sie im J. 1596, Liebe vereinigte sie wieder im J. 1839.

Seit dem polnischen Aufstand 1863—1864 drängt die russische Regierung die katholische Kirche auf ein immer engeres Gebiet. Der Ukas vom 20. Nov. 1864 ordnet die Aufhebung aller römisch-katholischen Mönchs- und Nonnenklöster an, die am Aufstande theilgenommen haben, sowie solcher, die weniger als 8 Mitglieder zählen. Die Ausführung dieser Verordnung erfolgte in der Nacht vom 27. auf den 28. November so, daß in jedem aufzulösenden Kloster um Mitternacht ein Offizier in Begleitung einer Anzahl Soldaten erschien, die Kasse versiegelte, und den Insassen befahl, sich auf 4¹/₂ Uhr bereit zu halten, entweder in ein anderes Kloster, oder wem es gefiele, ins Ausland abzureisen, zu welchem letzterem Zwecke ein Reisegeld von 150 Rubeln zur Verfügung gestellt wurde.

Von den 12 Klöstern in Warschau wurden 9 aufgehoben; im Ganzen 110 Mönchs- und 4 Nonnenklöster. — So tauchen gegenwärtig im großen russischen Reiche auf dem Gebiete der Kirche Erscheinungen auf, wie sie im westlichen Europa seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht gesehen worden sind. Der Leser möge sich auch jener kirchlichen Bewegungen erinnern, welche sich in den baltischen Ländern in den Jahren 1845—1846 zutragen.

Am folgenden Tage erwartete uns Kunitz, um uns in die kaiserlichen Museen und zu andern Sehenswürdigkeiten zu führen. Jenseits der Nikolausbrücke, gegenüber der Kunstakademie, befinden sich zwei eigenthümliche Sphynxe, die man im J. 1832 aus Egypten hieherbrachte. Es ist Schade, daß diese Alterthümer unter freiem Himmel stehen. — Neben der Kunstakademie befindet sich der Rumjanzow-Platz mit einem Marmorobelisk zu Ehren Rumjanzows Sadunaiskoi. Letzterer zeichnete sich als Feldherr Katharina's II. im türkischen Kriege aus; er errang bei Kagul einen großen Sieg und umzingelte jenseits der Donau das türkische Heer bei Schumla, worauf die Pforte den Frieden von Kutschuk-Kainardsche schließen mußte (1774), der in den Ländern des Schwarzen Meeres die Russen zu Herren der Türken machte. Rumjanzow aber, als der erste russische Feldherr, der die Türken jenseits der Donau geschlagen hatte, erhielt den Beinamen Sadunaiskoi (von jenseits der Donau).

Wir ruderten über die Newa. Der Winterpalast und die Eremitage, in der sich die Museen und kaiserlichen Sammlungen befinden, ferner die Admiralität, die Isaakskirche, und weiter der Palast des Senats bilden eine Reihe von Gebäuden, wie man sie wohl selten finden dürfte. Obwohl die Paläste hoch sind, so erscheinen sie doch im Vergleich zur Breite der Newa und deren Ufer von weitem niedrig.

Die Eremitage (l'Hermitage) verdankt ihr Entstehen Katharina II., welche im J. 1768 neben dem Winterpalast ein Gebäude errichten ließ, um sich dahin vom Geräusch des Hofes zurückzuziehen und ihre freie Zeit in Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, die sie außerordentlich begünstigte, zu verbringen; daher der Name Eremitage, Einsiedlerei. — Die Zarin ließ die bereits erworbenen Kunstgegenstände einstweilen in der Eremitage unterbringen, und als das Gebäude allmählich für dieselben zu klein wurde, erbaute sie daneben ein zweites (1777), welches durch eine Bogenhalle mit dem ersten verbunden wurde. Auch der Zar Alexander I. vermehrte die Sammlung außerordentlich. Kaiser Nikolaus beschloß später, daß alle Gegenstände, welche in den kaiserlichen Palästen zerstreut angehäuft lagen, in einem Gebäude vereinigt werden sollten und berief den berühmten Münchener Architekten Klenze, den Erbauer der Münchener Glyptothek, der an Stelle der alten Eremitage ein neues Gebäude errichtete, das den Namen des alten beibehielt. Klenze erbaute es im griechischen Style. Im J. 1840 wurde der Bau begonnen, im J. 1850 vollendet. Die Einweihung geschah 1852. Das im griechischen Geschmack errichtete Gebäude paßt wohl nicht recht zum Winterpalast, neben welchem es sich ein wenig zu niedrig ausnimmt.

Die Museen der Eremitage sind während der zwei Sommermonate Juli und August für das Publikum geschlossen: aber Kunik war als Director in der glücklichen Lage, uns alles zeigen zu können. Doch dieses Wort: „alles“! sagt dem, der größere Sammlungen kennt, daß wir eigentlich sehr wenig gesehen haben. „Hier eilen wir nur durch, um vom Ganzen einen Begriff zu bekommen, wir werden dann bei den bedeutenderen Gegenständen länger verweilen“ — so lautete es oft aus dem Munde unseres Führers, vor dem die kaiserlichen Diener große Ehrfurcht bezeugten. „Durchfliegen Sie aber die Säle der Eremitage, die Bildergalerie, die Statuensammlung, die griechischen, römischen, scythischen, russischen Alterthümer u. s. w., so werden Sie bald müde werden, und weder mehr sehen wollen, noch können.“ Die russischen Zaren haben viel zusammengekauft und blieben niemals zurück, wenn irgendwo ein berühmter Gegenstand oder eine Sammlung zu erwerben war. Viele und vortreffliche Gegenstände sind in diesen großen Sälen angehäuft, deren äußere Ausstattung nicht nur glänzend, sondern auch geschmackvoll ist. — In der großen Münzsammlung zeigte uns Kunik unter Anderm ein Geldstück Iwan's, eines Zeitgenossen von Mathias Corvinus, auf dessen einer Seite das Bild des ungarischen Königs Ladislaus des Heiligen, auf der andern dasjenige Iwan's zu sehen war. Iwan hatte nämlich von Mathias ein Geldmuster erbeten und erhalten. Dasselbe enthielt auf der einen Seite das Bild des Königs Ladislaus, das Iwan nun auch auf seine russischen Geldstücke schlagen ließ. Mit vielem Interesse betrachtete ich jene alten Münzen, die noch aus rohen, ungeprägten Silberbarren bestehen. Von diesen Barren mußte man jedesmal das gewünschte Stück abschlagen; das russische Wort Rubel stammt daher, denn rubit, rublivat bedeutet soviel als „abschlagen“. Auch die finnische Sprache hat das Andenken an jene alte Gestalt des Geldes bewahrt, denn sie nennt auch das Wechseln in kleine Münzen brechen; särjen rahaa = ich breche Geld, d. h. ich wechsele Geld.

„Setzen Sie sich und ruhen Sie ein wenig aus“, sagte unser Führer nach einer Weile, und verschwand. Bald darauf kam er in Uniform zurück. „Wir gehen in die kaiserlichen Gemächer und ich muß mich dem Reglement fügen.“ — Was sollen aber wir thun? — „Oh, die Reisenden machen natürlich eine Ausnahme!“ —

Wir gingen aus der Eremitage in den Winterpalast hinüber, der gerade gesäubert wurde. Auch der Winterpalast wurde unter Katharina II. im J. 1762 vollendet. Am 17. December 1837 entstand daselbst, wahrscheinlich in Folge unvorsichtigen Heizens, Feuer, und trotz aller Anwendung von Löschmitteln verbrannte der größte Theil des Innern.

Doch schon im J. 1839 war das Gebäude wieder hergestellt. Die Säle sind großartig und prachtvoll; in dem einen hängen die Bilder der russischen Herrscher, in einem andern die der russischen Generale. Unfasselndsten ist der Saal der Kaiserin, der sogenannte weiße Saal, mit der herrlichsten Aussicht auf die Newa. Seine Schönheit, sagt man, zeige sich bei Beleuchtung noch besser, als am Tage. In einem Saal des zweiten Stockwerkes werden die Kronjuwelen bewahrt, die Krone des Kaisers, der Kaiserin, das Scepter u. s. w. Auch das Auge des Laien kann vom strahlenden Glanz der Diamanten und der sanfteren Perlen bezaubert werden; besonders prachtvoll ist die Krone der Kaiserin aus lauter Brillanten. Am Scepter strahlt der berühmte Orlov-Diamant, den man für einen der ersten hält. — Nicht so prachtvoll, aber von größerem historischen Interesse sind die Zimmer, in welchen die Reliquien Peter's des Gr. gesammelt und aufbewahrt werden. Von seinem treuesten Conterfei bis zu seinem Spazierstock ist alles beisammen: sein Hobel, seine Drechslerbank, sein Wagen, seine Kleider, Fernröhre, Bücher u. s. w. —

Aber noch ein anderes interessantes Andenken Peter's des Gr. existirt in Petersburg: und das ist das erste Haus, das er im J. 1703 erbauen ließ und bewohnte. Es befindet sich am rechten Ufer der Newa auf der zweiten Insel, die von der kleinen und der großen Newa gebildet wird, nicht weit von der Festung. Vom Winterpalast lenkten wir unsere Schritte dahin.

Wie bescheiden und klein ist dieses Haus! Es ist 55 Schuh lang und 20 Schuh breit; im Innern befinden sich nur zwei Zimmer und eine Küche. Links das Speise- und Schlafzimmer, rechts das Arbeitszimmer; sie sind so niedrig, daß der Kopf des hohen Mannes die Balken berührt haben muß. Dort sieht man einen Holzfessel, auf dem er, wie man sagt, jeden Abend auszuruhen pflegte; ein Segelschiff, welches er selbst verfertigt hat u. s. w. Alles wird in dem einstigen ursprünglichen Zustand erhalten; über das kleine Häuschen hat man ein zweites gebaut, welches jenes wie ein Futteral umgiebt. Im Speise- und Schlafzimmer ist jetzt eine Kapelle errichtet, da hier jenes wunderthätige Bild sich befindet, das Peter in jeder Schlacht bei sich getragen haben soll. Das Bild genießt große Verehrung und lockt von Weitem viele Pilger heran. Darum betet hier beständig ein russischer Geistlicher, und zwar mit einer Bassstimme, wie ich sie bisher nur von russischen Geistlichen vernommen habe. In der einstigen Küche, sowie auch in der Kapelle, sind die Geschenke der Gläubigen aufgehäuft.

Zwischen dem kleinen Häuschen und der Festung ist eine Kirche

aus Holz, gleichfalls von Peter erbaut, und im J. 1710 eingeweiht. Auch diese Kirche wird in ihrem frühern Zustand erhalten; alles, was erneuert werden muß, wird nach dem Muster des Alten hergerichtet.

Auch die Festung stammt von Peter dem Gr. Der erste Grund wurde im J. 1703 gelegt; zu gleicher Zeit begann er hier eine Kathedrale aus Holz zu erbauen, an deren Stelle in den Jahren 1712—1733 eine steinerne entstand, in welcher die Kaiser seit Peter I. bestattet werden. Auch diese Kirche ist prachtvoll, wie überhaupt fast alles, was wir bisher in Petersburg gesehen; aber die zierliche Reinheit vermißt man mitunter. — Die Wände der Kirche bedecken Trophäen, als: Fahnen, Schilder, Waffen u. s. w., die im schwedischen, türkischen, persischen, polnischen und französischen Kriege erbeutet wurden.

Auf dem Rückweg besuchten wir noch die zoologische Sammlung der Universität, in welcher man das Skelett eines Mammuths und den Schädel eines andern noch viel größern sehen kann; ja unter einem Glas befindet sich sogar ein Stückchen behaarte Haut desselben. Diese Ueberreste einer ausgestorbenen Thiergattung, mit der verglichen unser heutiger Elephant klein ist, stammen aus den sibirischen Eisgegenden.

Wir wollten wenigstens einen Ausflug in die Umgebung machen. Kunik rieth uns Zarskoje Selo an, und versprach uns einen jungen Mann zum Begleiter. Derselbe trat auch den andern Tag früh Morgens zu uns ins Zimmer, und stellte sich uns als einen Herrn Lerch vor. Wir lernten in ihm bald einen jungen Gelehrten kennen, der bereits in der Schriftstellerwelt durch ein Werk über eine Reise durch Bockara und über die kurdische Sprache bekannt war. Seine Persönlichkeit machte ihn uns zu einem liebenswürdigen Führer, und unsere spätere Begegnung mit ihm in Stockholm und Kopenhagen steigerte unser Interesse für ihn. Nach kurzer herzlicher Begrüßung brachen wir von unserm Hotel auf. Lerch begann gleich mit ein Paar Droiken zu unterhandeln, in deren einer meine Frau mit einer Nichte Platz nahm, und die auch sogleich davonjagte. In dem Moment trat Europäus zu uns, was uns ein wenig aufhielt. Auch ich setzte mich darauf mit meiner zweiten Nichte in eine Droike, die ebenfalls rasch davonflog. Als ich mich nach Lerch umblicke, in der Meinung, er folge uns, ist er verschwunden. Auf der Nikolausbrücke schaue ich abermals aus, doch zeigt sich nichts; auch die vor uns abgefahrene Droike ist unserem Gesichtskreise entrückt. Es war eine fatale Situation, da Lerch der einzige von uns war, der russisch konnte. Mein Kutischer machte vor der Brücken-

kapelle die nothwendigen Ehrfurchtsbezeugungen, doch mit einer solchen Behemenz, daß die Zügel ihm aus den Händen fielen. Ich ward dadurch aufmerksam, betrachtete den Mann, sprach ihn, so gut ich konnte, an und nahm nun wahr, daß er total betrunken war und sich kaum noch auf seinem Sitz aufrecht erhalten konnte. Auch mit einem nüchternen Russen hätte ich mich nur sehr schwer verständigen können; was sollte ich vollends mit dem Betrunkenen anfangen? Daß er dem ersten Wagen nachfahren solle, oder direkt zur Bahn, oder warten, bis der nachkommende uns erreiche, das Alles konnte ich russisch nicht ausdrücken. Ich rief daher nur: Zarskoje Selo! worauf er irgend etwas zurückbrumnte. Unser Wagen rollte schnell von der Brücke herab in eine Gasse; ob es die richtige sei, vermochte ich nicht zu bestimmen, selbst nicht einmal, ob mein betrunkenener Kutscher sich bewußt sei, wohin er uns fahren solle. So ging es immer weiter und weiter, bis wir merkten, daß das Wagengerassel in den Straßen abnahm. Ich ließ darauf den Kutscher anhalten, was mir nur mit Mühe gelang, stieg aus und lief in jedes Geschäft, jedes Wirthshaus hinein. Ich spreche deutsch, französisch; Niemand, der mich versteht. Ich rufe von Neuem: Zarskoje Selo! der Kutscher brummt und fährt weiter. Wir mußten uns bereits in einer Vorstadt befinden; jedenfalls war mir klar, daß wir nicht zum Bahnhof führen, denn die Gegend war völlig menschenleer. Endlich hält der Kutscher und steigt ab, als wolle er nicht weiter fahren. Auch wir steigen aus, gehen Straße auf, Straße ab, sprechen jeden Vorübergehenden an, kein Mensch, der deutsch oder französisch verstände! Die Zeit drängte, wir mußten zum Zuge eilen, denn wenn wir uns verspäteten, so waren die Andern in großer Verlegenheit. Endlich erblicke ich Jemanden, der einem Juden ähnlich sieht; ich schöpfe Hoffnung, denn ist er es, so versteht er gewiß deutsch. So war es denn auch. Der Fremde war so freundlich, ein gut Stück mit uns zu laufen, bis wir einen Wagen fanden; wir setzten uns auf und fuhren rasch zum Bahnhof. Dort hatte man zum Glück noch nicht zum dritten Mal geläutet. Unserer Gesellschaft hangte schon um uns. Wir konnten nun doch mit einander unseren projectirten Ausflug unternehmen.

Die Eisenbahn nach Zarskoje Selo ist die erste Rußlands. Der Reisende verläßt auf ihr rasch Petersburg, um zwischen Gärten aufs Land zu gelangen, das wohl flach ist, in dessen Hintergrunde sich aber gegen Osten ein Erdrücken erhebt, auf welchem Zarskoje Selo liegt. Der Boden scheint nicht unfruchtbar zu sein. In den Dörfern, die wir passirten, wohnen Deutsche, die zumeist Kartoffeln bauen, wofür die nahe Stadt einen guten und sichern Absatzort bietet. — Zarskoje Selo

ist nur 25 Werst ($3\frac{1}{2}$ Meilen) von Petersburg entfernt. Es besteht zumeist aus hölzernen Häusern, wie es scheint Sommerwohnungen. Die Straßen sind gerade, sehr breit und staubig. Auch hier zeigt sich an den Bäumen noch die vorjährige Dürre.

Unser Cicerone Lerch führte uns zunächst zu seinem Onkel, dem Director des Arsenal's. Derselbe ist ein liebenswürdiger alter Herr, von deutscher Abstammung und Bildung. Seine Wohnung liegt in einem Garten zwischen reichbelaubten Bäumen.

Nach einem kurzen Aufenthalt hieselbst gingen wir ins Arsenal, ein neueres, im gothischen Styl erbautes Gebäude, nicht sowohl Waffenmagazin, als vielmehr Museum für Kunstgegenstände, welche die Kaiser gesammelt haben. Es wurde vom Zaren Nikolaus errichtet. Vor dem Eingange stehen ein Paar alte schwere Kanonen, welche in den dänischen Gewässern gefunden und vom Könige von Dänemark zum Geschenk dargebracht wurden. Sie stammen aus dem XV. Jahrhundert und gehören, wie man sagt, zu den ältesten Kanonen. Zu ebener Erde befindet sich ein runder Saal, den mittelalterliche Waffenträger hüten. Aus dem Saal, den mehrere kleinere Zimmer umgeben, führt eine Wendeltreppe ins obere Stockwerk, welche mit schönen und seltenen Waffen und Fahnen aller Zeiten und Völker geschmückt ist. Auch aus dem ungarischen Feldzug von 1849 zeigt man Honved-Waffen und -Fahnen. Im oberen Saale sieht man acht mittelalterliche Reitergestalten in voller Rüstung. Unter Anderm wird als Curiosum der Schild des deutschen Kaisers Maximilian gezeigt. Auch Geschenke der türkischen Padi'schahs und persischen Schahs glänzen hier.

Während wir die Sehenswürdigkeiten rundum betrachteten, kam nun auch der alte Director im Uniformsfrack und wendete als vorzüglicher Kenner der kostbarsten Gegenstände auf diese unsere Aufmerksamkeit. Er hat auch für den Kaiser die seltensten Stücke, so z. B. den Schild Maximilian's, mit bewundernswerther Genauigkeit gezeichnet und gemalt.

Das Arsenal liegt im kaiserlichen Garten, der den Palast umgiebt. Außer jenem befindet sich in demselben noch unter Anderem eine künstliche Ruine, in deren Thurm der berühmte Christus Dannecker's, eine weiße Marmorstatue, aufgestellt ist.

Die kaiserlichen Glas- und Treibhäuser sind so groß, wie vielleicht nirgends sonst in der Welt. Der Zar des ausgedehntesten Reiches kann in seinen Gärten die Früchte der verschiedensten Klimate vereinigen, und die Früchte des eigenen Klimas zu ungewohnter Zeit zur Reise bringen. Der Gärtner liefert schon Erdbeeren für den kaiserlichen Tisch, wenn die äußere Natur noch unter der Schneedecke starret; er liefert sie centner-

weise. Wir sahen die endlose Reihe von Töpfen, in welchen die neuen Erdbeerensetzlinge wuchsen. Der lebenswürdige Gärtner spendete uns Trauben und Pflirsche (16. Juli), die mit denen in Pest wetteifern können. Die Glasdächer der Treibhäuser, in welchen die Obstbäume stehen, waren herabgenommen und durch Netze ersetzt, welche die Bäume vor den Vögeln schützen.

Den Palast, 700 Schuh lang, ließ Katharina II. im J. 1744 erbauen. Die Piedestale und Köpfe der Statuen und Säulen, die Vasen, die Schnitzwerke und die übrigen Verzierungen des Palastes sind alle vergoldet. Die Vergoldung kostete mehr als eine Million Rubel. Nach einigen Jahren begann jedoch das Gold unter den Witterungseinflüssen zu leiden. Die Unternehmer der Reparaturen sollen eine halbe Million für die alten Goldblätter angeboten, Katharina jedoch, wie die Anekdote erzählt, geantwortet haben: „Ich pflege meine alten Kleider nicht für Geld zu verkaufen.“ — Jetzt sind nur die Kuppeln der Kirche und der Thurm vergoldet.

Das Innere des Palastes, die Kapelle, die Säle sind außerordentlich luxuriös. Die Wände des sogenannten Lapis-lazuli-Saales sind mit Lasurstein-Plättchen ausgelegt. Der Fußboden besteht aus Elfenbein mit Perlmutterblümchen. Der Saal ist nicht sehr groß, sucht aber vielleicht seines Gleichen. Der Bernstein-saal gilt als das Wunder des Palastes; seine Wände bestehen aus lauter Bernstein, den Friedrich der Gr. Katharina zum Geschenk dargebracht hat. Die gelbe, hie und da fleckenhafte Farbe macht auf das Auge gerade keinen angenehmen Eindruck; wo aber existirt wohl noch ein solcher Saal? Das Schlafzimmer Katharinens hat Porzellanwände und ruht auf grün-rothen Marmorsäulen. Den chinesischen Saal schmücken die schönsten chinesischen Vasen und chinesischen Verzierungen. Mit einem Wort, der Palast, der Garten und alles, was darinnen ist, zeichnen sich durch Großartigkeit, ja durch Pracht aus; diese zwei Eigenschaften charakterisiren den Hof der Zaren.

In der Nähe von Zarskoje Selo liegt Pawlowsk, ein Dorf, welches Katharina II. im J. 1775 ihrem Sohne Paul schenkte. Dieser ließ sodann im J. 1780 daselbst ein Lustschloß bauen. Dasselbe erhielt nach dem Brande von 1803 die heutige Gestalt. Das Innere konnten wir leider nicht sehen. Der Garten und die Lusthäuser sind sehr hübsch. Ein schöner Rasen, so scheint es, ist der Tummelplatz der Petersburger Kinder. Hier sah ich zuerst ein sogenanntes Springnetz. Um einen eingegrabenen Mastbaum ist ein dichtes starkes Seilnetz gebreitet. Das Ganze gleicht gewissermaßen einem ausgespannten Regenschirm, dessen Spitze in der Erde steckt und dessen Stock in die Luft ragt. Man kann

auf dem Seilnetz, das einen großen Umfang hat, springen; je größer das Gewicht, mit welchem der Springer das Netz berührt, desto größer auch die Kraft, mit der er in die Höhe geschleudert wird.

Pawlowsk ist überhaupt ein Vergnügungsort der Petersburger. Es besitzt ein „Vauxhall“ mit Speisesaal und Garten. Im Sommer ist hier mehrmals die Woche Concert von 7—11 Uhr Abends. Diesen Sommer spielte hier die bekannte Strauß'sche Capelle ihre beliebtesten Walzer. Bei schönem Wetter sitzen die Gäste im Freien; bei ungünstiger Witterung im Saal. Auch dieser ist außerordentlich groß, mit endlosen Reihen von Stühlen, unter denen man sich beinahe verirren kann. Hier dürfen aber natürlich auch die Unterhaltungsräume nicht klein sein, da nur so die großen Ausgaben gedeckt werden können. Und gewiß geht die Strauß'sche Capelle, die ja auch in Wien so außerordentlich beliebt ist, nicht umsonst nach Pawlowsk.

Am 5./17. Juli verließen wir auf dem Dampfer Grefve (lies gréve) =Berg Petersburg; vorher aber waren wir noch mit Kunit auf die Dächer der Isaakskirche gestiegen, die Stadt und deren Umgebung zu besichtigen. Der Horizont war trübe und von letzterer eigentlich nicht viel zu sehen; aber das Panorama der Stadt breitete sich klar vor unseren Augen aus. Noch im J. 1702 war hier nichts als ein großer Morast gewesen. Peter der Gr. benutzte den ersten Sieg über Karl XII., der seine Zeit und seine Soldaten in Polen vergeudet, um sich hier ein Fenster zu machen, durch das er nach Europa ausschauen könne. Er trieb im Frühlinge des J. 1703 eine Anzahl Finnen, Russen, Kosaken und Tartaren an die Mündung der Newa und ließ sie hier arbeiten und bauen; auch nachher sammelte er zu diesem Zweck, nach russischer Manier, d. h. mit Gewalt, jährlich gegen 40000 Arbeiter. Mit riesigem Menschen- und Arbeitsaufwand wurden die ersten Häuser und Paläste, wurde langsam die Stadt erbaut. Viele Jahre hindurch mußte jedes Schiff und jeder Wagen, der in die neue Stadt fuhr, eine bestimmte Menge Steine zur Straßenpflasterung anführen. So entstand die Stadt, die nun unter den ersten Städten Europas nicht den letzten Platz einnimmt.

Bei der Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes fallen aus der Vergangenheit besonders zwei große Gegensätze auf; der eine: Karl XII. und Peter der Gr.; der andere: das polnische und russische Volk. Karl XII., ein tapferer Soldat, ein streng sittlicher Mensch, aber trotzig und eigensinnig, wie ein schlecht erzogener Knabe, und kurzschichtiger

Politiker, richtete die große politische Macht eines vortrefflichen, gebildeten Volkes zu Grunde. Peter der Gr., tapfer und leidenschaftlich wie ein Wilber; aber fähig, sich zu beherrschen wie ein Weiser, ein weitschauender Politiker wie sonst Keiner zu seiner Zeit, ergriff mit eiserner Hand ein großes ungebildetes Volk, damit es den Boden abgebe für eine entsprechende große politische Macht.

Der zahlreiche polnische Adel war stolz auf seine Freiheit, wie sie nach seinem Dafürhalten einzig in Europa, weil er den König wählen konnte und die Schicksale des Reiches in seinen Händen hielt. Aber seine Freiheitsliebe war so sehr unvernünftig und negativ, daß er selbst der religiösen Duldung keinen beständigen Raum gewähren konnte oder wollte, noch weniger aber die Fähigkeit besaß, sich zu beherrschen, d. h. etwas von seiner Freiheit dem Wohl des Landes zum Opfer zu bringen. Er handelte, als ob seine Freiheit auch ohne Reich bestehen könnte, und begrub sich endlich mit unter den Trümmern desselben. Der russische Adel übte vor Peter dem Gr. kaum irgendwelchen Einfluß auf die Geschichte des Landes; nach Peter dem Gr. aber besaß er nie irgendwelche gesetzliche politische Bedeutung. Im Allgemeinen kann man sagen, daß seit Ivan dem Schrecklichen (1533—1584) bis zur letzten Theilung Polens, kein politischer Factor in Rußland existirte, der die Macht des Zaren hätte beschränken können. Rußland ward mächtig, obgleich daselbst nicht der kleinste Schatten eines solchen politisch berechtigten Factors existirte; Polen aber fiel, obwohl der Adel daselbst im eminenten Sinne politische Rechte genoß. Doch seine Wahlkönige, was waren sie, diese Auguste und Poniatowskis, gegenüber einem Peter dem Großen und einer Katharina im autokratischen regierten Rußland?

